~~UNS. 162 H. 14~~

Vet. Ger. III B. 140

A. Philips 1874.

Digitized by Google

Kleine Schriften.

Zur

Politik und Literatur.

Von

R. E. Prutz.

Erster Band.

Merseburg,
Louis Garcke.
1847.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
25 JUL 1960
OF OXFORD
LIBRARY

Vorwort.

Schon längst ist die Theilnahme, welche sowohl der Besprechung öffentlicher Angelegenheiten im Allgemeinen, als besonders auch der Literaturgeschichte geschenkt wird, über die Grenzen der eigentlichen gelehrten Welt hinausgeschritten. Auch das größere Publikum hat angefangen, sich für diese Gegenstände zu interessiren; auch die Lesewelt als solche hat sich übergessen an jener ephemeren, leichtfertigen Literatur, welche, gleich entfernt von wissenschaftlichem wie künstlerischem Ernst, nichts will als unterhalten, nichts bezweckt als zu zerstreuen, gleichviel durch welche Mittel; auch sie trägt Verlangen nach einer solidern, nahrhafteren Lectüre — einer Lectüre, welche, indem sie durch eine

gebildete, anmuthige Form das Schönheitsgefühl des Lesers befriedigt, zugleich seinen Geist beschäftigt, seine Kenntniß erweitert, seine Gesinnung kräftigt und erhebt. —

Diesem Bedürfniß entgegenzukommen, ist die vorliegende Sammlung bestimmt. Dieselbe enthält, neben einigen politischen und belletristischen Versuchen, welche ich der Nachsicht des Publikums hier zum ersten Mal übergebe, der Mehrzahl nach solche Aufsätze, welche schon früher, in Journalen und Zeitungen, einzeln veröffentlicht waren und sich hier bereits, wenn ich den mir von verschiedenen Seiten her zugekommenen wohlwollenden Aeußerungen Glauben schenken darf, einige Theilnahme erworben haben. Mit Vorbedacht jedoch und der Absicht meines Buches gemäß, habe ich meine Auswahl dabei auf solche Aufsätze beschränkt, die erstlich, ganz abgesehen von der zufälligen Stimmung des Tages, schon um ihres Gegenstandes willen ein allgemeineres und dauerndes Interesse in Anspruch zu nehmen — und die zweitens auch durch eine gewisse Mannigfaltigkeit des Stoffes dem Leser einige Unterhaltung zu versprechen schienen.

Auch bei diesen indeß habe ich mich keineswegs auf einen bloßen Wiederabdruck beschränkt: vielmehr der Achtung, welche ich vor dem Publikum hege, und

ebenso sehr der Sache selbst glaubte ich es schuldig zu sein, die betreffenden Aufsätze bei dieser Gelegenheit einer aufmerksamen und sorgfältigen Durchsicht zu unterwerfen und namentlich Alles, was an ihren bloß gelegentlichen, journalistischen Ursprung erinnern möchte, zu entfernen. — So, wer sich die Mühe geben wollte, die gegenwärtige Gestalt dieser Aufsätze mit ihrer früheren zu vergleichen, würde sich überzeugen, daß in den meisten kaum eine Seite, oft kaum eine Zeile ohne Veränderung (und wie ich hoffe: Verbesserung) geblieben ist. Sogar in einigen Fällen ist von der ursprünglichen Abfassung nichts übrig geblieben, als allein der Titel: so daß die vorliegenden Aufsätze sich zum Theil als völlig neue, selbständige Bearbeitungen früher behandelter Gegenstände darstellen. —

Daß bei alledem durch alle diese einzelnen Aufsätze, wie abweichend ihr Stoff, wie verschieden die Zeit ihrer Abfassung, dennoch der Faden einer gemeinsamen Ueberzeugung, der Zusammenhang bestimmter, gemeinschaftlicher Principien hindurchgeht, und daß somit diese Sammlung, wie bunt ihr Aeußeres, dennoch zum Wenigsten einer geistigen — oder auch wenn man will: sittlichen Einheit, eines gemeinsamen Ziel- und Mittelpunktes nicht entbehrt: dies, wie ich

hoffe, wird auch für den flüchtigsten Leser so deutlich zu Tage liegen, daß es einer ausdrücklichen Hinweisung kaum mehr bedarf.

Was endlich die beiden novellistischen Versuche, je am Schluß des Bandes, anbetrifft, so bitte ich, dieselben für nichts mehr anzusprechen, als sie selbst sein wollen: Lückenbüßer, zu Gunsten solcher Leser, die nun einmal kein Buch in die Hand nehmen mögen, in welchem nicht auch etwas Belletristisches. Solche Leser pflegen in ihren Ansprüchen denn auch genügsam und nachsichtig zu sein; nur in der Voraussetzung, daß sie es auch in diesem Falle sein werden, hab' ich meinem Buche jene beiden Anhänge mitgegeben.

Und so möge denn das Ganze eine freundlich wohlwollende Aufnahme finden.

Halle, October 1846.

R. E. Prutz.

Inhalt.

Seite

I. Zur Politik.

1. Der nächste Krieg . . . . . 1.
2. Vaterland? oder Freiheit? . . . . . 64.

II. Zur Literatur.

1. Zur Geschichte der deutschen Uebersetzungs-Literatur: Sophokles . . . . . 109.
2. Die niederländische Literatur im Verhältniß zur deutschen . . . . . 196.
3. Ueber Reisen und Reiseliteratur der Deutschen . 232.
4. Ueber die Armuth der komischen Literatur, besonders der Deutschen . . . . . 258.
5. Stellung und Zukunft des historischen Romans . 279.
6. Nicolaus Lenau. . . . . 292.

III. Die Sage vom Mädelstein . . . . . 353.

I.

Zur Politik.

Der nächste Krieg.

Seit mehr denn dreißig Jahren genießt unser Vaterland eines ununterbrochenen äußern Friedens. Die Wolken, die sich vor einiger Zeit, Verderben drohend, über dem Rhein aufthürmten, haben sich längst als ein bloßer blauer Dunst erwiesen, aus welchem nichts Kriegerisches hervorgegangen, es müßten denn etwa die Bundesmanöver sein, die seitdem, in alljährlicher Wiederkehr, unsern Prinzen so viel zu reisen, unsern Generalen so viel zu schmausen, unsern Zeitungen so viel zu bewundern geben. Die Welt ist ruhiger, denn je. Handel und Wandel blühen: die Eisenbahnactien, gleichviel ob sie steigen oder fallen, unsere Banquiers wissen sich durch beides zu bereichern: und wenn auch hie und da eine Leinewebersamilie zu Grunde geht oder ein Dutzend Garnspinner verhungern, so verhungern sie im Stillen.

Es scheint daher beinahe thöricht, in diesen glücklichen Friedenszeiten von Krieg, sogar von einem nahen und nächsten Krieg, zu sprechen. An dieser vollen Tafel des Genusses, an der es unserm betriebsamen Zeitalter so wohl zu Muthe ist, wer wird ein Auge haben für den blutigen Schatten Banquo's, den wir heraufbeschwören?

Und doch ist das Unternehmen vielleicht weder so thöricht, noch so überflüssig, als es scheint. Es kommt dem Verfasser dieser Zeilen nicht in den Sinn, sich zum Schutzredner jener jugendlich ungestümen Wünsche aufzuwerfen, welche, aufgestachelt durch einen unbestimmten Drang nach Thaten und Abenteuern, den Krieg fordern, weil es der Krieg, und den Frieden verwerfen, weil es der Frieden ist. Haben wir auch, seit dreißig Jahren, den erschütternden Anblick eines Schlachtfeldes innerhalb des Vaterlandes nicht gehabt, haben wir auch nicht persönlich empfunden, was es heißt, der Feind im Lande, alle Sicherheit des Besitzes aufgehoben, Väter, Brüder, Söhne einem ungewissen, gewaltsamen Schicksale preisgegeben: so ist doch die Erinnerung an frühere Kriegszeiten noch keineswegs so ganz erloschen, so haben wir doch so viel blutige Beispiele wenigstens in unserer Nähe gesehen, um zu wissen, daß der Krieg allerdings nicht ganz so poetisch ist, wie unsre jungen Dichter es sich vorstellen mögen, wenn sie „mit nackter Brust, auf hohem Roß, dem Tod

entgegenreiten" — nämlich zu Hause, auf dem Schreibsessel. Im Gegentheil, wir wissen sehr wohl, daß der Krieg in der That seine sehr ernsthaften, praktischen Seiten hat, ja daß er, unter allen Umständen, ein Ding ist, mit welchem man nicht spielen soll, auch nicht einmal mit der Vorstellung desselben.

Allein ebenso wenig wolle man uns zumuthen, die antiquirte Menschenfreundlichkeit derjenigen zu theilen, die von einem ewigen Frieden zu träumen wagen. Auch diese Vorstellung mag ihr Poetisches haben. Es liegt etwas Urweltliches, etwas Paradiesisches in diesem Aufhören aller Gegensätze, in dieser allgemeinen und ewigen Mittagshelle, die über der Welt aufgehen soll: und wir begreifen wohl, wie Menschen von übrigens gesunden Sinnen sich allen Ernstes mit der Grundlage eines ewigen Friedens haben beschäftigen können. Doch werden dies immer nur abstracte Denker, nur Philosophen, allenfalls Poeten gewesen sein, niemals praktische Politiker oder auch nur Historiker im Allgemeinen.

Denn die Historie selbst, was ist sie anders, als der ewige Uebergang vom Krieg zum Frieden und wieder aus dem Frieden in den Krieg? Zwar nicht so, als ob jemals Krieg oder Frieden an sich Zweck und Inhalt der Geschichte gewesen wären. Aber es sind die Formen, in deren nothwendigem und unabläßigem Wechsel alle

Geſchichte ſich bewegt: gleicher Weiſe, wie in dem Wechſel von Tag und Nacht, von Ausathmen und Einathmen, von Geburt und Tod alles natürliche Daſein enthalten.

Ja wir wollen ſogar noch weiter nachgeben und uns auch die Meinung derjenigen gefallen laſſen, welche, nicht ohne eine gewiſſe ſittliche Geringſchätzung, die Kriege die Krankheiten der Völker nennen. Auch dies mag ſein: ſo iſt auch die Krankheit eine nothwendige Bedingung des körperlichen Organismus, ſogar in gewiſſem Sinne ſeine Ehre und ſein Recht. Die Gefahr der Krankheit droht nur dem Lebendigen; nur das Organiſche, das Entwicklungsfähige unterliegt der Möglichkeit, in dieſer Entwicklung geſtört zu werden. Auch lehrt uns die Wiſſenſchaft, daß dasjenige, was wir, in der Sprache der Laien, gemeiniglich die Krankheit nennen, vielmehr nur der energiſche Verſuch des Körpers iſt, den ſchlummernden Krankheitſtoff aus ſich zu entfernen und, auf dem Wege der Krankheit, erſt recht geſund zu werden. Zugegeben alſo, daß die Krankheit ein Uebel iſt: ſo iſt ſie zum Wenigſten ein nothwendiges und heilſames.

Nicht anders der Krieg. — Nur ſchwache Organismen, deren innerliche Lebenskraft bereits erſchöpft iſt, gehen an der Krankheit, das iſt: an dem Geneſungsverſuch, zu Grunde; nur für ſchwache und abgelebte Nationen iſt der Krieg ein Unglück, weil ſie allein außer Stande

sind, ihn durchzuführen. Für alle Uebrigen hat sowohl die Eine, wie der Andere, vielmehr den Werth einer reinigenden Krisis, welche die Lebenskraft sogar erhöht und den Körper gesunder macht, als er gewesen. —

Warum wir aber bei diesen Allgemeinheiten, die kaum für irgend Jemand etwas Neues enthalten können, uns so lange aufhalten? Weil in Deutschland noch immer die Sitte (oder richtiger die Unsitte) herrscht, wissenschaftliche Untersuchungen ohne Weiteres auf den Boden der Moral hinüberzuspielen und das Gewissen verantwortlich zu machen für Behauptungen und Ansichten, für welche allenfalls die wissenschaftliche Bildung oder die gelehrte Kenntniß einzustehen haben. Ganz besonders ist dies in allen politischen Discussionen der Fall. Und nun gar ein Schriftsteller, welcher es wagt, den Krieg, dieses entsetzliche Schreckbild unsrer speculirenden Zeitgenossen, dieses Mene Tekel unsers schwelgenden Jahrhunderts, als etwas Bevorstehendes, etwas Nothwendiges, vielleicht sogar etwas Wünschenswerthes darzustellen — wird er nicht bei der unendlichen Mehrzahl unsers Publicums ohne Weiteres dem Verdacht eines neuerungssüchtigen, unruhigen Kopfes, wenn nicht gar eines bösen und schadenfrohen Herzens unterliegen? Diesem Verdachte wünscht der Verfasser zu entgehen: nicht zwar im Interesse seiner Person — wo wäre der Schriftsteller in Deutschland,

der auch nur wenige Jahre an der Literatur des Tages Theil genommen, und wäre nicht gegen alle persönlichen Angriffe, Angriffe der mannigfachsten Art: der Kritik, der Polizei, ja der eigenen Partei, abgehärtet, wie man zu sagen pflegt, bis auf die neunte Haut?! Wenigstens, wer es nicht ist, der trägt lediglich selbst die Schuld; an der Gelegenheit werden unsre wackern Mitbürger es schwerlich irgend Einem haben fehlen lassen. — Wohl aber wünscht der Verfasser es im Interesse der Sache, welcher er eine so vorurtheilsfreie Aufnahme, eine so sorgfältige und leidenschaftlose Prüfung verschaffen möchte, wie nur irgend möglich. Und darum, in diesen einleitenden Worten, hat er lieber etwas trivial sein wollen und die Unparteilichkeit seines Standpunktes wohl gar bis zur Farblosigkeit treiben, als durch paradoxe und einseitige Behauptungen diesen oder jenen Leser mit einem Argwohn erfüllen, durch den er sich einer genauern Prüfung der nachfolgenden Darstellung von vorn herein möchte überhoben halten.

Wir kehren also nunmehr zu unserm ursprünglichen Thema zurück. Ist der Krieg, durch ein ewiges Gesetz der Geschichte, etwas Nothwendiges und Unvermeidliches, das irgend einmal eintreten *muß* und mithin jeden Augenblick eintreten *kann*, so giebt es auch keine Zeit, in welcher es *nicht* an der Zeit wäre, von ihm, als etwas Bevorstehendem, zu sprechen und sich in seinen Ge-

danken auf ihn vorzubereiten. Im Gegentheil, je länger der Friede bereits gewährt hat, je naturgemäßer und also je wahrscheinlicher ist es, daß er mit Nächstem zu Ende geht. In diesem dreißigjährigen Frieden selbst, den wir genießen, liegt die Gewährleistung des nahen Krieges.

Aber es kommt noch Anderes und Wichtigeres hinzu. Denn seien wir ehrlich! Dieser Friede, mit dem wir uns so Großes wissen, ja mit dem wir uns rühmen, wie andere Völker sich rühmen würden mit dreißig Jahren voll Kampf und Sieg und glänzender Eroberung — seien wir ehrlich! es ist niemals ein ächter und eigentlicher Friede gewesen, weder nach innen, noch nach außen. Es ist ein künstlicher und gemachter Zustand, in welchem wir uns befinden. Man hat bekanntlich einen eigenen Kunstausdruck dafür erfunden: bewaffneter Friede — das ist hölzernes Eisen. Der Frieden eines Volkes hat nur dann Werth und ist nur dann wirklich so zu nennen, wenn er auf der gleichmäßigen Entwicklung aller Richtungen, der höchsten Harmonie der gesammten Kräfte, der freiesten Sicherheit des volksthümlichen Daseins beruht. Ist der Krieg die Krankheit, so muß nothwendig der Friede die Gesundheit sein. Aber daß wir gesund wären, daß wir uns sicher und frei fühlten in den gegenwärtigen Formen unsrer Existenz, wer wagte es zu behaupten? Selbst die Regierungen können es nicht,

ja sie am Wenigsten, da eben sie es sich so überaus angelegen sein lassen, den Stoff der Krankheit zu verfolgen und durch geistige Sperrungen seiner wachsenden Ausbreitung in den Weg zu treten.

Der Wiener Congreß, den wir noch immer als die wesentliche Grundlage insbesondere unserer inneren Zustände zu betrachten haben, ist das *πρῶτον ψεῦδος*, aus welchem diese unselige Halbheit unserer Gegenwart, diese Zwittergeburt des „bewaffneten Friedens", hervorgegangen ist. Man hat zu früh aufgehört Krieg zu führen; darum hat man es zu keinem rechten Friedensstande gebracht. Die Bewegung der sogenannten Freiheitkriege wurde von unsern Regierungen, es mag dahingestellt bleiben, ob mißverstanden oder absichtlich mißgedeutet. Jedenfalls hat man diese Kriege nicht als das begriffen, was sie eigentlich waren, und nicht den Frieden gewährt, den sie verlangten, wenn es überhaupt wahrhaft ein Friede werden sollte. Das Ziel der Freiheitkriege war — die Freiheit; in diesem einzigen Umstand des Namens hat der wahre Sinn dieser Kriege sich erhalten. Frei ist man aber nicht dadurch schon, daß man Napoleon geschlagen und abgesetzt hat und die Franzosen aus dem Land getrieben: das war die erste und anfänglichste, wir möchten sagen, die trivialste Voraussetzung der Freiheit. Freiheit ist Selbstbe-

stimmung: die Entfernung des fremden Drucks war die erste, die negative Seite der Aufgabe. Ihr hätte die andere und wichtigere, die positive Constituirung zu einem selbstbestimmten, selbstthätigen, freien Volke nachfolgen müssen. Aber dies Größere sind wir uns selbst noch schuldig geblieben. Der Krieg der Völker wurde beendigt durch einen Frieden der Könige — heißt das endigen?! Man trieb die Krankheit, der man freien Lauf zu lassen nicht wagte, weil man über sich selbst nicht sicher war, ob man sie aushalten würde, gewaltsam in den Körper zurück und glaubte den Kranken genesen, indem man ihm reine Wäsche anzog und eine Krücke in die Hand gab — heißt das genesen?!

Vielmehr im Innern hat die Krankheit fortgewuchert. All unser Zollvereinsjubel, all unsre Rheinliedstaschenspielerei, all unser Dombauschaugepränge und die Eisenbahnen und die Orden, die man für Kunst und Wissenschaft stiftet, und die hunderttausend Thaler, die man uns an Steuern nachläßt: es kann Alles die wachsende innere Unzufriedenheit nicht beschwören, es kann nicht die brennende Sehnsucht befriedigen, die unser Vaterland verzehrt, o wenig, wie Censurmaßregeln, Einkerkerungen und Aechtungen sie gewaltsam ersticken können. Wir wollen die Göttin umarmen: und man bietet uns die Wolke; wir hungern nach Brod: und man reicht uns

einen Stein. — Das mag lange gehen, aber es geht nicht ewig; die gehemmte Bewegung der Freiheitkriege muß von allen wissentlichen und unwissentlichen Abirrungen am Ende doch wieder auf ihre ursprüngliche Bahn zurücklenken und das Schwert wiederherstellen, was die Federn verdorben haben. —

Nicht weniger verwickelt sind unsere Verhältnisse nach außen. Auch hier hat zur gewaltsamen Lösung nicht sowohl die Gelegenheit gemangelt, als der Muth, dieselbe zu ergreifen. Deutschland hat mehr Grenzen und mehr Nachbarn, als irgend ein anderer Staat. Diese Grenzen selbst sind naturwidriger und unwahrer bestimmt, die Nachbarn beutelustiger und übermächtiger, als bei irgend einem andern Staate. Schon dadurch ist eine reiche Möglichkeit zu Conflicten und Mißverständnissen aller Art geboten, zu deren Schlichtung die Actenschreiberei unsrer Diplomaten nicht immer hinreichen wird. Das Allerübelste aber und die eigentliche partie honteuse unsers Vaterlandes ist dies, daß Deutschland, als solches, Dank der Form, welche der Wiener Congreß ihm zu geben beliebte, jeder eigenen und selbständigen Vertretung, ja wir dürfen sagen: Beziehung nach außen hin, völlig entbehrt und in diesem vornehmsten Punkte politischen Daseins lediglich der kraft- wie willenlose Trabant von Oesterreich und Preußen ist. Diese beiden Staaten,

nicht insofern sie deutsche, nicht insofern sie Mitglieder des deutschen Bundes sind, sondern insofern sie dem politischen Areopag der europäischen Großmächte angehören, bestimmen durch die auswärtige Politik ihrer Kabinette zugleich die auswärtige Politik Deutschlands, als einer Gesammtheit. Auf der einen Seite, an Oesterreich und Preußen gebunden, wird Deutschland unvermeidlich in jeden europäischen Zusammenstoß hineingezogen: welche Erschütterung auch den Leib Europa's durchzucke, es ist unmöglich, daß sie an Deutschland vorübergehe, ohne dasselbe gleichfalls zu erschüttern — und auf der andern Seite, dieser allgemeinen und unvermeidlichen Verpflichtung gegenüber, suchen wir vergebens nach irgend einem, auch nur dem kleinsten Recht, das Deutschland als solchem innerhalb der europäischen Großmächte zustände! nach dem kleinsten Unterpfand, dem dürftigsten Gewinn, der so vielen, so erschöpfenden Leistungen entspräche! Die Verkehrtheit in diesem Punkte streift geradezu ans Lächerliche — und was gilt die Wette? sie lachen auch alle darüber im Stillen, die Feinde deutscher Macht und deutscher Wohlfahrt, wie freundnachbarlich sie im Uebrigen sich auch stellen mögen: nur daß für uns, die wir darunter leiden, ja die wir uns jede Möglichkeit einer ehrenhaften, kräftigen und einflußreichen Stellung dadurch abgeschnitten sehen, diese spaßhafte Verkehrtheit

vielmehr eine sehr traurige ist. Fremde Regierungen, die nichts gemein haben mit dem deutschen Bunde, dürfen diese erlauchte Versammlung mit Agenten und Botschaftern beschicken: aber von einem deutschen Gesandten an fremden Höfen, einem amtlichen Vertreter deutscher Interessen im Auslande haben wir nichts vernommen. Wir halten Gesandte und Botschafter — hier, damit die fürstlichen Schwägerinnen sich desto bequemer Guten Morgen wünschen oder die eine der andern die neuesten Moden und Hofgeschichten mittheilen können — dort, um die Uniformen zu controliren und wenn ein Knopf mehr an die Jacke genäht ist, wird alsogleich eine Depesche abgefertigt —: aber Deutschland, das große theure Land, das Herz Europa's, ist nirgend diplomatisch vertreten, unsre Staatskassen, die so viel vermögen, wo es höfische Pracht oder kostbare Soldatenspiele gilt, für deutsche Gesandte reichen sie nirgend aus!

Auch halte man uns nicht die Thatsache des deutschen Zollvereins entgegen. Allen Respect vor dieser Vereinigung — und noch mehr vor dem, was sich, so der Himmel will, daraus entwickeln kann und wird! Der Zollverein ist, wenn auch vielleicht bewußtlos, ja gegen den Willen seiner Stifter, nichts destoweniger der erste respectable Schritt, welchen Deutschland zu seiner Einigung und damit zu seiner Rehabilitirung unter den

europäiſchen Mächten gethan; er iſt die einzige wirklich politiſche That, deren wir ſeit einem Menſchenalter uns rühmen dürfen. Nur vergeſſe man nicht, daß ſeine eigentliche Ausbeute, wie geſagt, erſt in der Zukunft ruht; erſt wenn, wie die Intereſſen der Kaufleute, ſo auch die übrigen, die ideelleren Intereſſen der Nation ihre Einigung gefunden, wenn auch ſie erſt ſich in einem anſehnlichen, Ehrfurcht gebietenden Ganzen verkörpert haben werden, dann erſt, in dem vollen, freien Organismus eines erneuten Staatslebens, wird von dem Zollverein, als einer politiſchen Macht, wahrhaft die Rede ſein können. Einſtweilen die politiſche Herrlichkeit, die auf Kafe- und Zuckerſäcken beruht, läßt uns ziemlich kalt; ſogar im Gegentheil, dies Argument des Zollvereins, ſtatt unſre Beſchwerden zu widerlegen, verſtärkt ſie vielmehr und giebt ihnen eine neue, traurige Begründung. Oder was läge näher, was ſcheint — wir wollen nicht ſagen: von den Intereſſen der Ehre, des Nationalgefühls, nur von dem Intereſſe der Eigenſucht und des kaufmänniſchen Vortheils — mächtiger geboten, als daß, wenn nicht Deutſchland in ſeiner Geſammtheit, ſo doch wenigſtens dieſe Coalition handeltreibender Staaten, ſo doch wenigſtens der deutſche Zollverein eine Vertretung, eine Berechtigung nach außen hin ſuchte? daß doch wenigſtens er ſein übergoldetes Gewicht in die Schale europäiſcher Ent-

scheidungen würfe?! — Aber auch hievon ist bekanntlich nicht die Rede: über die Farben der deutschen Zollvereinsflagge haben wir uns gestritten, wir haben, in staunender Bewunderung, die Großmuth der Regierungen ausposaunt, die uns mit Nächstem erlauben würden, das verpönte Schwarz, Roth, Gold sagar vom Maste wehen zu lassen: aber diese Masten selbst grünen noch sehr vergnügt im Walde, sie hat noch kein anderes Wasser befahren, die verheißene deutsche Flotte, als nur das Wasser der deutschen Zeitungen, noch kein anderer Wind hat ihre Segel gebläht, als nur die Windmacherei unserer Correspondenzenschreiber, ja nicht einmal von Vertretern, Consuln, Handelsagenten des deutschen Zollvereins haben wir überall das Mindeste vernommen.

Indessen dies Alles zugestanden, so giebt es gewisse idyllische Gemüther, welche mit dieser zurückgezogenen Stellung Deutschlands nicht allein nicht unzufrieden sind, sondern wohl gar einen Vorzug darin erblicken. Auf seinen eigenen Herd beschränkt sein, wie ein Privatmann, der von seinen Renten lebt, welch ein Glück! Sich nicht zu kümmern brauchen um das Gewirr der auswärtigen Diplomatie, ganz nur sich selbst und seinen einheimischen Interessen leben, welch ein Vorzug! Die Sorge für die äußere Stellung fremden Schultern anvertrauen, gleichsam seine Vorkämpfer und Stellvertreter

haben auf der Wahlſtatt der europäiſchen Politik, welch eine Annehmlichkeit!

Es möchte ſein, wenn es nur wirklich ſo wäre und wenn Oeſterreich und Preußen wirklich, ſowohl nach ihren Kräften, als nach ihrem Willen, geneigt und fähig wären, Deutſchlands auswärtige Politik überall wahrhaft zu vertreten. Allein wer da ſieht und weiß, auf welchen unſichern Grundlagen die auswärtige Politik der beiden deutſchen Großmächte beruht und wie ſie, ſtatt eines conſequenten (und wär' es nur vortheilbringenden) Syſtems, vielmehr einzig von der Gunſt des Augenblicks leben und durch allerhand Tergiverſiren, Nachgeben und Zuſtimmen ſich ihre kleinen Profite gleichſam im Sprunge zuſammenzuhaſchen ſuchen; wer es ſieht und weiß, wie unermeßlich weit die Politik dieſer beiden Mächte durch die der andern Großmächte, vor Allem die ruſſiſche, überflügelt iſt; endlich wer da weiß und fühlt, wie wenig das diplomatiſche Intereſſe dieſer beiden Mächte untereinander und wie noch weniger es mit dem Geſammtintereſſe des deutſchen Vaterlandes zuſammenſtimmt oder, den obwaltenden Umſtänden gemäß, auch nur zuſammenſtimmen *kann*: wer dies Alles weiß, ſieht und fühlt (und es kann dies ein Jeder, auch ohne Diplomat zu ſein, der Augen im Kopfe und ein Herz im Buſen trägt), wahrlich! der muß ſich ſelbſt ſagen, daß hier über kurz

oder lang ein gewaltsamer Zusammenstoß erfolgen muß und daß dieser Zusammenstoß ohne Frage auch das deutsche Gesammtvaterland in seine verhängnißvolle Bahn mit fortreißen wird. Erinnern wir uns nur, wie oft in diesen gerühmten dreißig Friedensjahren und an welchen schwachen Fäden das Schwert des Damokles über unsern Häuptern geschwebt hat! Erinnern wir uns nur, von welchen Zufälligkeiten in dieser Zeit der Friede der Welt abgehangen hat, ja von welchen er, der allgemeinen Stimme zufolge, noch in diesem Augenblicke abhängig ist! Denn man kennt sie ja und kann sie an den Fingern herzählen, die erwarteten Stichworte der Zukunft, bei denen mit einem Mal der große Scenenwechsel eintreten wird: wenn Thiers wieder Minister wird — wenn Louis Philippe stirbt — wenn die Pariser einen Aufstand machen — wenn die Russen vor Konstantinopel rücken — —.

In der That: wie faul, wie innerlich unwahr müssen die Verhältnisse eines Landes, müssen die Grundlagen eines Friedens sein, der durch solche Ereignisse erschüttert werden kann! Wie klein der Muth derjenigen, welche diese Ereignisse lieber mit geschlossenen Augen erwarten wollen, als ihnen mit kräftiger Hand zuvorkommen und freiwillig, zur gelegenen Stunde, thun, was sie allernächstens unfreiwillig und zur ungelegenen

Zeit thun werden müſſen! Vor Allem aber, wie herabgewürdigt muß das Bewußtſein eines Volkes ſein, wie zerknickt ſein Stolz, wie vernichtet ſein Ehrgefühl, das ſelbſt, in ſeinem eigenen Bewußtſein, in ſeiner öffentlichen Stimme, ſeinen Frieden, ſeine Wohlfahrt, ſeine Ruhe abhängig macht von ſolchen Begebenheiten — und kann es denken und kann es ausſprechen und ſeine Seele empört ſich nicht, daß zwei Dutzend pariſer Gamins den Frieden Deutſchlands in der Hand haben ſollen?! —

Wir nehmen keinen Anſtand es auszuſprechen und dürfen es auch wohl ohne Anſtand ausſprechen, da es vermuthlich gegen Niemand eine Injurie ſein wird, noch gegen einen König ein Hochverrathsverſuch, wenn man ihn nicht für ein Genie erkennt: nur dem zufälligen Umſtande, daß in dieſem Augenblick auf allen Thronen Europa's (mit Ausnahme des Kaiſers von Rußland: aber für dieſen iſt die Zeit noch nicht gekommen, die ganze Energie, die ganze Verſchlagenheit ſeines Genies offen an den Tag zu legen, er ſäet jetzt noch mehr im Frieden, als er für den Augenblick im Kriege ernten könnte)*), daß, ſage ich, auf allen Thronen Europa's

*) Damit unſere Leſer dasjenige, was wir hier und im Folgenden über Rußlands wachſende Uebergriffe und die gewaltthätige Zunahme dieſes Koloſſes ſagen, nicht für übertrieben halten, wollen wir nachſtehende Zuſammenſtellung des bekann-

in diesem Momente kein einziger Mann sitzt von genialem Geist, von großem historischem Blick, von Thatkraft

---

ten schottischen Statistikers, Herrn Mac Gregor, die wir dem Magazin für die Literatur des Auslandes, Jahrg. 1843. Nr. 140. p. 560. entlehnen, hier beifügen: „Rußlands Erwerbungen von ehemals schwedischem Gebiet sind größer, als das ganze Königreich Schweden heut zu Tage ist. Seine Erwerbungen in Polen sind beinahe eben so groß als das Kaiserthum Oesterreich. Seine Erwerbungen von der europäischen Türkei sind größer als das gesammte Königreich Preußen mit Ausschluß der Rheinprovinzen. Seine Erwerbungen in der asiatischen Türkei gleichen an Ausdehnung fast dem Gebiete sämmtlicher kleineren deutschen Staaten. Seine Erwerbungen von Persien sind eben so groß als England. Seine Erwerbungen in der Tartarei bedecken eine Oberfläche, die nicht kleiner ist, als die der europäischen Türkei, Griechenlands, Italiens und Spaniens zusammengenommen. Die Erwerbungen Rußlands während der letzten vierundsechzig Jahre gleichen sowohl an Ausdehnung als an Wichtigkeit dem gesammten Gebiet, das es in Europa vor vierundsechzig Jahren besaß. Die russische Grenze hat sich Berlin, Dresden, München, Wien und Paris um 700 (engl.) Meilen genähert; Konstantinopel um 500, Stockholm um 630 und Teheran um 1000 (engl.) Meilen." Derselben Notiz entnehmen wir noch folgende Uebersicht über die Zunahme der Bevölkerung in Rußland. Dieselbe betrug

bei der Thronbesteigung Peters I. . .	im J. 1689.	15,000,000.
= = = Katharina's II.	= 1762.	25,000,000.
beim Tode Katharina's	= 1796.	36,000,000.
= Alexander's I.	= 1825.	58,000,000.

Diese Zunahme aber, wohl zu merken, verdankt Rußland nicht den Segnungen des Friedens und der Zunahme der Cultur, das heißt also dem Ueberschuß der Geburten über die

und Ehrbegier — nur diesem zufälligen Umstande verdanken wir die Aufrechterhaltung dieses gebrechlichen und unfruchtbaren Friedens. Das Pulver liegt überall reichlich ausgestreut, genug, um eine Welt in die Höhe zu sprengen, die sogar fester in ihren Angeln säße als die unsrige: aber es fehlt der Blitz des Genies, das Feuer des Muthes, das dieses Pulver entzünden möchte. Denken wir uns in diese gegenwärtige Lage der Welt einen Mann wie Friedrich den Großen: welche Gelegenheiten würde er ergreifen, welche Thaten vollbringen, welche Umwälzungen durchsetzen! Der Baum ist so morsch und die Früchte alle so überreif, daß es nur einer Hand bedarf, die ihn schüttelt: so fallen sie dem Muthigen von selber in den Schooß. Aber Ihr meint, der Baum selbst könne dabei umstürzen? Desto besser: so pflücken sich die Früchte desto bequemer und wir gewinnen Raum für einen neuen, der uns neue Früchte in Aussicht stellt.

Es steht zu vermuthen, daß, wie wir bereits andeuteten, der Kaiser von Rußland über kurz oder lang diesen Mangel an Genie, der sich auf den übrigen Thronen Europa's bemerkbar macht, seinerseits wettmachen und

---

Todesfälle, oder den Einwanderungen fremder Colonisten: sondern, wie Herr Mac Gregor bemerkt, beinahe ausschließlich den eben angegebenen Gebietseroberungen.

seinen erlauchten Vettern praktisch zeigen wird, was ein Jeder von ihnen hätte thun sollen und wofür nun ein Jeder büßen wird, daß er es nicht gethan. Allein wir können uns nicht rühmen, kosmopolitisch genug zu denken, um dieser Ehrenrettung des fürstlichen Genies anders als mit Besorgniß entgegenzusehen. —

Und weil nun also dieser Friede bereits dreißig Jahre gedauert hat: und weil die Freiheitkriege wohl unterbrochen, aber nicht beendigt sind: und weil Deutschland keine selbständige auswärtige Politik hat: und weil Herr Thiers doch einmal wieder Minister werden könnte: und weil Louis Philippe sich zwar mit Vielem mag abgefunden haben, aber mit dem Tode ganz gewiß nicht: und weil die Pflastersteine von Paris heuer nicht fester liegen als ehedem: und weil die Katze zwar lange mit der Maus spielt, aber am Ende frißt sie dieselbe doch: — alldieweil und folglich und aus hunderttausend andern Gründen wird der gegenwärtige Friede das Menschenalter, welches er erreicht hat, vermuthlich nicht lange überleben und ein Krieg dürfte näher sein, als unsere Spießbürger und selbst als unsere Politiker (was in den meisten Fällen dasselbe ist) sich denken. —

Zu diesem Kriege das Volk materiell vorzubereiten, ist Pflicht und Aufgabe der Regierungen. Auch hat die Rheinliedposse, deren wir im Eingang erwähnten, in der

That das Gute gehabt, daß unsere Regierungen die Möglichkeit eines bevorstehenden Krieges etwas genauer ins Auge gefaßt haben, als es bis dahin zu geschehen pflegte. Man hat die vorschriftmäßigen Bundeskontingente revidirt; man hat einige neue Bekleidungen, einige neue Tornisterverpackungen eingeführt; ja sogar man hat Anstalten gemacht, die Bundesfestungen, zu denen seit beinahe dreißig Jahren das Geld in dem gefälligen Gewahrsam der Herren Rothschild, die Pläne und Zeichnungen aber in den Plankammern der respectiven Kriegsministerien gelegen, endlich wirklich zu erbauen.

Aber das ist erst die eine Hälfte der Sache — und kaum die Hälfte; die wichtigere Vorbereitung ist die geistige. Wir können nicht eben sagen, daß die Regierungen sich auch dieser unterzogen hätten. Wenigstens ist das, was in dieser Beziehung vor einigen Jahren von oben herab theils angeordnet, theils zugelassen ward, von keiner langen Dauer, geschweige denn von einer nachhaltigen und folgereichen Wirkung gewesen. Gerade heraus gesagt: die Begeisterung von 1840 hat ihre sehr achtbaren, sehr erfreulichen Seiten, das heißt, für Niemand anders und bei keiner andern Nation, als bei uns, die wir uns selbst nicht einmal dieses geringfügige Pathos, diese abstracte Negation zugetraut hatten, mit der wir damals gleichsam uns selber überraschten. In einer

ganz stockfinstern Nacht giebt schon ein faules Stück Holz einen ganz ansehnlichen Schein: und für einen Menschen, der lieber schläft, als ficht, ist es schon eine erklecklich tapfere That, wenn er die Faust in der Tasche ballt. Das ungefähr sind unsere Meriten vom Jahre Vierzig. Im Uebrigen zweifeln wir, daß man mit diesem abstracten Deutschthum, welches vor einigen Jahren „auf allerhöchsten Befehl" so geräuschvoll entwickelt ward, jemals auch nur die kleinste feindliche Batterie einnehmen wird. Ein Volk geistig auf den Krieg vorzubereiten, erfordert mehr, als ein Lied und eine allergnädigste Kabinetsordre nebst silbernen Pokalen. Ein Einzelner mag sich mit einem Champagnertoast montiren, daß er glaubt, alle großen Männer des Weltalls, von Moses bis auf Napoleon, und alle Feldherren, von Hannibal bis auf den alten Fritz, säßen in seiner kleinen Zehe und er brauche nur mit den Augen zu zwinkern, so wären die Franzosen schon geschlagen. Aber bei einer ganzen Nation, und wenn sie auch so gutmüthig wäre und so ganz leichtgläubig, wie die deutsche, helfen diese Künste doch nur wenig, und auf die Dauer gar nicht. Da müssen andere Mittel wirken: Belebung der sittlichen Energie, Anregung nicht zwar der Nationaleitelkeit, wohl aber des Nationalstolzes, vor Allem eine freimüthige Aufklärung des Volkes selbst über den Stand seiner äußeren Angele-

genheiten, so wie eine gewisse großherzige Verzichtleistung auf den Alleinbesitz politischer Bildung und Macht.

Wir wissen nicht und wollen auch nicht untersuchen, woran es gelegen, daß die deutschen Regierungen diese prunklose, aber sichere Vorbereitung ihrer Völker verschmäht haben, ob an ihrer specifischen Friedensliebe, oder ob an der ängstlichen Rücksicht, welche sie den auswärtigen Mächten schuldig zu sein glauben, oder darum, weil es mit der ganzen Sache nicht so ernst war, als man that, oder endlich aus allen diesen Gründen zusammen: genug, es ist factisch, daß man sich mit jenen anderen Mitteln begnügt hat und daß in diesem Augenblick die kriegerische Begeisterung des Jahres Vierzig bis zum letzten Funken erloschen ist.

Aber die Ereignisse, fern oder nah, günstig oder ungünstig, dürfen uns niemals unvorbereitet finden, wenn sie uns nicht endlich über den Kopf wachsen und uns willenlos mit sich fortreißen sollen, wohin wir doch nicht mögen und nicht dürfen. Nur Bewußtsein ist Leben, nicht weniger für Völker, als für Individuen. Wir müssen in Zeiten des Friedens an den Krieg denken, wir müssen die möglichen Umstände erwägen, unter denen er eintreten, die Feinde, gegen welche, den Erfolg, mit dem er geführt werden kann. Mit Einem Worte: wir müssen im Geiste die Schlachten zum Voraus kämpfen und

die Krisen überwinden, welche die Geschichte uns bringen wird.

Diese Vorbereitung, welche die Regierungen verschmähen, fällt also dem Volke selbst und mittelbar also den Schriftstellern, als den Wortführern der Nation, anheim. Unsere Zeitungen leiden so sichtlich Mangel an Stoff, unsere Politiker flüchten sich, um nur überhaupt etwas zu thun zu haben, in die entfernte Vorzeit und erschöpfen ihren Witz in der Wiederherstellung patriarchalisch-vorsündfluthlicher Musterstaaten. So kehre man die Münze denn endlich um! Man zeige uns, nachdem man so lange von den Segnungen des Friedens gesungen und gesagt, und uns vordemonstrirt hat, wie glücklich wir durch diese dreißigjährige Ruhe sind — man zeige uns auch einmal die Möglichkeit des Krieges! man verliere sich (wenn wir uns doch einmal verlieren sollen), statt in die abendlichen Nebel der Vorzeit, vielmehr in die Morgenträume einer kriegerischen Zukunft! —

Einen Beitrag hiezu soll der vorliegende Aufsatz liefern, dessen Thema wir nun näher dahin bestimmen, daß wir untersuchen wollen:

erstlich: welchen Einfluß ein Krieg, ganz im Allgemeinen, gegenwärtig auf Deutschland haben würde,

ſowohl in materieller, als in geiſtiger nnd ſpeciell in politiſcher Beziehung;

zweitens: gegen wen ein Krieg möglich, gegen wen wahrſcheinlich und gegen wen er unvermeidlich iſt;

und endlich drittens: von welcher Beſchaffenheit vermuthlich das Reſultat dieſes Krieges ſein würde. —

Die erſte dieſer Fragen ſcheint keiner beſondern Antwort zu bedürfen, da ſie nur Einer fähig iſt. In materieller Hinſicht und ſobald wir nur die nächſten und unmittelbarſten Folgen ins Auge faſſen, iſt ein Krieg allemal ein Unglück, ſelbſt wenn er ſiegreich und ſogar wenn er auf fremdem Boden geführt wird, was bekanntlich mit den deutſchen Kriegen ſeit Jahrhunderten nur außerordentlich ſelten der Fall geweſen iſt. Schon der unvermeidliche Verluſt an Menſchenleben, die Unterbrechung des äußeren, die Störung des inneren Verkehrs, die Opfer und Abgaben, welche der Krieg zu ſeiner eigenen Exiſtenz nothwendig erheiſcht, das Alles ſind für diejenigen, die es trifft, allerdings Calamitäten, die wir ihnen in keiner Weiſe wegdemonſtriren wollen.

Aber ſie ſind eben unvermeidlich und gehören zum Weſen des Krieges. Daher, ſo lange man uns die ab-

ſtracte Nothwendigkeit des Krieges ſelbſt zugeben muß, ſo lange müſſen auch dieſe begleitenden Uebel, ſo traurig ſie im einzelnen Falle ſein mögen, dennoch als etwas, das ſich von ſelbſt verſteht und über das mithin keine Klage zu führen iſt, anerkannt werden. Wir brauchen dieſelben daher auch, weil ſie etwas Allgemeines ſind, das allen Kriegen aller Zeiten zukommt, hier gar nicht weiter in Anſchlag zu bringen. Im Gegentheil, wir wagen zu behaupten, daß, abgeſehen von dieſer craſſen Unmittelbarkeit, ein Krieg gegenwärtig für Deutſchland ſogar auch in materieller, wir meinen in gewerblicher Beziehung, von erheblichem und höchſt wünſchenswerthem Nutzen ſein wird.

Nämlich es hat ſich in dieſem Augenblicke in Deutſchland die gewerbliche Production, begünſtigt durch den langjährigen Frieden, zu einem ſolchen Uebermaß emporgeſchwindelt, daß ſie das Bedürfniß bei Weitem überſteigt. Es iſt dies, wie geſagt, ein Luxus des langen Friedens, ein wuchernder Ueberfluß an Kapitalien und Kräften, die nicht mehr wiſſen, was ſie anfangen und wohin ſie ſollen. — Sobald der menſchliche Leib, bei allzureichlicher Nahrung, mehr Säfte producirt, als er, ſei es nun zu ſeiner eigenen Erhaltung oder ſei es durch Bewegung und Fortpflanzung nach außenhin, aufzehren und verarbeiten kann, ſobald verkehren ſich dieſe

Säfte vielmehr in Gift und der Ueberfluß der Gesundheit wird zur Krankheit. Ebenso ein Volk, sobald es gewerblich mehr producirt, als es entweder selbst für sich verbrauchen oder nach auswärts absetzen kann, so erkrankt es an dem Ueberfluß seiner eigenen Production; der Segen wird zum Unsegen, die Arbeit zum Verlust, der Fleiß zum Fluch, weil er immer nur sich selbst verschlingt.

Dies ist in dem gegenwärtigen Augenblicke in unserm Vaterlande der Fall, wenn nicht im Ganzen, so doch in einigen seiner vorzüglichsten und gewerbthätigsten Provinzen, hauptsächlich also in Schlesien und Sachsen. Damit soll keineswegs gesagt sein, als ob wir, und wär' es auch nur in diesen einzelnen Provinzen, den Gipfel der Industrie überhaupt schon erreicht und den Markt, den unsre Erzeugnisse möglicher Weise haben könnten, bereits völlig überschwemmt hätten. Dies ist keineswegs der Fall: vielmehr daran liegt die Schuld, daß wir, vielleicht in Folge einer eigenthümlichen Einseitigkeit unsers Nationalcharakters, dem ein ruhiger, krämerhafter Betrieb in engen Schranken besser zu entsprechen scheint als das kühne Wagspiel einer weitgreifenden, weltumspannenden kaufmännischen Speculation, immer nur einzelne beschränkte Zweige der Industrie, und diese nicht einmal in qualitativer Vollkommenheit, wohl aber

quantitativ bis zum alleräußerſten Uebermaße ausgebeutet haben. Das iſt unſer gewerblicher Krebsſchaden, das die Harpyie, die die Früchte unſers Fleißes beſudelt und uns den ſpärlichen Gewinn aus den Händen reißt. Oder warum in dieſem Augenblick ſchleppen die ſchleſiſchen Leinweber, die ſächſiſchen Spitzenklöppler ſich mühvoll, armſelig aus Hungersnoth zu Hungersnoth? Warum ſind, nach dreißig Friedensjahren, mitten in dem Wohlſtand unſers Vaterlandes, zwei ſeiner älteſten blühendſten Provinzen, zwei ſeiner fleißigſten und gewerbthätigſten Stämme an den Rand des Unterganges gebracht? Wie kommt es, daß wir in derſelben Zeit, da Millionen über Millionen ſich zu unſern Eiſenbahnen zuſammenhäufen, da wir theure Liebhabereien treiben mit Dombauten, Muſeen und Denkmalen — wie kommt es, daß wir in eben dieſer Zeit unſre Weber und Spinner dem Hungertode durch dürftige Almoſen vergeblich abzukaufen ſuchen? Wird etwa kein Linnen mehr gebraucht? Werden keine Hemden mehr getragen? Sind die Spitzen aus der Mode gekommen? Oder giebt es in der Welt Niemand mehr, der ſich ſeine Hemden und Spitzen nicht ſelbſt macht und der daher nicht genöthigt wäre, ſie von Anderen zu kaufen? — Nein, das Alles nicht: aber das iſt's, daß dieſe Bevölkerung durchaus nur dieſes einen Gewerbzweigs mächtig iſt: aber das iſt's, daß

der Engländer, durch die Kunst seiner Maschine, billiger und besser producirt, als der Handarbeiter in Schlesien: aber das ist's, daß es unsern Arbeitern an Vereinen und freien Genossenschaften fehlt, in denen sie sich wechselseitig unterstützen und, Einer auf den Andern gelehnt, theils die Ungunst des Augenblicks überdauern, theils zu neuen und großartigeren Unternehmungen Kraft und Muth gewinnen möchten: aber das ist's, daß wir Geld haben für den Dom zu Köln und für das Bisthum zu Jerusalem und wie wir das Gift der Presse, die Ansteckung der Geister unterdrücken sollen, das wissen wir: aber für die leibliche Noth unsrer Mitbürger, für die Pest der Verarmung haben wir weder Geld noch Rath.

Es giebt hier nur ein Mittel, welches helfen kann: das ist ein Krieg. Wir geben es zu, das Mittel ist kein sanftes. Aber desperate Krankheiten erfordern desperate Kuren. Wir betrachten hier nur den Krieg im Allgemeinen, ohne nähere Bestimmung, und dürfen daher gar nicht den Fall in Anschlag bringen, daß er etwa glücklich geführt würde und unsrer Industrie, sei es durch Arrondirung unseres Gebietes, sei es durch Erlangung günstigerer Handelstractate, neue Hilfsquellen eröffnen und neue Märkte verschaffen könnte. Wie er auch sei und wie er geführt werde, ein Krieg wird immer vortheilhaft wirken, indem er die unnatürlich gesteigerte

Industrie, durch Entziehung der Kräfte, Augenblicks auf den Boden des natürlichen Bedürfnisses zurückführen und unsern gewerblichen Zuständen dadurch eine Grundlage wiedergeben würde, die sie jetzt verloren haben und ohne welche sie doch auf die Dauer unmöglich bestehen können. — Wir wiederholen es, die Kur ist gewaltsam. Aber nicht daß sie es ist, sondern daß sie nöthig ist, das ist das eigentlich Beklagenswerthe. Einmal, auf welche Weise es sei, muß der Umsturz des jetzigen Systemes doch erfolgen, dazu ist sein Nachtheil zu sichtbar, seine Folge zu fürchterlich. Und wer wollte sich nicht lieber mit Einem raschen Schnitte von dem brandigen Bein befreien, als es langsam, bei lebendigem Leibe, absaulen lassen? In dem erstern Falle ist nur ein Bein verloren: die Völker aber, so lange sie geistig lebendig sind, haben die Natur gewisser Amphibien, die den Verlust ihrer Glieder aus sich selbst wieder ergänzen. Im andern Falle dagegen ist es um das Leben selbst gethan: und damit ist Alles zu Ende.

Wir dürfen nun freilich nicht darauf rechnen, mit dieser Ansicht vielen Anklang zu finden, am Wenigsten bei unsern Gewerbtreibenden selbst. Der deutsche Kaufmann, wenn er sich auch in neuester Zeit großstädtisch herausgeputzt hat und den Stockjobber zu spielen sucht, ist doch noch immer, namentlich im Binnenlande, wesent-

lich nur ein Krämer. Er will immer nur mit dem Groschen den Groschen verdienen; es mangelt ihm der Muth jener holländischen Kaufleute, welche die Hälfte ihrer Ladung freiwillig ins Wasser warfen, um den Rest desto werthvoller zu machen. Der Deutsche dagegen will nichts aufgeben, nichts opfern, nichts wagen, Alles nur mühlos ernten, wie der Sämann sein Korn: und darum bekommt er endlich nichts.

Inzwischen ist dies Alles, offen zu sagen, gar die Sache nicht, auf die es ankommt. Reichthum und gewerblicher Wohlstand eines Volkes sind allerdings sehr schätzenswerthe Dinge: aber nur da, wo dieser Reichthum eine überwiegende Fülle geistigen Lebens zur Voraussetzung hat. Sogar ist dies der einzige Wohlstand, der überhaupt wirklich und möglich ist. Oder was hätte, zum Beispiel, England auf diesen äußersten Gipfel gewerblicher Macht erhoben und es zum Herrn der merkantilischen Welt gemacht? Etwa sein baares Vermögen? Aber es ist das verschuldetste Land unter der Sonne. Oder seine natürliche Fruchtbarkeit? Aber es erzeugt nicht einmal Korn genug für seine Bürger, noch Holz genug für seine Schiffe. Sondern dies ist es, daß in England die geistige Bewegung einen Umfang, eine Kraft, vor Allem eine praktische Wirksamkeit hat, von der wir, in unserm Vaterlande, trotz all unsrer gerühm-

ten Bildung, dennoch keine Ahnung haben, ja vor der wir, wo sie etwa bei uns auftauchen möchte, uns sogar ängstlich verschließen würden, weil wir fühlen, daß der gebrechliche Leib unseres Staatslebens den energischen Pulsschlag dieser geistigen Bewegung nicht ertragen kann. Wir freilich haben die Theorien, wir haben die Philosophen, die Poeten, die frommen Christen: aber der Engländer hat die Praxis für sich, er hat die Staatsmänner, die Redner, die selbstbewußten Bürger. Wir debattiren, unter Censur, über die freie Presse: der Engländer übt sie, er hat sie, wie ein ererbtes Besitzthum, eine Gewohnheit seines Lebens. Wir möchten gern eine große, freie, glückliche Nation werden: der Engländer weiß, daß er es ist. — Dieser Fülle seines Bewußtseins, dieser Regsamkeit seines geistigen, dieser Sicherheit seines öffentlichen Daseins entnimmt auch der englische Kaufmann jene großartige Kühnheit der Entwürfe, jene Sicherheit und Raschheit der Speculation, die ihn vor allen anderen Kaufleuten der Welt auszeichnet und zu der selbst der Amerikaner, der vielleicht noch schlauer, noch gewandter ist, als der Britte, dem es aber an Großartigkeit und Sicherheit gebricht, sich noch lange nicht erheben wird. Wo auch immer, auf welchem letzten Fleck der Erde, der englische Kaufmann sein Handelsnetz ausbreitet: immer fühlt er seine

gesammte Nation, sein ganzes herrliches Old England, mit der ganzen Fülle seiner Macht und Freiheit, hinter sich. Das ist der unerschöpfliche Fond, der die Basis seiner Speculationen bildet. Wir dagegen, wir machen Gedichte auf die deutsche Flotte und verkünden in wohlgereimten Versen, daß Germania nun mit Nächstem auch die Herrscherin des Meeres sein werde — und bezahlen unterdeß, im eigenen Lande, den Stader Zoll. Das ist der Fond, aus dem wir — nicht speculiren.

Also der Geist ist es, der lebendig macht: und haben wir mithin auch in dem vorliegenden Fall unsre Aufmerksamkeit ausschließlich darauf zu richten, welche Einflüsse unter den gegenwärtigen Umständen der Ausbruch eines Krieges auf das geistige Leben unsers Volkes ausüben wird. Sind diese Einflüsse günstig, wird der geistige Gehalt unsers Volkes dadurch erhöhet und belebt, so kann und darf auch die einstweilige Störung des materiellen Wohlstandes, die im Gefolge des Krieges allerdings eintreten wird, gar nicht weiter in die Schale geworfen werden. Die Wunden, welche der Krieg schlägt, sind dann nur den Wunden zu vergleichen, welche die eiserne Pflugschar in die Brust der Erde reißen muß, damit die verborgene Frucht um so glücklicher gedeihe. —

Man kann keinen Krieg führen ohne Geld und ohne Soldaten. Das ist so richtig, daß es sprichwörtlich ge-

worden. **Aber noch richtiger iſt dies, daß man keinen Krieg führen kann ohne Muth, ohne Begeiſterung,** ohne Aufopferung. Dieſe großen geiſtigen Mächte ſind es, denen zuletzt, unter allen Umſtänden, der Sieg gehört. Und gerade ſie haben uns verlaſſen. Der lange Friede, und was ſich an ihn anſchließt, haben uns feig, weichlich und ſelbſtſüchtig gemacht. Das Bewußtſein des Göttlichen iſt aus unſerem Leben entſchwunden, und die Kirchenbauten und die Sonntagsfeiern, die man uns aufdringen will, werden es nicht zurückrufen.

Aber ein Krieg würde es! Er würde, indem er mit gewaltiger Fauſt die Scheinbilder unſers Wohlſtands zertrümmerte, uns die große Lüge enthüllen, in die wir uns bisher ſo behaglich eingeſponnen haben. Woran hängt in dieſem Augenblick das Herz unſeres Volkes? woran äußert ſich das Intereſſe unſrer Gebildeten? wohin zielt das Streben unſrer Regierungen? Hat dieſes Alles einen geiſtigen Hintergrund? Knüpft es — nicht blos mit Worten, denn die ſind billig: ſondern knüpft es mit lebendigen Fäden, mit lebensvollen Adern an das Ewige und Göttliche, an die Idee des Geiſtes und ſeine Verwirklichung? Es thut es nicht! Wohlſtand, Sattſein, Ruhigſein, das ſind die Zielpunkte unſeres Strebens: und ſelbſt wo dieſe nicht erreicht werden, ſuchen wir die Schuld nicht in uns und in der elenden Dürftigkeit unſeres innern Lebens,

ſondern in äußerlichen Umſtänden, wo nicht gar in einer erträumten Unvollkommenheit der menſchlichen, oder zum Wenigſten unſrer deutſchen Natur. — Der Krieg würde uns aus dieſer philiſterhaften Selbſtbeſchränkung befreien: denn er würde die Götzen zertrümmern, um deren willen wir uns bis ſo weit erniedrigt haben. L'appetit vient en mangeant. So kommt auch der Muth während der Schlacht, ja er muß kommen, weil es zu allen Zeiten nur Ein Mittel gegeben hat, ſich ſtich- und kugelfeſt zu machen: Halunke, wehre dich!

Dies iſt auch der eigentliche Punkt, um welchen ſich jene vage Kriegsſehnſucht unſrer jungen Dichter dreht, deren wir im Eingange erwähnten; es iſt zugleich derjenige Punkt, in welchem wir, ſo wenig wir ſonſt Willens ſind, unſer politiſches Glaubensbekenntniß auf poetiſche Anſchauungen zu begründen, eben dieſer Sehnſucht, trotz ihrer vagen Allgemeinheit, dennoch eine gewiſſe Berechtigung nicht ableugnen dürfen. Die Jugend, als welche der Gegenwart am Nächſten ſteht und ſich am Unmittelbarſten von ihr getragen fühlt, hat einen gewiſſen natürlichen Inſtinct für die Bedürfniſſe der Zeit. Sie fühlt die Begeiſterungsloſigkeit, die Kälte und Nüchternheit dieſer Epoche; die Halbheit unſerer Zuſtände beängſtigt, unſere Thatenloſigkeit verdrießt ſie. Alſo friſch die Trommeln gerührt, die Degen aus der Scheide

gezogen und vorwärts — gegen wen? Sie hat es vielleicht niemals erwogen, vielleicht sogar die Untersuchung würde sie ermüden. Aber sie tröstet sich, daß die Feinde kommen mit dem Wind: ist's nicht der Russe, so ist's der Franzose, und ist's nicht der Franzose, so mag es der Russe sein, gleichviel: wenn es nur überhaupt wieder Bewegung, Leben, Thaten giebt, wenn nur überhaupt die Begeisterung ihre Flammen ausgießt über die gebeugten Häupter und das Göttliche überhaupt wieder in die Welt tritt, sei es auch auf Trümmern!

Es ist wahr, diese abstracte Sehnsucht hat, wie alle Abstractionen, etwas Unwahres und Unnatürliches, und es ist leicht, den Stab über sie zu brechen. Aber wen, ich frage, trifft die größere Schuld: die Jugend, die ihrer natürlichen Heftigkeit sich hingiebt, selbst auf die Gefahr hin, einseitig und unverständig zu werden? oder vielmehr diejenigen, welche unsere Zustände in eine solche unglückselige Verwirrung gebracht haben, daß die Jugend selbst, die lebensvolle, schöpfungslustige, lieber sterben, als leben, lieber zerstören, als schaffen will?! —

Aber es giebt auch praktischere Gesichtspunkte. Sei es, daß Begeisterung, Sittlichkeit, Aufopferung zu ideale Güter sind, als daß wir um ihretwegen das Wagspiel eines Krieges eingehen sollten: so ist doch die Erweiterung unsrer politischen Rechte, der Fortschritt unsrer

bürgerlichen Freiheit vermuthlich ein Ding von respectabler Wirklichkeit. Und auch auf diese wird uns durch einen Krieg eine ziemlich gewisse Aussicht eröffnet. Wenn der Hund beißen soll, muß man ihm die Kette länger machen; das ist, mit Corporal Nym zu reden, das Kurze und das Lange von der Sache. Mit dem gegenwärtigen Volke einen Krieg zu führen, ist unmöglich: verdrossen, unzufrieden, voll geheimen Mißtrauens, wie es ist, würde es dem Andrang der Feinde nicht wiederstehen können. Man muß vor Allem den Rücken gedeckt haben, um den Feinden mit Ruhe ins Angesicht sehen zu können. Die vielen obschwebenden Fragen der innern Politik, welche man jetzt, in der Sicherheit dieses Friedens, mit einer Art von Schadenfreude zu einem immer verworrnern Knäuel ausspinnt, würden durch den Ausbruch eines Krieges eine sehr rasche Erledigung erhalten. Man legt den Kameelen Feuer unter die Füße, damit sie tanzen lernen; auch unsre Staatsmänner würde die Gefahr einer Feuersbrunst mit Einem Male sehr gelenkig machen. Es ist wunderbar, welche Oberonstöne in dem schmetternden Horne der Feldschlacht verborgen sind. Drei Vierteljahre hatte der Wiener Congreß dinirt, soupirt und protocollirt, die Acten und die Küchenzettel waren zu förmlichen Bergen angewachsen und die Verwirrung schien unlösbar. War die laut ausgesprochene Ungeduld

der Völker, der gerechte Unwille der Nationen im Stande, den langsamen Gang der Verhandlungen zu beschleunigen? Nein: aber Napoleon kam von Elba, die Heere marschirten, der Krieg stand vor der Thür — und in vierzehn Tagen war der Berg geebnet.

Freilich, die Art, wie es geschah, war nicht die beste, und möchten wir um Alles nicht die Resultate des Wiener Congresses zur Nachahmung empfehlen. Auch hat es damit wohl keine Noth: ein gebranntes Kind scheut das Feuer. Und eben darum wiederholen wir: wenn der Hund beißen soll, muß man ihm die Kette länger machen; daß er sich nicht in den alten Stall zurückführen läßt, das ist dann seine Sache.

Fassen wir dies also zusammen: eine Erschütterung des äußerlichen Wohlstandes, die aber jedenfalls nur vorübergehend und sogar heilsam ist, Belebung der geistigen, wie sittlichen Kraft, die Nothwendigkeit, den Kreis unserer politischen Rechte zu erweitern und den lang vertagten Forderungen des Volkes zu einer endlichen Gewährung zu verhelfen — in der That, der Krieg ist nicht so übel, wie er scheint.

Hiebei indessen wird man uns zwei Einwendungen machen. Zugegeben, wird man sagen, daß dies so ist: so ist es doch nur für den Fall, erstlich, daß der Krieg,

welcher geführt wird, in der That ein Volkskrieg, ein Krieg der Prinzipien und Grundsätze ist, nicht bloß ein Krieg der Kabinette. Denn was könnte aus diesem dem Volke für eine sittliche Läuterung erwachsen? Wird es nicht vielleicht willenlos in einen Krieg hineingezogen werden, der seinen heiligsten Interessen fremd, vielleicht gar ihnen entgegen ist? Und welcher Gewinn könnte dem Volke daraus erblühen, daß es sich etwa für eine Laune seines Gebieters, eine Rücksicht der fürstlichen Verwandtschaft todtschlagen läßt?

Die zweite Voraussetzung, wird man fortfahren, ist diese, daß der Krieg, wenn auch nicht siegreich, so doch wenigstens nicht zerstörend sei für die Existenz des Volkes selbst. Aber auch dafür bietet die Geschichte Beispiele genug. Wie nun, wenn Deutschland im nächsten Kriege, ganz oder theilweise, unterjocht, zerrissen, ausgemerzt wird aus der Reihe der selbständigen Staaten? Je geringer in diesem Augenblick die moralische Kraft unseres Volkes ist, je weniger wir innerlich zu einem Kriege fähig und gerüstet sind, je näher ist, wenn auch nicht die Warscheinlichkeit, so doch die Möglichkeit eines solchen jammervollsten Ausganges. Und dann, wie würde es dann stehen mit all' diesen segensreichen Wirkungen, die man uns geweissagt hat? Der Patient ist an der Kur gestorben: was soll das Heilmittel nützen?!

Hierauf entgegnen wir Folgendes. **Zuerſt, daß es eine Täuſchung iſt, als ob jemals andere Kriege geführt** worden ſind, als Principienkriege. Die nächſte zufällige Veranlaſſung mag die Laune einer Maitreſſe, ein Paar Handſchuhe, ein Glas Waſſer geboten haben, die Anſtifter des Krieges ſelbſt mögen geglaubt haben, um dieſe Nichtigkeiten zu kämpfen: aber der eigentliche Grund des Krieges iſt doch nur immer ein geiſtiger Zwieſpalt, ein Kampf der Principien und Ideen geweſen, zu deſſen Schlichtung es kein anderes Mittel mehr gab, als dieſes äußerſte. So iſt es, wie geſagt, zu allen Zeiten und überall geweſen; wir aber, Dank der Entwicklung, zu welcher die Welt mittlerweile gelangt iſt, haben noch den weſentlichen Vortheil, zu wiſſen, daß es ſo iſt. Ein jeder Krieg, der in dieſem Augenblicke für uns beginnt, wird ein Principienkrieg ſein und als ſolcher von uns Allen erkannt werden; immer, und ob er ſeinen ſcheinbaren Urſprung in der gemeinſten Zufälligkeit, in einem ſtreitigen Fleckchen Land, einer Beleidigung der fürſtlichen Livree nähme, wird er die äußerſte Höhe unſerer werthvollſten und heiligſten Intereſſen berühren. Ja, wir werden überhaupt in keinen anderen Krieg gehen, als den man wenigſtens die Klugheit hat, uns auch äußerlich als einen ſolchen darzuſtellen und anzukündigen,

der im Namen einer Idee, im Namen des Volkes und zu seinen Gunsten begonnen wird.

Was das Zweite angeht, so unterliegen auch die Nationen demselben Gesetz, vermöge dessen die Natur nichts geschaffen, das sie nicht auch vollendet und in sich selbst zum vollkommenen Abschluß gebracht hätte; die geringste Pflanzenbildung, der kleinste thierische Organismus ist jederzeit ein Wunderwerk von Reife und Vollendung. Wir können nicht glauben, daß die Geschichte weniger mütterlich zu Werke gehe. Auch ihre Zeugungen müssen erst reif und fertig sein, auch ihre Geschöpfe müssen erst den vollen Umkreis ihrer Fähigkeit durchlaufen und allen Kern von Kraft, von Glück und Freiheit, der in sie gelegt ist, zu vollkommener Reife gebracht haben, ehe sie die vollendete Form zerbricht, um aus ihren Trümmern eine neue, höhere Gattung zu beginnen. Von dieser seiner Vollendung ist der deutsche Geist noch unendlich fern. Wir müssen erst glücklich sein, wir müssen erst in freiem, triumphirendem Genuß den vollen Becher unseres Daseins leeren, ehe der Gedanke des Unterganges uns nahen darf. Man kann uns besiegen, man kann uns beugen: aber immer wieder wird der Bogen zurückschnellen, weil das Ziel, zu welchem er den Pfeil beflügeln soll, noch nicht erreicht ist. —

So viel also über das Allgemeine unserer Frage. Wir gehen nunmehr zu dem zweiten Theil unserer Untersuchung über, indem wir die weitere Frage aufwerfen: gegen wen insbesondere der nächste Krieg gerichtet sein wird und namentlich gegen wen er möglich, gegen wen wahrscheinlich und gegen wen zu wünschen ist.

Hierbei wagen wir Eines vorweg zu behaupten: möglich sollen alle Kriege der Welt sein; aber unmöglich ist ein Krieg im eigenen Lande, Deutsche gegen Deutsche!

Es gab allerdings eine Zeit (und auch die Jüngsten unter uns können sich ihrer noch erinnern), wo man ziemlich deutlich darauf anspielte, daß ein Krieg im Innern Deutschlands, speciell ein Krieg zwischen Oesterreich und Preußen, den Gesammtinteressen unseres Vaterlandes, insbesondere den Fortschritten des Liberalismus, vortheilhaft und sogar nothwendig sein dürfte. Es war das die Zeit, wo man noch in Preußen den natürlichen Vorfechter der deutschen Freiheit, umgekehrt in Oesterreich den allgemeinen Herd aller Unterdrückung, das Heerlager des deutschen Obscurantismus zu sehen glaubte. Aber wenigstens die eine von diesen beiden Ansichten war irrthümlich und die neueste Entwicklung der Dinge hat sie gründlich zerstört. Auch von der entgegengesetzten Seite, wenn schon versteckter und mehr durch feindliche

Machinationen, als (wie leider die Liberalen es gethan hatten) durch offene Deklamationen, wurde auf einen gewaltsamen Zwiespalt im Innern unseres Vaterlandes hingearbeitet. Wie Jenen der Sieg der Freiheit, so lieh Diesen den Vorwand ihrer unlauteren Wünsche die angebliche Gefahr der Throne, die Uebergriffe der constitutionellen Bewegung, die man durch die Gewalt der Waffen zu unterdrücken hoffte, und endlich die Ehre der alleinseligmachenden Kirche, die ihren Purpur bekanntlich oftmals in dem Blute der Völker, ja der Fürsten gefärbt hat.

Man wird der vorliegenden Darstellung von allen Vorwürfen, die man gegen sie erheben möchte, doch gewiß den am wenigsten machen können, daß wir die Dinge in zu rosenfarbenem Lichte betrachten und zu viel Werth legen auf die officiellen Schaustellungen von Einigkeit und Glück und nationaler Wohlfahrt, mit denen man uns seit einiger Zeit bewirthet. Nichts destoweniger sprechen wir es als unsere vollste Ueberzeugung aus und wiederholen es, daß wir einen Krieg von Deutschen gegen Deutsche für unmöglich halten — unmöglich, wie man alle Verbrechen gegen die Natur, alle Auflehnung gegen die ewigen Gesetze der Weltordnung für unmöglich halten muß. Dies Eine zum Mindesten werden wir doch aus den traurigen, ja schmachvollen Erfahrungen unsrer Geschichte gelernt haben, daß der Baum der

Freiheit, die Blüthe der Macht nicht durch Bruderblut genährt wird. Auf jene officiellen Einheitserklärungen, auf die Zweckessen und Hermannsdenkmalsbetteleien legen wir dabei nicht den allergeringsten Werth: wohl aber auf die Macht der öffentlichen Meinung, welche, wie ungebildet und einsichtlos sie auch übrigens noch sein mag, doch dies als ihr eigenstes Lebensblut in sich aufgenommen hat und dies behaupten wird, gegen wen es sei, daß niemals wieder Deutsche das Schwert erheben dürfen gegen Deutsche, und daß es keinen Gewinn, keinen Fortschritt, keine Ehre giebt, die mit den Gräueln eines innern Krieges erkauft werden dürften. Schon dies Eine bindet uns, daß wir Alle, Oesterreicher und Preußen, Constitutionelle und Absolute, Katholiken und Protestanten, allesammt in gleicher Bedrängniß sind und das gleiche Bedürfniß der Freiheit innerlichst gleichmäßig empfinden. Unser gemeinsames Elend ist der Boden, unser gemeinsames Bedürfniß das Unterpfand unsrer Einigkeit.

Dies vorausgeschickt, bleiben im Grunde nur zwei Staaten übrig, mit denen ein Krieg überhaupt möglich und zu erwarten ist. Nämlich ein nächster Krieg, wie bereits angedeutet wurde, muß nothwendig ein ausgesprochener und bewußter Krieg der Principien sein. Einen solchen anzuregen, steht nur denjenigen Mächten zu, welche überhaupt die Principien der Gegenwart selbständig ver-

treten, oder mit anderen Worten: die sich in diesem Augenblick in die Hegemonie der Weltgeschichte theilen. Dies sind nur die drei eigentlichen Großmächte, Frankreich, Großbritannien und Rußland; Deutschland, das heißt Oesterreich und Preußen, nehmen an dieser Hegemonie nur Antheil, insoweit sie sich an die eine oder die andere dieser Mächte anlehnen. Für sich haben sie kein eigenes Princip, oder können es doch nicht selbständig, aus eigener Macht, behaupten. Wenn man ihnen nichts destoweniger in dem Concert der europäischen Großmächte gleichfalls eine Stimme vergönnt, so ist das mehr eine Folge der Eifersucht, mit der die drei wirklichen Großmächte sich gegenseitig beobachten, und eine Art von Respect gegen den secundären Einfluß, den die Allianzen von Oesterreich und Preußen haben können, als eine Anerkenntniß ihrer selbständigen Macht.

Was nun England angeht, so führt es, aus einer sehr klugen Politik, nur da Krieg, wo es etwas gewinnen kann. In Deutschland aber kann es nichts mehr gewinnen, weil es Alles — bereits hat. Es hat das ganze Deutschland in einem sehr considerablen Punkt, im Punkt des Geldes, in der Tasche; wir sind ihm zinsbar mit unserm Fleiß und unserer Arbeit, wir opfern ihm unser Geld, unsere Fabriken, unsern Handel, es hat keinen bequemeren Markt, als uns. Es würde eine voll-

ständige Umkehrung dieser merkantilischen Verhältnisse, eine völlige Emancipation des deutschen Handels vom britischen vorhergehen müssen, ehe England sich zu einem Kriege gegen Deuschland entschließen könnte. Wie die Sachen jetzt stehen, so wäre ein solcher Krieg nichts Anderes, als das bekannte Geschichtchen von der Henne, die alle Morgen ein goldenes Ei legte, bis ihre Herrin, aus Habsucht und Geiz, ihr den Bauch aufschnitt. Aber der Engländer ist nicht bloß habsüchtig, er ist auch klug: und daher, so lange wir nur jeden Morgen richtig unser Ei legen, so hat die Sache nichts zu sagen.

Es bleiben also nur Frankreich und Rußland, die beiden Colosse, zwischen denen das arme zerstückelte Deutschland eingekeilt ist: beide von einer bestimmten Idee machtvoll getrieben und daher beide uns, den Ideenlosen, höchst gefährlich. Frankreich ist der Vorkämpfer der modernen Entwicklung. Wie England, in einer Revolution von mehr als zwei Jahrhunderten, den feudalen Staat des Mittelalters mit den Forderungen der Freiheit auszusöhnen ringt (denn mit der Hälfte seines Daseins ist England bis auf diese Stunde noch immer ein mittelalterlicher Staat), so scheint es die Aufgabe Frankreichs zu sein, den modernen Staat zur Darstellung zu bringen und die Formen aufzufinden, in denen die politischen

Bedürfnisse der Gegenwart sich befriedigen. Rußland dagegen hat weder ein Mittelalter noch eine moderne Zeit. Wenn auf irgend ein Land, so ist es Rußland, auf das der geniale Ausruf Mirabeau's paßt: faul vor der Reife! Seine Vergangenheit, wir meinen seine slavische Ursprünglichkeit, die Wiege seiner Geschichte, hat es selbst zertrümmert; Peter, den man dafür den Großen nennt, schrob den politischen Einfluß gewaltsam in die Höhe, indem er die Kraft der Nationalität vernichtete. Aber auch der modernen Zeit hat Rußland sich niemals wirklich in die Arme geworfen. Es hat immer nur den Flitter der Cultur aufgerafft; immer ist es so roh geblieben, wie jemals, nur daß die Kraft, welche der Roheit sonst beiwohnt, durch Fäulniß gebrochen ist. So erscheint Rußlands ganze Stellung als eine gewaltsame und unnatürliche. Es will die Früchte der modernen Zeit für sich genießen, ohne Antheil genommen zu haben an ihrer Arbeit; es will sich mit der Blüthe der Bildung schmücken, und ist doch nicht im Stande, sie aus sich hervorzubringen. Diese gewaltsame Stellung läßt sich nur auf gewaltsame Weise behaupten. Der eiserne Wille eines Gewaltherrschers hat Rußland groß gemacht; nur eiserne Bande können es vor dem Umsturz bewahren. Also um es kurz zu sagen: Frankreich bedarf der Freiheit, um vorzuschreiten, Rußland der Tyrannei, um sich

zu halten. Das Eine iſt mithin auf Freiheit angewieſen, das Andere auf Unterdrückung.

Es möchte hienach kaum ein Zweifel ſein, wohin Deutſchland ſich zu wenden und nach welcher Seite es den Oelzweig, nach welcher das Schwert zu bieten hat. Das Ziel Frankreichs iſt das gemeinſame Ziel der gebildeten Welt. Die Formen können, ja ſogar ſie müſſen wechſeln, je nach der verſchiedenen Individualität der Völker: aber der Inhalt bleibt derſelbe — und er iſt die Freiheit. Das Ziel Rußlands iſt die Knechtſchaft, hier eine nackte, dort eine vergoldete, aber immerhin die Knechtſchaft. Europa hat nichts gemein mit dieſen aſiatiſchen Emporkömmlingen; ſie bedürfen der Dunkelheit, wo wir des Lichtes, ſie bedürfen der Knute, wo wir der freien Ueberzeugung. Was ſcheint natürlicher, als daß wir dieſe (ſo zu ſagen) Naturbeſtimmungen anerkennen und, mit Frankreich verbündet, Front machen gegen den allgemeinen Feind der Bildung und der Humanität?

Es iſt traurig, zu ſagen, und doch dürfen wir es uns nicht verhehlen, daß, ſo einfach dies auch ſcheint und ſo nothwendig es in der That auch iſt, doch wahrſcheinlich zunächſt das Gegentheil geſchehen wird. Die Fürſten fürchten Frankreich — nicht zwar Frankreich ſelbſt: denn wäre dies, wie würden ſie ſich noch immer umgeben mit franzöſiſcher Sitte, franzöſiſcher Kleidung,

französischer Sprache und Literatur? Aber sie fürchten die Idee, welche Frankreich vertritt, sie fürchten es, weil von ihm jene Aufklärung der Völker ausgegangen ist, welche allmälig den Thronen gefährlich zu werden droht: denjenigen Thronen nämlich, welche sich allein auf den brutalen Anspruch der Gewalt, auf das Eigenthumsrecht der Dynastien, nicht auf das höhere und allein giltige Recht der Völker, auf das Recht der Freiheit und der Wahrheit gründen wollen.

Noch mehr: die große Masse unseres Volkes selbst haßt Frankreich und sieht in ihm immer noch den Erbfeind unsers Stammes. Wir können diesen Haß, so wenig wir ihn theilen, dennoch nicht völlig verdammen. Er hat im Gegentheil seine ehrenwerthen und achtbaren Motive; nur daß die ganze Grundlage, aus welcher auch diese Motive sich entwickeln, falsch und haltlos ist. Von wem hat Deutschland seit Jahrhunderten die meiste Schmach erfahren? Von Frankreich. An wen haben wir in einer Reihe blutiger Kriege die Blüthe unsrer Bevölkerung, den Kern unsrer Provinzen, das Diadem unseres Ruhmes verloren? An Frankreich. Wer hat unserm Reichthum das Mark ausgesogen, wer hat uns zum Gespötte der Welt gemacht, wer hat uns an sich gekettet wie der Herr den Sclaven? Frankreich und immer Frankreich. Das sind die Thatsachen und der Un-

gebildete ſieht nichts als ſie. Freilich, wer etwas weiter zu ſehen verſteht, der erkennt ohne Mühe, daß Frankreich nur das Werkzeug, die bewegende Kraft aber unſere eigene Unkraft, unſere Zerſplitterung, unſere Geiſtloſigkeit, unſer Mangel an Muth und Würde geweſen ſind. Es iſt unendlich kindiſch, eine Nation zu haſſen, weil ſie mächtiger iſt als die andere, und ſie dieſe Macht empfinden läßt. Wir, im gleichen Falle, würden wir es nicht ganz ebenſo machen? Dieſer überſchwängliche Reichthum an Genie, an Tapferkeit, an Ausdauer und eiſernem Muthe, welchen Frankreich zur Zeit der Republik und des Kaiſerreichs entfaltete, iſt das Alles nur franzöſiſche Bosheit, iſt es nur eine abſichtliche Verſtellung, um uns zu kränken und zu beſchädigen? oder war dies Alles nur die nothwendige Folge der richtigen Partei, welche Frankreich, und der falſchen, welche wir ergriffen hatten? Alſo nicht ſie ſollten wir haſſen, die damals nur das Recht der Geſchichte an uns vollzogen haben: ſondern die treffe unſer Haß, die unſre Verachtung, die uns damals in jene unglückſelige Bahn hineingeſtoßen, die uns verhindert haben, gemeinſam mit Frankreich das Banner der Freiheit aufzupflanzen und die Sache der Bildung und der reineren Menſchlichkeit, ſtatt uns feindſelig in ihren Weg zu ſtellen, gleichfalls zu der unſeren zu machen. Er treffe alſo vor Allem die

unſelige Kabinetspolitik, die auch dieſes Elend auf ihrem Gewiſſen hat, er treffe uns ſelbſt, daß wir dieſe Politik duldeten, er treffe die Zwietracht, den Neid, die Demuth, deren Opfer wir damals wurden — mögen wir es nie wieder werden!

Aber die große Maſſe ſind die Ungebildeten, hier und aller Orten, und darum wird es noch einige Zeit dauern, bevor dieſes Bewußtſein ſo allgemein wird, wie es, zum Heile der Welt und unſerm eigenen, endlich werden muß, zumal da der Franzoſenhaß unſrer Ungebildeten von oben herab gefliſſentlich genährt und von Zeit zu Zeit an dem Strohfeuer einer officiellen Deutſchthümelei neu angezündet wird. Nichts deſto weniger bleibt es bei dem, was wir kürzlich an einem Orte laſen, von welchem wir übrigens nur wenig adoptiren möchten: der Grad der Bildung in Deutſchland iſt abzumeſſen nach dem Grade der Freundſchaft oder Feindſchaft, welche man gegen Frankreich hegt. Man muß bornirt ſein, ſetzen wir hinzu, um die Dienſte zu verkennen, welche Frankreich der Aufgabe der neuen Zeit, der Idee der Freiheit und der Volksherrſchaft geleiſtet hat: und man muß ſchlecht ſein, um dieſe Idee ſelber zu verkennen.

Es iſt hiebei noch ein einigermaßen kitzlicher Punkt, den wir eben deshalb zur Sprache bringen wollen. Nämlich zugegeben, daß eine aufrichtige und vorurtheils-

freie Allianz zwiſchen Deutſchland und Frankreich den Fortſchritt der Welt wirklich weſentlich befördern und auch unſern eigenſten Intereſſen vollſtändig entſprechen würde: wie ſteht es mit den Anſprüchen der Franzoſen an das Rheinufer? wie mit unſern eigenen an das Elſaß?

Die Sache ſcheint ſehr verwickelt, und doch iſt ſie die einfachſte der Welt. Anſprüche der Franzoſen an das Rheinufer? Warum machen ſie nicht auch Anſprüche an den Mond? Weil ſie zum Voraus wiſſen, daß ſie ihn doch nicht kriegen würden. Da liegt es. Zeigen wir den Franzoſen nur erſt den feſten, leidenſchaftloſen Willen, von unſerm Grund und Boden auch nicht das kleinſte Stäubchen wegzugeben, und wär' es um den Beſitz der Welt, ſo wird auch der unreife Trieb danach, der im Grunde nichts iſt, als eine ſehr verzeihliche Reminiſcenz unſrer oft gezeigten Schwäche, ſich ſehr bald von ſelbſt verlieren.

Denn dies in der That iſt die Grundlage aller innern Selbſtändigkeit und Freiheit, daß man ſich zunächſt ſelbſtändig erweiſt nach außen hin und ſich nicht nehmen läßt, was man hat. Die Sache iſt ſo einfach und verſteht ſich ſo ſehr von ſelbſt, daß das ganze Bewußtſein unſrer Schwäche, die ganze Furcht vor der Wiederkehr gewiſſer ſchmählicher Ereigniſſe dazu gehört, um

nur das überſchwängliche Pathos zu erklären, daß wir in dieſe Rheinuferfrage gelegt haben. Aber gerade heraus: dies Pathos iſt lächerlich. Was würden wir von einem Manne denken, der mit großem Geſchrei auf der Gaſſe umherlaufen wollte und renommiren, daß er ſich den Rock nicht ausziehen laſſe, den er an hat? — Wir haben den Rock an und alſo behalten wir ihn; wer ihn uns ausziehen will, der wage ſeine Knochen.

Etwas ſchwieriger ſcheint die zweite Frage. Das Elſaß iſt uns verloren gegangen in der Zeit unſrer Schwäche, durch die Unthätigkeit unſrer damaligen Machthaber. Das Volksbewußtſein, die öffentliche Stimme der Nation, die gerade in dieſen Landſtrichen die Wiege unſrer glorreichſten Erinnerungen, die herrlichſten Monumente des deutſchen Geiſtes verehrt, hat niemals Verzicht auf ſie geleiſtet. Soll das Unrecht, das wir damals erlitten, jetzt verjährt ſein? Sollen wir uns begnügen, zur Erkenntniß unſrer Schmach gekommen zu ſein? Oder ſollen wir mit unſrer Schwäche nicht auch vielmehr ihre Folgen abzuthun ſuchen?

Auch hier dünkt uns nur Eine Antwort möglich: Eroberungen *machen* kann die *Gewalt*, aber ſie *behalten* nur die *Freiheit*. Uebertreffen wir denn die Franzoſen in der Entwicklung aller freien, volksthümlichen und wahrhaft humanen Einrichtungen! Stellen

wir ein Deutſchland her, ſo frei, ſo mächtig, ſo glückſelig, daß es eine Luſt iſt und ein Ruhm, dieſem Lande anzugehören! Dann wird auch das Elſaß wieder deutſch werden; wir werden dann nicht nöthig haben, durch allerhand romantiſche Reminiſcenzen eine illuſoriſche und unlebendige Sympathie zu erkünſteln, wir werden nicht an die bloßen Naturbeſtimmungen der Lage, der Abſtammung ꝛc. zu appelliren brauchen: ſondern die Freiheit wird uns zurückführen, die wir durch unſern Knechtsſinn verloren haben! — Aber freilich wird wohl bis dahin noch einiges Waſſer den Rhein entlang laufen.

So unheilbringend nun nach dieſem Allen ein Krieg mit Frankreich wäre, weil er den Fortſchritt der freien und volksthümlichen Entwicklung hemmen und uns in ein widernatürliches Verhältniß bringen würde zu denjenigen, denen wir uns vielmehr, als unſern Vor- und Mitkämpfern, innigſt anzuſchließen haben, ſo wünſchenswerth und nöthig dagegen wäre ein Krieg mit Rußland. Rußland iſt der eigentliche Erbfeind nicht blos Deutſchlands, ſondern der Welt, weil es der Feind der Freiheit und der Bildung iſt. Ein Krieg gegen Rußland wäre der wahre Kreuzzug der neuen Zeit; ihm ſind die Sympathien aller Herzen, die Stimmen aller Völker gewiß.

Aber für Deutschland sind noch ganz besondere Gründe, welche einen derartigen Krieg so wünschenswerth wie nöthig machen. Denn kein Land ist von dem Netz der russischen Gewaltherrschaft so eng umsponnen, wie eben unser Vaterland. Beinahe schon in allen Fürstenfamilien unsrer Throne fließt russisches Blut; russische Verschwägerungen kreuzen in Preußen, Weimar, Hessen, Nassau, Oldenburg — und nun bald auch in Würtemberg die Interessen des Volkes, ja vor ganz Kurzem erst sahen wir die Staatsmänner Oesterreichs im Begriff, dem russischen Moloch ein neues Opfer zu bringen und ihm eine neue Bahn zu brechen in den heiligen Leib unsers Vaterlandes. Von russischen Agenten wimmeln unsre Hauptstädte, russisches Geld beherrscht unsre Presse, russische Spione bewachen unsre Universitäten. Wahrlich, die Schmach dieses Friedens ist größer, als das Unglück des Krieges jemals werden könnte. Es ist ein großes und künstliches Netz: wollen wir warten, bis die Fäden völlig fertig gesponnen sind? Wollen wir den Kopf willig hinhalten, bis das Messer geschliffen ist, das ihn uns abschneiden soll? Wir lamentiren sehr, daß das Elsaß nicht unser ist und haben nicht übel Lust, den sittlichen Werth seiner Bevölkerung zu verdächtigen, weil sie keine Neigung spürt, die Volkssouverainetät, an der sie in Frankreich Theil hat, mit der Ehre eines

deutſchen Unterthanen zu vertauſchen: aber Oſtpreußen, Pommern, Schleſien laſſen wir in Folge der ruſſiſchen Abſperrungen und Vexationen gutwillig verarmen, wir ſehen es ruhig mit an, wie dieſe Provinzen in ihrem Wohlſtande ſinken, in ihrer Betriebſamkeit erlahmen, in ihrer moraliſchen Kraft erſchlaffen, weil ſie ſich von dem Schutz des deutſchen Vaterlandes verlaſſen und aller möglichen Willkür der Ruſſen Preis gegeben ſehen, — ja wir werden ruhig warten auch bis dahin, wo dieſe Provinzen ſich dem fremden Sieger werden in die Arme ſtürzen müſſen.

Und dann vor Allem: ſind die ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen nicht ſo gut deutſches Eigenthum geweſen, wie das Elſaß? Wollen wir nur den Franzoſen abnehmen, was ſie geraubt haben, und den Ruſſen nicht? Die Bewohner des Elſaſſes ſind freie Bürger eines freien Staates, wenigſtens eines ſolchen, der, bei allen Verirrungen und Täuſchungen des Augenblicks, doch immer die Freiheit zu ſeinem ausgeſprochenen und anerkannten Principe hat: die Bewohner der ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen dagegen leben unter dem furchtbaren Geſetz der Knute, ſie ſtrecken ihre Arme zu uns herüber, Deutſchland, wie es iſt, mit all ſeiner Halbheit und Verkümmerung, wäre ebenſo gewiß ein Fortſchritt für ſie, wie es dermalen ein Rückſchritt wäre für den Elſaß — und an die Wieder-

eroberung dieſer Oſtſeeprovinzen denken wir nicht? An ſie mahnt uns kein Blut unſrer Vorfahren, keine Sympathie des deutſchen Geiſtes, kein Ruf unſrer Ehre? In der That, auf Einem Ohr muß Deutſchland taub ſein — oder es hat ſonſt wo ſeinen Haken.

Dies alſo die Antwort auf jene zweite Frage: den Krieg mit Frankreich würden die Kabinette wählen, den Krieg gegen Rußland die Völker. Aber noch ſind bei uns die Kabinette mächtiger als die Völker: und darum iſt der Krieg gegen Rußland zwar wünſchenswerth und nothwendig, aber der Krieg gegen Frankreich iſt wahrſcheinlich.

Es bleibt uns nun ſchließlich noch unſre Meinung auszuſprechen über den Erfolg, mit welchem dieſe Kriege vermuthlich werden geführt werden. Dieſe Aufgabe iſt mißlich, wie alles Prophezeien. Doch läßt, bei einigem Verſtändniß der Gegenwart, der Gang der Zukunft im Großen und Allgemeinen ſich allerdings vorausſagen. Daß auf den Winter der Frühling folgt und daß, wer ins Waſſer geht, ſich naß macht, das ſind Naturnothwendigkeiten, die man vorherſagen darf, auch ohne Prophet zu ſein. Und ſolche Naturnothwendigkeiten giebt es auch in der Geſchichte.

Werden wir in einem nächſten Kriege die Franzoſen ſchlagen? Es iſt möglich. Werden wir von ihnen

geschlagen werden? Es ist gleichfalls möglich. Das ist der Rathgeber aus Tieck's Blaubart. Aber Eines ist gewiß: siegreich oder besiegt, verlieren werden wir allemal. Werden wir besiegt, so heißt das nur den Krieg vertagen. Denn die Ueberwundenen bleiben dürfen wir nicht, wir sind zu der gleichen welthistorischen Stellung berufen, wie die Franzosen, wir haben den gleichen Anspruch an Freiheit und Selbständigkeit, wie sie, und müssen daher auch den gleichen Rang einnehmen. Dahingegen werden die Franzosen besiegt, so wird mit ihnen die Freiheit besiegt, deren Vertreter sie in diesem Augenblicke sind — oder zum Wenigsten als deren Vertreter sie gelten, im guten wie im schlimmen Sinne.

Und nicht blos die Freiheit im Allgemeinen, sondern auch unsre eigene Freiheit, der politische Fortschritt in unserm eigenen Lande, würde durch die Niederlage der Franzosen gleichfalls eine Niederlage erleiden. Diejenigen unter uns, die in den Freiheitbestrebungen unsers Volkes nur eine äffische Nachahmung der Franzosen erblicken (und leider ist gerade in den Händen dieser die Gewalt) würden sich nach der Besiegung Frankreichs durch nichts mehr gebunden glauben; sie würden Mittel und Wege finden, die halben Zugeständnisse, welche die Furcht vor dem Beispiel dieses Nachbarstaates ihnen entrungen hat, allmälig wieder zurückzunehmen, sie würden

den Sieg über Frankreich für ein Gottesurtheil halten, das zugleich der Gewaltherrschaft den Sieg zuspricht — und dem Absolutismus gehörte die Welt. Darum noch einmal: glücklich oder unglücklich geführt, aus einem Kriege mit Frankreich kann für Deutschland immer nur Verderben wachsen.

Umgekehrt würde ein Krieg mit Rußland zuerst und vor Allem ein glänzendes Anerkenntniß der Freiheit und des sittlichen Geistes sein. Denn gegen die Uebermacht dieses Colosses, welche andre Waffen hätten wir, als diese?

Aber sie genügen auch. Immer und überall, wo zwei Mächte in Krieg gerathen, gehört der Sieg *zuletzt* derjenigen, auf deren Seite die Freiheit und die Bildung ist. Auf die Dauer also ist der Ausgang eines Krieges zwischen Deutschland und Rußland unzweifelhaft.

Dazu kommt, daß dieser Koloß im Grunde doch nur ein Götzenbild ist, das auf thönernen Füßen steht. Die geheime, zu Verschwörungen stets bereite Opposition des Adels, der verletzte Stolz des Senates, der Uebermuth der großen Landbesitzer, die politische Unmündigkeit und darum auch Unfähigkeit des niedern Volkes — welche innere Schäden! Die Tscherkessen im Süden, die Polen im Westen, der Schwede im Norden, der die finnländischen Provinzen hoffentlich noch nicht verschmerzt

hat, und endlich im Osten der weitreichende Arm der Engländer, der, Waffen und Geld ausstreuend, die eingeschlummerten Völker Asiens in eben soviel beutegierige Drachen verwandeln kann — welche offenen Wunden!

Der Umschwung der Welt, der aus dem Sturze Rußlands hervorgehen würde, ist großartiger, die Veränderungen, die dadurch veranlaßt würden, mannigfacher, als daß wir sie hier erschöpfen und das Gemälde dieser neuen Welt, die sich aus seiner Niederlage erheben würde, hier vollständig ausmalen könnten. So viel ist gewiß und muß einem Jeden auf den ersten Blick einleuchten, daß durch diese Eine That alle die unzähligen Verwicklungen der gegenwärtigen europäischen Politik sich genügend auflösen, alles alte Unrecht sich versöhnen, aller Zunder neuer Kriege auf längere Zeit hinweggeräumt werden würde. Denken wir nur selbst: Polen wieder hergestellt, die Türkei der christlichen Bildung zurückgegeben, Griechenland, aus seinem jetzigen Scheindasein auf eine Basis gestellt, breit genug, um ihm die nöthigen Lebenssäfte zuzuführen, die Donauländer, bis an das schwarze Meer, zu einem slavischen Mittelreich unter deutscher Oberhoheit vereinigt, vor Allem aber die russischen Ostseeprovinzen unserm Vaterlande zurückerobert und diese Unglückseligsten unsrer Brüder, diese Geächteten, Preisgegebenen, wieder aufgenommen in die Gemein-

ſchaft des deutſchen Geiſtes — wie Schade, daß dies Alles nur Träume ſind!! —

Aber es giebt bekanntlich, nach dem Glauben der Völker, zweierlei Gattungen von Träumen: ſchwarze, welche nur Täuſchungen ſind, weiße, welche zur Erfüllung kommen. Vielleicht daß die unſrigen zu den weißen gehören, — ſo ſchwarz wie ſie auch ausſehen. —

Vaterland? oder Freiheit?

Brief an einen Freund.

. . . Alſo, liebſter Freund, die Sache iſt erörtert und abgemacht: Hébert hat geſprochen, der Convent hat abgeſtimmt: il n'y a plus de Dieu! Das Vaterland exiſtirt nicht mehr! Nationalgefühl? wie bornirt! Patriotismus? welch ein zurückgebliebener Standpunkt! Es giebt kein anderes Vaterland, als die Freiheit, kein anderes Nationalgefühl, als das Bewußtſein der Bildung und der Humanität; dem freien Franzoſen fühl' ich mich mehr Bruder, als dem unfreien Deutſchen, ob auch zehnmal eine deutſche Mutter mich geſäugt, deutſche Luft mich genährt, deutſche Sprache mich gebildet habe. Ja überhaupt wer es gut meint mit den Deutſchen, dieſen dickköpfigen, abergläubigen, knechtiſchen Deutſchen, dieſer Incarnation der „Niederträchtigkeit," der reiche uns die

Hand und helfe uns, ſie zu Franzoſen zu machen. Das iſt der einzige reelle Dienſt, den man den Deutſchen ſowohl, wie im Allgemeinen der Sache der Freiheit und der Bildung erweiſen kann und zu dem Alle daher, die es mit der letztern wahrhaft wohl meinen, ſich vereinigen müſſen. —

Darf ich Dir geſtehen, lieber Freund, daß ich erſchrak, indem ich dies neueſte Programm der Humanität und der Aufklärung, dieſen Tagesbefehl gleichſam, welchen Du ſo gütig biſt an uns Uebrige ergehen zu laſſen, zu Geſichte bekam? Ja daß es mich ſchmerzlich ergriff, eine Rede dieſer Art aus einem Munde zu vernehmen, dem wir übrigens ſo manches befreiende, ſo manches herzerhebende Wort verdanken und den wir uns überhaupt gewöhnt hatten als das os magna sonaturum der Partei zu verehren?

Aber daß wir uns nicht noch einmal mißverſtehen: es war — ſei unbeſorgt! — kein pietiſtiſch ſentimentales Entſetzen, als ob die Erde Dich nun gleich verſchlingen müſſe wegen Deiner Frevelthat, auch kein (wie Du ihn nennen würdeſt) romantiſcher Schmerz, was mich ergriff, um all die ſchönen, zarten Gefühlchen, die Sympathieen und Erinnerungen, die Du ſo kaltblütig, mit Einem muntern Schnitt, aus Deinem Herzen löſeſt — oder doch wenigſtens zu löſen vorgiebſt. Im Gegentheil,

mein Bedenken war höchst praktischer Natur, mein Bedauern ruhte auf höchst prosaischen Motiven.

Und das hängt so zusammen. Du sowohl, lieber Freund, wie wir Jüngeren alle, suchen in der literarischen Thätigkeit, der wir uns widmen, noch bei Weitem mehr und bei Weitem Größeres, als eine bloß literarische Befriedigung; wir schreiben, nicht um der Kritik — wir philosophiren, nicht um des Systems — wir dichten, nicht um der Aesthetik willen: sondern dies bei Allem ist der Zweck, der uns leitet, dies das Ziel, das wir im Auge haben, praktisch zu wirken auf unser Volk und durch literarische Schöpfungen die größere, die Schöpfung eines freien, glücklichen Zeitalters vorzubereiten. Wir bedienen uns der Feder, wie man in andern (und allerdings glücklicheren) Zeiten sich des Schwertes und der Kugel bedienen würde: die freie Theorie soll uns hinüberführen zur freien Praxis, die Bücher zu Thaten.

Darum auch unser Publikum suchen wir nicht bei den Kritikern, den Gelehrten, den Schöngeistern, wir begnügen uns nicht mit der Zustimmung derjenigen, die sich selbst mit Emphase die Gebildeten nennen: sondern darüber hinaus das eigentliche Volk, so weit von einem solchen in Deutschland bisher die Rede sein kann, die Nation in ihrer Gesammtheit ist es, deren Herzen wir

zu gewinnen, deren Bewußtsein wir aufzuklären, deren Muth wir anzufeuern suchen. —

Was in dieser Hinsicht auch zu thun noch übrig bleibe und wie groß noch immer der Bruch sei zwischen der Literatur und der Masse: besser wenigstens (dies Zeugniß wird die Literatur, ohne Verdacht der Eitelkeit, sich ausstellen dürfen!) ist es damit geworden. Die Schriftsteller haben eingesehen, daß eine Literatur, die immer nur diesen oder jenen Kreis der Gesellschaft, diese oder jene Schicht der Bildung, niemals die Gesammtheit des Volkes, die Masse als solche erfaßt, ihres Namens als Nationalliteratur durchaus unwürdig und jedenfalls ohne Zukunft ist; sie haben gelernt — oder mindestens sie fangen an, sie bemühen sich darum, dem Volke verständlich zu werden, seine Sprache zu reden, seine Interessen zu vertreten. Sogar die Philosophie macht Miene, ihre Schulsprache zu verlernen und das schwerwuchtige, massive Erz der Kategorieen gegen die currente Münze der Umgangssprache zu vertauschen. Ja warum, da die Folge hinlänglich zeigen wird, daß es auf einen Lob- und Schmeichelbrief hier nicht abgesehen ist — warum sollte ich es nicht offen aussprechen, daß gerade Du, lieber Freund, von der scholastischen Dunkelheit Deiner frühesten Arbeiten bis auf die entzückende Leichtigkeit, die lebendige, allverständliche Grazie Deiner jüng-

sten Veröffentlichungen, in einer Vollständigkeit, wie kein Zweiter, diesen Uebergang aufs Glücklichste vollendet und uns dadurch ein Beispiel aufgestellt hast, dem wir nichts Eiligeres thun können als, je nach unsern Kräften, uns anzuschließen? —

Auch die Poesie hat hier vortheilhaft eingegriffen. Ich will, aus Gründen, die Du leicht erräthst, kein allzugroßes Gewicht auf ihren Einfluß legen; nur dies, glaube ich, wird ihr immerhin zuzugestehen sein, daß sie, sei es durch dasjenige, was andrerseits ihre wunde Stelle ist, die Allgemeinheit, das Leere, Phantastische ihrer Verkündigungen, sei es durch den Glanz ihrer Darstellung, die Pracht ihrer Farben, ja sei es endlich nur durch diese Aeußerlichkeit des Rhythmus, der die Seele unwillkürlich gefangen nimmt, diese Süßigkeit der Reime, die sich so sanft einschmeicheln in das Ohr des Hörers — genug, sie hat immerhin in weitesten Kreisen ein großes, ein leicht entzündetes Publikum gefunden; sie hat (das liegt in der Natur poetischer Anregungen) den Samen der Freiheit vielleicht nicht tief gelegt, aber ein beschwingter Vogel, sie hat, ihn an Orte getragen, wohin er sonst niemals gelangt wäre. Sie hat die Herzen geöffnet: gewinnt Ihr nun die Geister! —

So also steht die Sache: die Literatur begiebt sich in die Dienstbarkeit des Volkes, sie achtet die praktische

Nutzbarkeit, die unmittelbare Einwirkung auf die poitiven Verhältniſſe der Gegenwart einſtweilen höher, als alle Forderungen des Syſtems, alle Einwendungen der Aeſthetik. Möge dieſe ſich einſtweilen beruhigen! Es werden, in künftigen, vollendeteren Zeiten, in den reifen Tagen des Sieges, — es werden, ſage ich, ſchon wieder Künſtler aufſtehen, Poeten ſich finden, die auch der Kunſt ihr Recht wieder anthun und zu dem größeren Inhalt, um den wir ringen, die vollendete Form hinzufügen. Wir einſtweilen ſind Soldaten, angeworben durch die Noth des Augenblicks, dienſtbar dem Bedürfniß der Zeit. Hinweg darum mit jener äſthetiſchen, jener gelehrten Selbſtbeſpiegelung, über welche der deutſche Schriftſteller, ein moderner Narciß, nur allzuoft ſchon das eigentliche Ziel ſeines Strebens vergeſſen hat! Hinweg jene Vornehmheit, die ſich zu beflecken glaubt, indem ſie hinabſteigt zu den Begriffen und zu der Anſchauungsweiſe des Volkes — nicht, um ſie pädagogiſch zu meiſtern, vielmehr um ſie zu theilen und Begriff um Begriff, Wort um Wort, Wahrheit um Wahrheit zu tauſchen! Hinweg vor Allem jene Unduldſamkeit des Scholaſtikers, jene Rechthaberei des Gelehrten, die nicht bloß um den Geiſt ſtreitet, ſondern ebenſo und mehr noch um den Buchſtaben! die nicht bloß das Rechte anerkannt, die es auch allein in ihrer Form, in ihrem

Ausdruck, genau mit demſelben Hauch, derſelben Betonung, mit der ſie es auszuſprechen pflegt, anerkannt und verehrt wiſſen will! Das Publikum iſt unſre ganze Macht, es iſt das Einzige (aber dann auch ein Fels!), auf das wir uns ſtützen können: ehren wir es denn als unſern Meiſter! ſchonen wir ſeine Sympathieen! entſagen wir der Eitelkeit, es zu unſrer Weiſe nöthigen zu wollen, vielmehr lernen wir die ſeine — und kurz und gut, um es Alles mit Einem Worte zu ſagen: ſeien wir praktiſch! —

Nicht wahr, lieber Freund? Du verſtehſt jetzt den Schreck, der mich überfiel, das Bedauern, das ich empfand? — Als ich Deine geharniſchten Erklärungen las, als ich hörte, wie Du Alles in Acht und Bann thuſt, woran die Seele des Volkes mit ſüßer Inbrunſt hängt, als ich ſah, wie Du ohne Scheu jene Altäre zerbrichſt, vor denen die Edelſten unſers Volkes knieen, jene Sympathieen läugneſt, die, wie mit Zauberklängen, die Herzen der Nation entzünden, jene Banner in den Koth trittſt, auf welche die Augen des Volkes gerichtet ſind — Wie unpraktiſch! wie unklug! war mein erſter Gedanke: wie ſeinen eignen Zwecken entgegen-, ſeinen und unſern Feinden in die Hände gearbeitet! Sei es — wir werden dieſen Punkt ſpäter erörtern und ſo mag es für den Augenblick ſo gelten: ſei es, daß Alles ſich ver-

halte, wie Du ſagſt, ſei der Gedanke des Vaterlands wirklich eine bloße Chimäre, ſeien Nationalgefühl, Patriotismus, Vaterlandsliebe wirklich lauter hohle, irrthümliche Abſtractionen: aber das Volk glaubt noch an ſie! Beklagen wir es, lieber Freund: allein was mehr? es iſt noch ſo bornirt, auf ſeine deutſche Herkunft, ſeine deutſche Sprache, ſein deutſches Land einiges Gewicht zu legen; es iſt noch ſo kindiſch, das bedauernswerthe! an Vaterland und Nationalität und ähnliche „Schrullen" zu glauben! es iſt noch nicht gebildet genug, das arme! um zu wiſſen, daß es einzig auf die Freiheit ankommt, gleichviel ob eine franzöſiſche, eine deutſche oder eine türkiſche — aber die Freiheit hat und kennt gar keine Nationalitäten mehr: ſie iſt die Freiheit und damit holla! Seien es falſche Altäre, ſeien es Götzenbilder: aber das Volk glaubt an ſie! das Volk verehrt ſie! es ſind ſeine Götter! Warum alſo nicht Mitleid haben, o Du der Beſſerwiſſende, mit den Thörichten? Warum, ſtatt ſeinen Irrthum leiſe, allmälig aufzuhellen, das Volk, wie man zu ſagen pflegt, abſichtlich vor den Kopf ſtoßen? Warum durch eine fanatiſche Oppoſition Sympathieen verletzen, Neigungen kränken, ſtatt uns ihrer leitend zu bemächtigen? Das Volk weiß mehr vom Vaterlande, von dem es ſich umgeben fühlt, das zu ihm ſpricht im Rauſchen ſeiner Bäume, im Duft ſeines Weines, im ge-

heiligten Laut ſeiner Sprache, in tauſend und aber tauſend Erinnerungen und Denkmalen, als von der Freiheit, von der es nicht weiß, wo ſie wohnt, deren Zauber es nie empfunden hat, die ihm keine Geſtalt, kein Bild, keine Anſchauung gewährt, auch wenn Du ihm ſagen wollteſt, daß ſie krapprothe Hoſen trägt: darf es uns befremden, wenn es ſich das Bekannte, Verſtandene nicht nehmen laſſen will zu Gunſten eines Unbekannten, Unverſtandenen? Am Vaterlande hängt es, Patriotismus, Aufopferung für das Vaterland, Nationalgefühl, Nationalehre hält es für höchſt weſentliche, höchſt ſchätzenswerthe Güter: nun kommſt Du und erklärſt ihm, das Alles ſei Plunder, romantiſcher Quark, heraufgeholt aus der Grube des Mittelalters, auf die Freiheit allein komme es an und die Freiheit habe kein Vaterland und dulde keinen Patriotismus — im Ernſt, lieber Freund, hältſt Du dies wirklich für eine Empfehlung der Freiheit? Glaubſt Du wirklich auf dieſem Wege die Herzen des Volkes Deiner, unſrer Göttin zu gewinnen?

Dies führt mich auf den zweiten Punkt. Du zerſtörſt nicht bloß mit unerſchütterlicher Hand den Nimbus, der bisher die Stirn des Vaterlandes verklärte: auch das ganz beſtimmte, einzelne Vaterland, Dein Vaterland, Deutſchland, das deutſche Volk unterwirfſt Du einer mitleidloſen — ich darf nicht mehr ſagen Kritik: denn Kri-

tik iſt Läuterung, Kritik iſt Ausſcheidung: Du aber verwirfſt den Kern mit der Schale, Du kritiſirſt nicht mehr, Du ſecirſt; Du urtheilſt nicht, Du verurtheilſt.

Der Inhalt des deutſchen Geiſtes (Du haſt es ausgeſprochen oder ausſprechen laſſen unter dem deckenden Schilde Deines Namens) iſt die Niederträchtigkeit. Es giebt kein Laſter, keine Schwäche, keine Thorheit, welche Du dem deutſchen Volke nicht zu-, keine Tugend, keinen Vorzug, keine Fähigkeit, die Du ihm nicht abſprächeſt, es ſei denn die Tugend der Knechtſchaft, der Vorzug der Dienſtbarkeit, die Fähigkeit des Sklaven. Ja es iſt ein Wunder, wie das arme Deutſchland nur noch beſteht: alle Regierungen Ali Paſcha's von Janina, alle Regierten wahre Enragés der Knechtſchaft, die ſich alle mit eignen Händen das Joch auf den Nacken zu legen eilen, das ganze Land, Vergangenheit wie Gegenwart, eine einzige allgemeine Cloake!

Glaube nicht, lieber Freund, daß ich die durchaus reinen und edlen Motive dieſes Zornes verkenne: ich weiß, wie warm, wie innig bei alledem Dein Herz für Deutſchland ſchlägt und daß es nur Liebe, ungeduldige, zürnende Liebe iſt, die ſich hinter dieſer finſtern Maske des Haſſes verbirgt.

In dieſer Hinſicht alſo fürchte von mir weder Mißverſtändniß noch Vorwurf. Aber dennoch geſtatte mir

einen Einwand. Zwar was die Regierungen angeht, so geb' ich Dir dieselben preis; sie haben Federn und Bajonette, Schriftsteller und Gensd'armen genug: mögen sie denn, thust Du ihnen Unrecht, sich selbst vertheidigen! Auch was das Volk betrifft, so will ich einstweilen (aber wohl gemerkt: auch nur einstweilen) Deine Anklagen in ihrer vollen Herbigkeit gelten lassen: so bleibt mir bei alledem meine obige Frage auch hier zu wiederholen: ist es praktisch, ist es klug, lieber Freund, Deinen Unwillen, Deinen Zorn, wie begründet er wäre, so nackt, in so gehässigen Worten auszusprechen, wie du thust? Du willst die sittliche wie staatliche Erhebung und Reinigung der Nation: ist es klug, ist es politisch, Deine Reformversuche damit zu eröffnen, daß Du ihr in Gnaden beweisest, sie sei eine Nation von Lumpen? Du willst die Befreiung des deutschen Geistes, seine Wiederherstellung im Reiche der Freiheit, seine Reinigung von allen Wundenmalen der Knechtschaft: ist dies der Weg dazu, daß Du als den Inhalt eben dieses Geistes die „Niederträchtigkeit" proclamirst?! —

Aber vielleicht entgegnest Du, daß jeder Besserung nothwendig die Einsicht in den bisherigen verderbten Zustand voraufgehn muß; der Arzt, der das Geschwür heilen will, darf nicht lange damit tändeln, er schneidet frisch zu, mag es dem Kranken weh thun oder nicht.

Zugeſtanden: aber wird durch Schmähworte und Beſchuldigungen Einſicht erzeugt? aber während der Arzt das Uebel operirt, ſpielt er zugleich den Bußprediger und hält dem Patienten vor, wie er hier eine Flaſche Wein zu viel getrunken und dort den Mädchen nachgelaufen und davon ſei dieſe Krankheit entſtanden und er ſei überhaupt, bei Lichte beſehen, ein liederlicher Lump? Verfällſt du, lieber Freund, indem Du die politiſche Beſſerung der Nation nothwendig und allein aus deren Sündenbewußtſein ableiten willſt, nicht in den tragikomiſchen Irrthum jener geiſtlichen Eiferer, welche auch meinen, nur aus der ſittlichen Selbſtvernichtung könne die ſittliche Erhebung hervorgehen und das ſei eine ſchlechte Tugend, die aus etwas Anderem emporwachſe als aus der Zerknirſchung der Creatur? Deine Anklage der Nation, Dein Vorwurf der Niederträchtigkeit, was iſt es denn anders, als das „Sündenaas," der „Lügenknüppel" unſrer alten pietiſtiſchen Geſangbücher ins Politiſche überſetzt? — Du warſt Lehrer, Du haſt eigene Kinder, die Du mit Sorgfalt und Aufopferung erziehſt, Du haſt, während Du unter uns lebteſt, mit jenem ſchönen Enthuſiasmus, der Dich uns Allen ſo werth machte, an den Vereinen Theil genommen, welche zur Rettung leiblich wie ſittlich Verwahrloſter damals geſtiftet wurden; es iſt Dir nicht unbekannt, daß, um ein Kind zu unterrich-

ten, man nicht bei dem beginnt, was es nicht weiß, sondern umgekehrt bei dem, was es weiß; noch auch, um einen verdorbenen Menschen zu retten, klammert man sich, wie die Pfaffen, an sein Sündenbewußtsein: sondern umgekehrt an die Reste, die spärlichen, seiner besseren Natur sucht man anzuknüpfen, man appellirt an den Nachhall honetten, tüchtigen Bewußtseins, an das Gefühl sittlicher Würde und Kraft, das etwa noch in ihm lebt, man zeigt ihm, daß, wie tief er auch gesunken, doch noch immer Stoff genug in ihm sei, um sich wieder zu erheben zu einem tüchtigen, wackern Menschen. Und nun, lieber Freund, was Du keinem Kinde, keinem entlassenen Züchtling erweisen würdest — aber Deinem Vaterlande erweisest Du es?! Deine Nation willst Du bessern mit Mitteln, die, sähest Du sie in einem Zuchthause angewandt, unter Dieben und Mördern, Deinen Unwillen erregen würden — aber Deiner Nation, wie gesagt, bietest Du sie?! Wahrlich, lieber Freund, ich verhehle Dir nicht: eine Nation kann viele Gebrechen haben, sie kann kleinmüthig sein, eitel, verlogen, liebedienerisch — der Fond der menschlichen Natur ist unerschöpflich, sie kann sich wieder erheben, ich verzweifle nicht an ihr! Wohl aber die sich sagen ließe, sagen ließe von einem ihrer Schriftsteller, einem ihrer eigenen Söhne, was in diesen jüngsten Tagen der unsrigen gesagt worden ist —

geſagt worden obenein aus der Mitte eines fremden Landes und mit dem Anſpruch, das wahre Orakel aller Weisheit und Wahrheit zu ſein — und eine Nation ließe ſich dies ſagen und hätte noch eine andere Antwort darauf, als allein das Stillſchweigen der Verachtung — wahrlich, lieber Freund, an einer Nation von Mordbrennern und Dieben will ich nicht verzweifeln: aber an dieſer verzweifelt' ich! — —

Und darum noch einmal: haſt Du praktiſch, haſt Du klug gethan? Hältſt Du die Liebe, die Achtung der Nation für ein ſo geringfügiges Beſitzthum, daß Du es ſo bereitwillig von Dir ſtößt?

Aber ſchon hör' ich, womit Du alle dieſe Einwendungen beſeitigſt: und ich ſtimme Dir bei. Was klug! ſagſt Du, was praktiſch! aber es iſt die Wahrheit, die Wahrheit meiner Ueberzeugung! Ueberlaſſen wir es den kleinen Demagogen der Pnyx, die nach dem Obolus der Volksgunſt haſchen, die Wahrheit zu verſchweigen, weil ſie bitter iſt und das Volk ſchöner zu malen als es iſt: die Philoſophie hat mit dieſen Künſten nichts zu thun, ſie will ſo wenig Volksſchmeichler ſein, als Fürſtenſchmeichler, ſie geſtattet nicht nur, ſogar ſie fordert, ſie gebietet dieſe volle Parrheſie des Bekenntniſſes — wir haben es abgelegt, wie der Geiſt uns zwingt: ſteinigt uns nun, wenn es beliebt! —

Reich' mir die Hand — Du haſt Recht: und ſo laß uns denn, abſehend von jeder Rückſicht der Nutzbarkeit und des praktiſchen Vortheils, die Frage ſelbſt nach ihren innern Gründen unmittelbar ins Auge faſſen.

Zwar der erſte Grund, mit welchem Du die Verfechter des Vaterlandes, die „Patrioten" und „guten Deutſchen" zu entwaffnen gedenkſt, iſt ſelbſt noch äußerlicher und praktiſcher Natur. Seht Ihr denn nicht, Ihr Verblendeten, rufſt Du uns zu, daß Vaterland, Patriotismus, Nationalgefühl nur das große Narrenſeil ſind, mit welchem Eure Regierungen Euch an der Naſe führen? Merkt Ihr denn nicht, Ihr Stumpfſinnigen, daß man Euch dieſe Lockſpeiſe des Patriotismus nur hinhält, um Euch deſto bequemer zu rupfen? Daß dieſe Idee des Vaterlandes nur der bunte Anſtrich iſt, mit dem man das Joch ausgeputzt hat, auf daß Ihr um ſo ſicherer hineingeht, es um ſo ruhiger ertragt? Nach all den elenden Erfahrungen, die Ihr gemacht habt, nach all den Knechtsdienſten, den Erniedrigungen und Aufopferungen, zu denen man Euch à Conto des Vaterlandes, im Namen des Patriotismus und des Nationalgefühls beredet hat, wie iſt es möglich, o Ihr Kindsköpfe, daß Ihr noch immer anbeißt an dieſen Köder der Reaction, über deſſen wahre Beſchaffenheit doch längſt kein Menſch mehr in Ungewißheit ſein ſollte?! Wie könnt Ihr noch

immer den Strick lieben, der Euch hängen ſoll, bloß weil er bunt — das Beil küſſen, das Euch köpft, bloß weil es blank iſt?!

Ich wage nicht zu widerſprechen, lieber Freund: der heilige Name des Vaterlandes iſt mehr als einmal gemißbraucht worden, mehr als einmal — wer wüßte es nicht?! hat man uns in die Schlacht geſchickt und hat unſer Hab' und Gut gefordert und unſer Blut vergeudet und uns die Haut vom Leibe geſchunden — Alles, wie ſie ſagten, um des Vaterlandes willen —! und meinten dabei doch nur ihren eigenen Vortheil, ihren Nutzen, ihre Erhaltung. Aber wo iſt ein Heiliges, ein Wahres, Großes, Edles, ich frage Dich, das die Selbſtſucht nicht mißbrauchte? Das verlogene Spiel, das mit dem Namen des Vaterlandes, mit Patriotismus, Deutſchthum ꝛc. allerdings getrieben wird, empört Dich dergeſtalt, daß Du, das Kind mit dem Bade verſchüttend, überhaupt nichts mehr wiſſen willſt von Vaterland und Vaterlandsliebe: aber die erlauchten Namen, die Du an ſeine Stelle ſetzen willſt, Freiheit und Humanität, ſind ſie etwa niemals gemißbraucht worden? Iſt es der falſche Götze des Vaterlandes allein, dem man Völker geſchlachtet, und der Name der Freiheit wäre niemals gemißbraucht, unter der Maske der Humanität niemals geheuchelt worden? Nur immer der berauſchende

Laut des Vaterlandes wäre es, womit die Gewaltherrſchaft die Völker taumlig macht, den Wein der Freiheit aber hätten ſie nie verfälſcht? Die prieſterliche Binde der Bildung, der Menſchlichkeit und Sitte hätte niemals gedient, Zwecke der Barbarei, der Unbildung und Unſitte zu verheimlichen?!

Alſo in dieſem Punkte wenigſtens wären wir wett: und mußt Du mir ſchon erlauben, Dir die allerdings etwas triviale Wahrheit, daß der Mißbrauch einer Sache ihren Werth an ſich nicht aufhebt, ins Gedächtniß zurückzurufen.

Aber auch Deine theoretiſche Begründung vermag ich weder zu billigen noch zu theilen. Vaterland, ſagſt Du — was iſt es denn eigentlich? Geboren ſein an einem beſtimmten Orte, aufwachſen in einer beſtimmten Umgebung, in beſtimmten äußeren Verhältniſſen, eine beſtimmte Sprache als Mitgift überkommen haben — Aber das ſind ja lauter rohe Naturbeſtimmungen, da iſt gar kein geiſtiger Inhalt, für den man ſich intereſſiren, kein geiſtiges Prinzip, das man theilen könnte.

Rohe Naturbeſtimmungen, ja wohl! Daß Du Deines Vaters Sohn biſt (ich erinnere Dich an die witzigen Betrachtungen, die Franz Moor über dieſen Punkt anſtellt), iſt ja auch wohl eine rohe Naturbeſtimmung, nicht wahr? Und doch wie willig, mit wie freudigem

Herzen fügst Du Dich dieser rohen Naturbestimmung! wie weißt Du diese Fessel der Natur zu veredeln zu einem inhaltreichen, unschätzbaren sittlichen Band! wie erhebst Du, durch freie Liebe, diese plumpe Thatsache der Natur zu dem Range einer machtvollen geistigen Potenz!

Ja noch mehr: Dein Vater sei gebrechlich, sei ein Krüppel, ein Bettler — ich will das Aeußerste sagen: ein Trunkenbold, ein Lump, ein Verbrecher — würdest Du, ich frage Dich, Freund! bei der Ehrfurcht, die Du Deinem Vater in der That erzeigt hast, bei der unermüdlichen Sorgfalt und Liebe, die Du Deiner Mutter noch heute beweisest und auf welche sie so stolz ist: würdest Du, wenn die „rohe Naturbestimmung" gewollt hätte, daß Dir ein solcher Vater zu Theil geworden — würdest Du nicht auch in ihm noch, wie gesunken, wie elend er sei, immerhin noch den Vater geehrt haben? Würdest Du nicht — und ich weiß, Du würdest es! — Tag und Nacht gearbeitet und alle Kräfte angestrengt und gedacht und gesorgt haben, seine Schwäche zu verdecken, seine Vergehen zu sühnen, sein Gedächtniß herzustellen? Eine Beleidigung dieses armen, verlorenen Mannes von fremdem Munde, ein höhnisches Wort auf seinen armen nackten Scheitel, eine lieblose Anspielung auf seine Fehler — Fehler, deren Dasein Du vor Dir selbst nicht läugnen kannst, die aber außer Dir Niemand sehen

und nennen und erwähnen ſoll — o gewiß ich kenne Dich, nicht die kleinſte Beleidigung hätteſt Du geduldet, ja die unrettbare Ehre dieſes verlorenen Greiſen, mit Deinem Blute hätteſt Du ſie doch noch gerettet! —

Und warum das Alles? aus welchem Grunde? Weil es Dein Vater iſt, weil die „rohe Naturbeſtimmung" haben wollte, daß Du ſein Sohn, und weil Du dieſe rohe Naturbeſtimmung als ſittliche Macht in Deinem Herzen aufgenommen haſt.

Nun, und der andern Naturbeſtimmung, jener, welche Dich, wie dort zum Sohn eines beſtimmten Mannes, ſo hier zum Sohn eines beſtimmten Volkes gemacht hat, willſt Du dieſelbe Ehre nicht auch erweiſen? Vor ihm willſt Du keine Ehrfurcht haben, ſeine Schwäche vor fremdem Auge nicht verhüllen, ſeinen Namen nicht vertheidigen?!

Aber das Gleichniß hinkt — und gottlob, daß es hinkt! Wie krank, elend, entwürdigt unſer Vaterland in dieſem Augenblicke auch ſei, wie ſchwer es leide an eigner und fremder Schuld, wie wenig Grund das lebende Geſchlecht auch habe, ſtolz zu ſein auf ſeine Abkunft als Deutſche: ein verlorener Greis, ein Weſen, für deſſen Elend kein anderes Ende als der Tod — die Hand aufs Herz, lieber Freund: das iſt es doch noch nicht. Es iſt ein geſchlagener Hiob, ja! und auch die Freunde,

die ihn verlaſſen und den Stachel ſeines Unglücks ſchärfen mit bittern Worten, ſind nicht ausgeblieben: es iſt ein Lazarus, und ſelbſt die Hündlein fehlen, die ihm die Schwären lecken: aber wurde Hiob nicht wieder hergeſtellt? wurde Lazarus nicht eingeführt in die Chöre der Seligen? — Auch Deutſchland wird ſich wieder erheben, es iſt noch nicht am Rande ſeiner Tage, ſogar umgekehrt, ſeine Tage kommen erſt, ſeine Sonne hebt ſich erſt, die Sonne der Freiheit, beſtimmt jeden einzelnen Ruhm zu überglänzen und eben dadurch, im Ueberglänzen, zu verklären! —

Allein Du wirſt dies für Romantik, wenn nicht gar für Rhetorik erklären; ſuchen wir uns denn der Sache auf eine andere Weiſe zu nähern.

„Rohe Naturbeſtimmung" — Prüfen wir uns, lieber Freund, ob in dem geringſchätzigen Zuſatz, mit welchem wir dies Wort begleiten, dem ſchlecht verhehlten Achſelzucken, mit dem wir es ausſprechen, nicht noch ein Nachklang liegt von jener abſtracten Einſeitigkeit des Syſtems, jenem doctrinären Hochmuth der Schule, von dem wir uns täglich mehr loszuarbeiten ſuchen, damit das Unvergängliche und Wahre deſſelben, ſein Kern und innerſtes Weſen, in freier, eigener Geſtaltung, ſich deſto fruchtbarer in uns bethätige. Natur iſt überall ſchlechter als Geiſt, ſie iſt abgefallener, verhüllter Geiſt — Sehr wohl!

so ist doch auch verhüllter Geist noch immer Geist, so wartet doch auch der abgefallene nur der befreienden Versöhnung.

Diese aber tritt ein überall, wo der Mensch, der denkende, bewußte, die Natur in sich aufnimmt, sich in der Natur begreift. Die Natur sei todt, ich stimme bei: aber nur die abstracte, die Natur als solche, losgelöst, vereinsamt vom Menschen. Der Mensch ist der Messias der Natur, welche durch ihn, in ihm zur Erlösung kommt; aufgenommen im Menschen, fortwebend an seinem Schicksal, wird die starre Nothwendigkeit des Naturlebens erhöht zum freien Organismus geistiger Entwicklung, die Unvernunft des Zufalls verklärt sich zur stetigen Folge geistiger wie sittlicher Motive, die todte Existenz belebt sich zur reichen, vielgestaltigen Fülle geistigen Daseins. Was ist ein Fels? Ein großer Stein. Was ist ein Wald? Ein Haufen Holz. Was ist das Meer? Ein großes Wasser. Alle diese Dinge sind an sich todt, es sind rohe Naturexistenzen, nicht wahr? Aber indem ich lebe und aufwachse unter diesen Felsen, indem ihre schroffen, düsteren Gestalten sich meinem Geist einprägen, indem das ahnungsvolle Säuseln dieser Bäume meine Seele mit wundersamen Schauern erfüllt, indem ich den Duft dieser Blüthen, die Würze dieser Kräuter in mich trinke, indem mein Geist sich staunend versenkt in dies Rauschen der Wogen, dies Wallen der See,

indem die Unendlichkeit meines Geiſtes ſich mit Entzücken wiederſpiegelt in dem Anblick dieſer irdiſchen Unendlichkeit — ſiehe da, wie die Natur lebendig wird in mir! ſiehe da, wie Fels und Baum und Meer in mir aufwachen und ſich verklären zu ſittlichen Eindrücken, geiſtigen Motiven, ja endlich zu Worten, zu Liedern, zu Thaten! Siehe da das ganze All, die weite unendliche Schöpfung, Ein einziger Organismus, aufgenommen, verſöhnt, mitwirkend im Reiche des Geiſtes — und im Centrum der Bewegung, in Allem, durch Alles, Alles in ihm, der Menſch, der befreite, befreiende!

Laß mich verſuchen, ob ich durch ein Beiſpiel deutlicher werde. Du kennſt die neueſte Wendung, welche die Literaturgeſchichte bei uns genommen hat. Man begnügt ſich nicht mehr mit äſthetiſchen Kategorieen, man iſt es überdrüſſig, die berühmten Dichter und Schriftſteller, einen nach dem andern, eintönig aufzureihen an dem dünnen Faden der Chronologie oder auch ſie über Nacht in einzelnen Gruppen aufſchießen zu laſſen wie die Pilze. Vielmehr mit Aufmerkſamkeit forſcht man allen Verflechtungen ihres Urſprungs nach, man combinirt nicht nur die Zeitverhältniſſe, in denen ſie lebten, nein, auch der Ort, wo ſie wohnten, die Provinz, in der ſie aufwuchſen, die Umgebung ihrer Bildungsjahre und kurzum, das ganze weitſchichtige Material der ſo-

genannten Aeußerlichkeiten wird ſorgſam geprüft, durchforſcht, verbunden, um uns daraus, in Gemeinſchaft mit den unmittelbaren geiſtigen Motiven ſeiner Studien, Beſtrebungen ꝛc. die Erſcheinung des betreffenden Künſtlers zu erklären und zu rechtfertigen.

Und das mit Grund. Denn wer z. B. aus Göthe's poetiſcher Natur würde nicht immer noch den Frankfurter Reichsbürger heraus erkennen? wer will Gellert anderswo entſtehen laſſen, als in Sachſen, dem nüchternen, zierlichen, frommen? wer wollte in Schiller den Schwaben, in Tieck den Berliner, in Herder die ſchroffe, auf ſich beruhende, unmittheilſame Natur des Oſtpreußen verkennen? Und ſo könnten wir die ganze Literaturgeſchichte, ja die ganze Geſchichte prüfen: nur daß natürlich, um etwas Anſehnliches mit leidlicher Deutlichkeit wiederzuſpiegeln, der Spiegel ſelbſt ein anſehnlicher und deutlicher ſein muß. — Ich weiß wohl, daß dieſe Auffaſſung der Geſchichte nicht ohne Widerſpruch geblieben; man hat es materialiſtiſch geſcholten, geiſtige Erſcheinungen nicht bloß aus geiſtigen Motiven abzuleiten, ſondern auch der Landſchaft, in der er geboren ward, dem Hauſe, in dem er lebte, ja der Stube, in welcher er wohnte, dem Nachbargiebel, auf den er hinausſchaute, einigen Einfluß zu geſtatten auf das Werk des Dichters. Materialiſtiſch! Als ob es nicht viel materia-

liſtiſcher wäre, die Materie ewig nur Materie, die Scholle immer nur Scholle, den Stein nur immer Stein ſein zu laſſen, als ſie aufzunehmen in die Gemeinſchaft des Geiſtes und ihnen Antheil zu gönnen an ſeiner Arbeit! Von Dir, lieber Freund, der Du das Weſen der Geſchichte ergründet haſt und mithin auch keine Autochthonen des Genies, keine Talente von Gottes Gnaden verlangen wirſt, hab' ich dieſen Vorwurf nicht zu befürchten; darum mag ich auch hier mit der bloßen Erwähnung darüber hinweggehen.

Wohlan denn: was Du den einzelnen hiſtoriſchen Perſönlichkeiten zugeſtehſt, daſſelbe gönne auch den Völkern! Denſelben Zuſammenhang, den bei einzelnen hiſtoriſchen Perſönlichkeiten die Wiſſenſchaft nachträglich darzulegen bemüht iſt, eben dieſen Zuſammenhang, behaupte ich, eben dieſe geiſtige Befreiung der gebundenen „rohen Naturbeſtimmung" hat, in der Bildung und Entwicklung der Nationen, die Geſchichte auch ihrerſeits befolgt. Verſetze den Hellenen aus ſeinem vielbuchtigen, inſelreichen, zerriſſenen Lande, nimm ihm den ewig blauen Himmel, der über ihm ſonnte, nimm ihm dieſe Luft, die ihn balſamiſch küßte, nimm ihm dieſen Anblick des Gebirgs, das ſeinen Horizont umſäumt, dieſes Meers, das zu ſeinen Füßen ſpielt, nimm ihm dieſe raſchen, kleinen Ströme, dieſe ſchattigen Thäler, dieſe fruchtbaren Ebenen, welche

ſie bewäſſern — nimm ihm das Alles, Freund! und dann ſieh zu, was Dir übrig bleiben wird von helleniſcher Art und Kunſt. Der Inder, mit ſeiner träumeriſchen Ruhe, ſeiner ſchwelgenden Sinnlichkeit, ſeiner wühleriſchen Phantaſie konnte nur unter dem mittäglichen Brand ſeiner Sonne, in der Pracht ſeiner Tropenwelt, an den langſam wallenden, feierlichen Fluthen ſeiner heiligen Ströme —; der gemüthstiefe, aber kalte, verſtändige, langſame Skandinavier nur in der Einſamkeit ſeiner ſtiefmütterlichen nordiſchen Natur —; der Engländer nur auf ſeinem Eiland, nur als Inſelſtaat, gedeihen — und ſo fort. Ja, laß es mich frei ausſprechen, auf die Gefahr hin ein Phantaſt zu heißen: die Erde, — was man ſo recht eigentlich die Erde nennt — dieſer Ball ſelbſt mit ſeinem Feſtland, ſeinen Inſeln, ſeinen Meeren, Gebirgen, Flüſſen — er iſt erwacht, er lebt — in ſeinen Bewohnern! Die Länder bewegen ſich in den Völkern, die ſie bewohnen! Die Nationen und ihre Thaten ſind die letzten, äußerſten Spitzen, die feinſten Nervenenden gleichſam der Erde, welche in ihnen erſt ihre volle Entwicklung, ihr wahres Leben hat!

Doch dies beiſeit. Auch ohne daß ich mich weiter vertiefe in die Myſterien dieſer vielleicht etwas ketzeriſchen, vielleicht (wer kann für ſich einſtehen?) etwas romantiſchen Anſicht, wirſt Du bereits merken, wohin ich ziele

und worauf es mir ankommt: darauf nämlich, daß jene „rohen Naturbestimmungen" der Abstammung, des Wohnortes, der Sprache, mit Einem Worte: der ganze äußerliche Apparat dessen, was man gemeinhin Heimath oder Vaterland benennt — daß, sage ich, jene Naturbestimmungen keineswegs so völlig roh, so völlig äußerlich sind, wie Du es darstellst; daß sie vielmehr, in der Gestalt geistig sittlicher Mächte, übergehen in das Wesen der Völker selbst; ja daß gerade aus ihnen, wie sie den Charakter eines jeden Einzelnen von uns bilden und bestimmen helfen, so auch aus ihnen die Individualität der Völker, die Persönlichkeit der Nationen sich entwickelt.

Denn dies endlich ist das Resultat dieser ganzen Gedankenreihe: die Nationalität ist die Persönlichkeit — Patriotismus, als das Bewußtsein dieser Persönlichkeit, die Ehre der Völker.

Aber hier unterbrichst Du mich. Ganz richtig, sagst Du: die Nationalitäten sind die Persönlichkeiten; aber die Persönlichkeiten selbst, was sind sie anders, als bloße Existenzen? Diese Einzelheit zum Princip zu machen, wär' es nicht eine Brutalität? Nicht mein Genre, sondern meine Vernunft ist das Princip der allgemeinen Welt des Menschen; das Genre dagegen des Individuums, der klobige Charakter der Existenz und das Auftreten einer Existenz gegen die andere ist der Charakter

der brutalen Welt der Thiere. Darum nicht auf die Nationalität, als die einzelne Existenz, sondern allein auf die Freiheit, als das wahre Sein der Völker, kommt es an. Jene kann man aufgeben, diese niemals; jene kann man wechseln, bei dieser ist kein Tausch möglich; man kann frei sein ohne Nationalität, aber eine Nationalität ohne Freiheit, was wäre sie?! —

Halt, nicht so rasch, mein Freund! Blicken wir diesem Schreckbild der Existenz ein wenig näher ins Gesicht, vielleicht daß es damit ähnlich steht, wie mit den „rohen Naturbestimmungen." Freilich, wie die Natur nur eine Form, eine verhüllte, des Geistes, so auch ist die Existenz, die einzelne, besondere Persönlichkeit, das Individuum als solches, nur eine Form, eine beschränkte, endliche, des allgemeinen Seins. Aber, Freund, eine nothwendige Form! Was sein will, muß auch zu existiren wissen; die Faust in der Tasche ist keine. Ja die ganze Geschichte, die gesammte Entwicklung des Geistes, was ist sie anders, als ein fortwährendes sich Individualisiren, ein fortwährendes (damit wir auch die Barbarei der Schulsprache einmal nicht scheuen) sich als Existenzen Setzen des allgemeinen, ewigen Seins? Und wie willst Du überhaupt zu irgend etwas in der Welt kommen ohne Individuum, ohne Persönlichkeit, ohne Existenz? Daß die Erscheinung die Idee niemals völlig

decken, die Einzelheit das Allgemeine, die Exiſtenz das Sein niemals völlig enthalten und umſchließen wird, das iſt richtig genug: aber dies fortwährende Setzen und Aufheben und Drüberhinausgehen, dies Kämpfen und Siegen und in dieſem ſeinem eigenen Siege aufs Neue Unterliegen, dieſe ewigen endloſen Kreiſe, aufſteigend in unabſehbarer Reihe, von denen immer einer den andern erzeugt, verſchlingt, ſich wiedergebärt aus ihm — ich bitte Dich, Freund, was iſt denn Leben, was iſt Geſchichte, wenn nicht dies?! Und wie willſt Du dies Alles ermöglichen, ohne Exiſtenz und ohne Perſönlichkeit?! — Seine Perſönlichkeit zum Princip machen, das ſoll man allerdings nicht: wohl aber das Princip zu ſeiner Perſönlichkeit — da liegt's! Nicht ich mache mich geltend gegen das Princip, ſondern das Princip macht ſich geltend in mir; ich individualiſire das Allgemeine, verwirkliche die Wahrheit, realiſire die Idee in mir, in meiner Perſon, durch meine Exiſtenz. Meine Exiſtenz, meine Perſönlichkeit ſind nicht mein Zweck, nicht meine Schranke: aber ſie ſind meine Vorausſetzung, meine unvermeidbare, von der ich nicht laſſe, die ich vertheidige, die ich mit Eiferſucht bewache. Worauf beruht aller menſchliche Verkehr, alle ſtaatliche Ordnung, alle Blüthe der Geſelligkeit, als allein auf dieſer gegenſeitigen Anerkenntniß der Perſönlichkeit? Das bloße Geltendmachen einer Perſönlichkeit gegen die andere, es

sei bestialisch, ich stimme Dir bei: so ist das freiwillige Wegwerfen, das geflissentliche Läugnen der Persönlichkeit um nichts besser — nämlich ehrlos; geschieht das Eine nur unter Thieren, so kann das Andere nur unter Spitzbuben geschehen. Erwäge selbst: ein Mensch, der auf nichts pochen wollte als allein auf die Thatsache seiner Existenz, der, mit Einem Worte, seine specielle, beschränkte Persönlichkeit zum allgemeinen Gesetz, zum leitenden Princip erheben wollte, diesen allerdings, als eine anmaßliche, einfältige Personnage, würden wir auslachen, wie ihm gebührt. Allein der Andere, der gar nichts gäbe auf seine Persönlichkeit, der sie wegwürfe und erniedrigte, ja dem Du ins Antlitz speien könntest und er muckste nicht: es traf ja nur seine Persönlichkeit — —! was meinst Du, lieber Freund? nicht einmal auslachen werden wir diesen, sondern nur ihn — verachten.

Machen wir denn hievon die Anwendung auf die Nationalitäten und das Verhältniß der Völker untereinander! Allerdings der wahre, eigentlichste Inhalt der Geschichte ist die Freiheit und ihre Verwirklichung. Aber so wenig der Geist überhaupt im gegebenen Falle sich anders manifestiren und verwirklichen kann, als durch die Individuen und in der Form einzelner, persönlicher Existenzen: ebenso wenig kann diese große Aufgabe der Geschichte anders gelöst werden, als daß sie gleichfalls in

Persönlichkeiten sich verwirklicht. Diese Persönlichkeiten, wie gesagt, sind die Völker; sie sind die einzelnen nothwendigen Acteurs in dem großen Drama der Freiheit, das sich durch sie, für sie vollzieht. Alles daher auch, was ich so eben von den einzelnen Individuen gesagt, gilt nun auch ebenso von den einzelnen Nationen. Auch die Nationalität ist nicht das Princip, wohl aber hat das Princip (und das ist hier kein anderes als die Freiheit) sich innerhalb ihrer zu verkörpern; auch hier ist die Freiheit das Wesen, die Nationalität, das Beharren in der bestimmten Existenz, die nothwendige Voraussetzung; auch hier wär' es allerdings brutal, immer nur Persönlichkeit gegen Persönlichkeit, Nationalität gegen Nationalität zu setzen: dagegen seine Nationalität Preis geben, sie wegwerfen und abschütteln, ja nur den kleinsten Makel, den leisesten Hauch fremder Gewaltthat an ihr dulden, dies — ich kann Dir den Ausdruck nicht ersparen! — dies, mein Freund, wäre ehrlos. Wir sollen nicht bloß Persönlichkeit sein, sondern von dem Allgemeinen erfüllte, geistig berechtigte Persönlichkeit; ebenso die Völker sollen nicht bloß Nationen sein, sondern freie Nationen. So wenig das Allgemeine die Persönlichkeit vernichtet, vielmehr es veredelt sie: so wenig auch von der Freiheit wird die Nationalität vernichtet, vielmehr verklärt von ihr. Nicht also Gegensätze sind Nationali-

tät und Freiheit, Patriotismus und Humanität — vielmehr Ergänzungen; nicht Vaterland oder Freiheit iſt die Deviſe, vielmehr Vaterland und Freiheit, ja in unmittelbarem, organiſchem Zuſammenhang: das freie Vaterland!

Nicht daß überhaupt Freiheit in der Welt ſei, macht mich glücklich: ſondern daß Freiheit ſei in meinem Vaterlande! Was thu' ich mit der Freiheit, die an der Seine wohnt oder an der Themſe oder am Oronoko, gleichviel?! Was thu' ich mit der Wahrheit, der Tugend, der Sitte, die ſich in Hinz oder Kunz oder Peter perſonificirt?! Sondern ſie ſoll ſich perſonificiren zuvörderſt und vor Allem in mir! Sondern die Freiheit ſoll wirklich werden auf dem Boden, dem heiligen, meines Vaterlandes!

Daß das nicht heißen ſoll: Ich will tugendhaft ſein, Ihr Andern könnt Spitzbuben bleiben, Deutſchland ſoll frei ſein, die übrige Welt mag Feſſeln tragen — brauch' ich es Dir erſt zu ſagen? Der Mißverſtand wäre zu grob, die Verdrehung zu plump, als daß ich ſie von Dir oder irgend Jemand zu befürchten hätte. Nicht die Selbſtſucht iſt es, die ich predige, ſondern das Selbſtgefühl: nicht der Stolz, ſondern die Würde: nicht die Eitelkeit, ſondern die Ehre. Nur nicht ſo weit, verlange ich, ſoll der Kosmopolitismus gehen, daß der Patriotismus darüber zum Teufel fährt; nicht ſo weit das Anerkenntniß des Allgemeinen, daß ich darüber zum Lump

werde an mir Einzelnem; nicht so weit der Enthusiasmus für die Freiheit in abstracto, daß ich darüber mein eigenes Vaterland in eine sehr concrete Knechtschaft der Fremden gerathen lasse!

Und obenein, wer ist es, welch ein Land, welch eine Nation, dem Ihr dieses höchst vortreffliche, höchst edelmüthige Weltbürgerthum zumuthet? Vornehme Herren mögen immerhin incognito reisen: aber ein armer schlichter Kerl, so mitten durch die Welt, wird wohl allemal am Besten thun, seinen ehrlichen Namen ehrlich zu bekennen; reiche Herren mögen verschwenden: aber der Arme halte das Wenige zu Rathe, das er hat. Ich meine: machtvolle, weltgebietende Nationen, Nationen, deren Patriotismus weltkundig, deren Selbständigkeit unbestritten, deren Ehre allerwärts freiwillig anerkannt ist — diese, wenn sie wollen (aber sie werden nicht wollen), mögen mit breiweichem sentimentalem Kosmopolitismus, mit abstracten Redensarten von abstracter Freiheit und Humanität ein ergötzliches Spielchen treiben: solch ein armer pauvrer Kerl aber, wie wir, solch ein Anfänger unter den Nationen, wie die deutsche, solch ein Fibelschütze in Patriotismus und Ehrgefühl und Allem, was Vaterland und nationales Bewußtsein heißt, wie das deutsche Volk — der, um des Himmels Willen, lasse sich diese edelmüthigen Grillen doch ja vergehen! er danke doch ja sei-

nem Schickſal, wenn es ihm vergönnt wird, ſich als Patriot, als Deutſcher zu zeigen! er preiſe ſich doch ja hochbeſeligt und jauchze Dankeshymnen, wenn er, der ſein Vaterland unzählige Male vergeſſen und verrathen und verkauft hat, es auch einmal bekennen und ehren und vertheidigen darf! — Wahrlich, lieber Freund, Du treibſt ein gefährliches Spiel! Den Tauben, denkſt Du, iſt gut predigen, und wo kein Patriotismus iſt, da kann auch keiner verdorben werden. Aber wenn es nun noch nicht ſo ſchlimm ſtände mit uns Deutſchen? wenn nun wirklich noch (oder wirklich ſchon, es bleibt ſich gleich) einige Anſätze nationalen Ehrgefühls vorhanden wären, einige Keime patriotiſcher Empfindungen knospten — und der rauhe Hauch Deiner Worte erſtickte, der Froſt Deiner Behauptungen verdürbe ſie und es bräche nun endlich wirklich herein, das Elend, die Proſtitution, die allgemeine, unergründliche Verderbtheit, mit deren Bildern Du bis dahin geſpielt — wie wollteſt Du es tragen, lieber Freund, wie es verantworten vor Dir ſelbſt! —

Auch die Beiſpiele, mit denen Du mir beweiſen willſt, daß Patriotismus und Vaterland, günſtigſten Falls, ein purer Luxus, ein Privatvergnügen, das zu beſitzen vielleicht recht angenehm, aber durchaus keine Nothwendigkeit, und auf das daher ein vernünftiger

Menſch recht wohl verzichten könne: gleichſam wie die Anatomen uns von einigen Theilen des menſchlichen Organismus beweiſen wollen, daß es zwar ganz gut ſei, ſie zu haben, indeſſen die Milz herausgeſchnitten, ſo ſterbe man auch noch nicht — auch dieſe Beiſpiele, lieber Freund, ſcheinen mir nicht glücklich gewählt.

Zuerſt führſt Du Chamiſſo an — ein Mann unter allen Umſtänden, vor deſſen Andenken meine Seele ſich in Hochachtung beugt! An ſeine unglückliche zwitterhafte Stellung zwiſchen Frankreich und Deutſchland erinnernd, fragſt Du mich, ob ich ihn auch, wie die Knaben den Schlemihl, mit Steinen werfen wolle, deshalb, weil er ſeinen Schatten, ſeinen Patriotismus, ſein Vaterland, verloren? —

Es iſt überhaupt meine Paſſion nicht, irgend Jemand mit Steinen zu werfen: aber was ſpeciell Chamiſſo angeht, ſo glaube ich, daß jene Zwitterſtellung allerdings einen Bruch des Bewußtſeins, eine unlösbare innere Verſtimmung in ihm hervorgebracht hat; ich klage ihn nicht an — denn es war eine Schickſalsbeſtimmung, die ihn überkommen, nicht eine freie Wahl, die er getroffen: aber ich beklage ihn, ich erblicke in ſeinem Schickſal einen ächt tragiſchen Conflict, ich erkläre mir aus ihm jenes frühe Greiſenthum, das den kräftigen Mann darniederbog, jene Schatten der Melancholie, die auf ſeiner edlen Stirne brüteten, jenen Mißklang der

Zerriſſenheit, der aus ſeinen Dichtungen uns anweht. Freilich, lieber Freund, es läßt ſich leben ohne Milz, ohne Arm, ohne Bein, ohne Dies und ohne Jenes: aber preiſen wir darum die Krüppel glücklich? verſtümmeln wir darum uns ſelbſt und legen Hand an den geſunden Bau unſers Leibes?

Zum Zweiten führſt Du Amerika an und die Auswanderer, die ſich dort angeſiedelt haben, zum Beweiſe, daß der Verluſt des Vaterlandes tauſendfach aufgewogen werde durch den Gewinn der Freiheit und daß, wo dieſe erlangt wird, die Verzichtleiſtung auf jenes nicht in Anſchlag komme. Man kann das Vaterland wechſeln, ſagſt Du — ohne Zweifel! Aber haſt Du ſie durchforſcht, lieber Freund, die Tage voll Kummer, die Nächte voll Qual, welche (ich ſpreche natürlich von denen allein, welche dieſen Schritt der Auswanderung mit Einſicht und Bewußtſein, nicht im dumpfen, thieriſchen Inſtinkt der Noth oder der Gewinnſucht gethan haben) — welche dieſem Entſchluß vorausgegangen? Haſt Du ſie geſehen, die todesbittern Thränen, die ſie dem Bilde ihres Vaterlandes nachweinten? Haſt Du ſie empfunden, die kalte, ſchmerzlich ingrimmige Reſignation, die künſtlich geſchraubte Hoffnung, den blinden Muth der Verzweiflung, mit der ſie den neuen Boden betraten — betraten: nicht um, wie Du meinſt, vom Vaterland zu abſtrahiren und bloß

der Freiheit allein zu leben: vielmehr was Anderes iſt es denn, was ſie an die neue Erde knüpft, als einzig die Hoffnung, daß ſie ihnen wiederum zum Vaterlande werden, daß für das alte, von dem ſie ſich blutenden Herzens losgeriſſen, ihnen allmälig ein neues aufblühen wird jenſeit des Oceans?! — Sieh den Baum an, Freund, den Du in ein neues Erdreich verpflanzeſt: er wird krank und hängt die Blätter, ja vielleicht er ſtirbt. Und den Menſchen ſollte es nicht angreifen? er allein ſollte ſich vom Vaterland entwöhnen können, etwa wie man ſich den Tabak abgewöhnt: es fällt Einem nicht ganz bequem, es genirt — indeſſen enfin, es geht doch?! — Der Menſch vermag viel, er vermag endlich auch dies: aber hüten wir uns den Nothſtand als den Muſterſtand, die Krankheit als die Geſundheit, die Ausnahme als die Regel zu proclamiren! Beneiden wir nicht, beglückwünſchen wir nicht — im Gegentheil, bedauern wir den Unglücklichen, der dieſes köſtlichſte Beſitzthum entbehren, dieſen Tauſch eingehen muß! Bedauern wir Chamiſſo, bedauern wir den armen Auswanderer, der, von Noth und Elend oder von der Verſtimmung ſeines eigenen Gemüthes gezwungen, einem fremden, harten Boden, einer langen, kummervollen Zeit mühſam wieder abzugewinnen ſucht, was die Götter ihm bei der Geburt gnädig in die Wiege legten: ein Vaterland!

Wenn man zu Hauſe die Freiheit verliert, ſagſt Du, ſo entbehrt man gern alle Vortheile der Heimath, um die Freiheit in der Fremde wiederzufinden; ja der Eine Moment, den freien Boden eines freien Volkes, den Platz, wo das Jahrhundert ſeinen Sieg erfocht, zu betreten, dieſer Eine Moment iſt mehr werth, als viele Jahre einer poeſieloſen heimiſchen Knechtſchaft.

Allein wer erkennt auch überhaupt die heimiſche Knechtſchaft an? wer ſpricht davon, daß in der Heimath überhaupt Knechtſchaft ſein ſoll?

Aber ſie iſt, ſagſt Du. Gut, da ſchlag' ich Dich mit Deinen Worten: ſie iſt nicht, ſie exiſtirt bloß — und unſere Sache iſt es, in unſern Armen ruht es, dieſe falſche Exiſtenz durch ein wahrhaftes Sein zu vernichten. Knechtſchaft iſt überhaupt nie: ſie wird immer nur aufgehoben, nur ewig vernichtet, überall, in jedem Augenblicke, mit jedem Athemzuge, den Du thuſt, durch die allgegenwärtige, ewig ſiegreiche, die Freiheit!

Ueberall — aber wenn nun Deutſchland eine Ausnahme macht? wenn nun alle Völker zur Freiheit berufen ſind, aber das deutſche, wie der Poet in Schillers Theilung der Welt, iſt zu kurz gekommen und vergeſſen?

Es giebt Leute, welche dieſen Einwand in allem Ernſte gemacht, welche in allem Ernſte behauptet haben, die Deutſchen ſeien von geringerm Stoffe als die übrigen

Nationen und daher auch nur zu niedrigern Erwartungen berechtigt, eine Pariakaſte, die Cretins gleichſam der Weltgeſchichte. Aber dieſen Leuten antworte ich, daß derartige „rohe Naturbeſtimmungen", wonach die Einen zur Freiheit geboren wären, die Andern zur Knechtſchaft, die Einen zu Herren, die Andern zu Sklaven, mit dem Begriff der Geſchichte und des Geiſtes allerdings unvereinbar; ich antworte ihnen, daß wohl Geld und Gut und alles endliche, irdiſche Beſitzthum Monopol ſein mag, aber die Freiheit iſt Gemeingut; — und endlich antworte ich ihnen, daß, wer unter uns ſich ſelbſt als Cretin fühlt, wohlan, habeat sibi: der wandere aus, das Vaterland wird an ihm allerdings nichts verlieren. —

Werfen wir ſchließlich noch einen Blick auf das große Supplement, die große Indemniſation, mit der Du uns Vaterland und Patriotismus erſetzen willſt, das être suprême (daß ich ſo ſage) dieſer neuen Vernunftpolitik, welche du predigſt. Das wahre Vaterland des gebildeten, freien Menſchen, ſagſt Du, iſt die Partei. Die Partei geht durch die Völker: und wenn Du noch ſo viel Gewicht auf das Vaterland legſt, Du wirſt nie der Thatſache entgehen, unter der wir jetzt faſt erliegen, daß die Parteien der Reaction in allen Völkern aufs Engſte verbunden ſind und gegen ihre freien Volksgenoſſen im Namen ihrer reactionären Partei verfahren. Gegen dieſe kosmopo-

litiſche Verbindung der Deſpotie und des Jeſuitismus ſollten wir nicht über die Linie unſrer Dörfer hinausgehen? Welche Thorheit! Ein freier Franzoſe iſt mir lieber, als ein deutſcher Reactionär, weil er zu meiner Partei gehört und dieſelbe Idee verfolgt, der auch ich nachſtrebe. Wie einfach, wie nothwendig! —

Allerdings: zu der abſtracten Freiheit eine abſtracte Partei, wie einfach, wie nothwendig! — Aber ernſthaft zu reden: die Idee, der ich nachſtrebe, ſoll doch irgend Fleiſch und Bein gewinnen, die Freiheit, für die ich kämpfe, ſoll ſich doch in gereifter, wirklicher Geſtalt, in beſtimmten Einrichtungen und Schöpfungen entfalten, mithin auch die Partei, der ich angehöre, ſie ſchwebt doch auch nicht in der Luft, ſie braucht doch auch einen beſtimmten hiſtoriſchen Boden, ein beſtimmtes feſtes Ziel, beſtimmte Umgebungen und Mittel — mit einem Worte, ſie braucht einen nationalen Boden. Der liberale Franzoſe und der liberale Deutſche, in abstracto wollen ſie allerdings daſſelbe, die Freiheit: aber wie verſchieden kann, wird, muß dieſe Freiheit ſich nicht entfalten bei dem Einen und bei dem Andern! wie leicht kann es ſich nicht ereignen, daß, was der freie Franzoſe erſtrebt, dem Intereſſe des freien Deutſchen aufs Aeußerſte hinderlich, ja verderblich iſt! Die Deſpotie hat freilich leicht zuſammenhalten: ſie iſt immer und überall nur Eine, wie

der Tod. Aber die Freiheit ist vielgestaltig und reich an Formen, wie das Leben, dessen Wahrheit und eigenste Vollendung sie selber ist. Erinnere Dich, ich bitte! an die Rheingrenzgelüste der französischen „freien Partei!" Erinnere Dich, mit welcher allerliebsten Nonchalance die „Partei" der französischen Liberalen ihre weltbefreienden Projecte jederzeit auf deutscher Zerstücklung, deutscher Erniedrigung und Schmach zu basiren geruht! Erinnere Dich, wie Deutschland es ist, mit welchem, als einem herrenlosen Gut, sie die Risse und Brüche ausstopfen wollen, welche ihre „Befreiung" dem gebrechlichen Leib des europäischen Staatensystems verursachen würde: — hier ein Fetzen, den geben wir an Rußland, und hier einer, mit dem bringen wir Oesterreich zur Ruhe, und hier ein Stück, damit entschädigen wir Preußen für seine Rheinlande . . .

Nein und aber nein! Nicht mit der fremden Partei, wir wollen auf eignen Füßen stehen, wir wollen nicht mit einer Nachahmung jener despotischen Verbrüderungen, die Du eben erwähntest, die heilige Sache der Freiheit beflecken, wir wollen nicht das Joch heimathlicher Knechtschaft brechen, um den Uebermuth der Fremden dafür einzutauschen: sondern selbst ist der Mann! und so wollen auch wir mit eigner Anstrengung unsre eigne Freiheit erkämpfen!

Alſo noch einmal: nicht Vaterland oder Freiheit, ſondern das freie Vaterland! nicht Partei oder Patriotismus, ſondern patriotiſche Partei! —

Darf ich Dir etwas ſagen, lieber Freund? Derſelbe Vorwurf, der wohlbegründete, den Du Bruno Bauer und ſeinem theologenfreſſeriſchen furor machſt, dieſer nämlich, daß er die Theologen bekämpfe als Einer, dem der Theologe ſelbſt noch immer im Nacken ſteckt, er trifft, in in ähnlicher Weiſe, auch Dich. Oder in dieſem Haß gegen das Vaterland, in dieſem Fanatismus gegen Alles, was nach Patriotismus, nach Nationalität, nach Deutſchthum ſchmeckt — wer, antworte Du ſelbſt! vermöchte in dieſem Allen den alten Burſchenſchafter von Anno vierundzwanzig zu verkennen, als welcher Du Deine politiſchen Lehrjahre gemacht? Du haſſeſt das Deutſchthum darum, weil Du ſelbſt ſo gründlich in einem falſchen geſteckt, Du recenſirſt den Patriotismus, weil Du an Dir ſelbſt erfahren, was Alles für Thorheit unter dieſem Namen paſſirt, Du verbieteſt vom Vaterlande zu ſprechen, weil Dir dabei immer das Vaterland einfällt, das unfreie, mittelalterliche, romantiſch deutſchthümelnde Deiner Studentenzeit. — —

Und ſo komödiren wir endlich Alle unſre eignen Schwächen: was aber ewig bleibt und ewig Recht be-

hält, das ist die treue, feste Gesinnung, die Begeisterung, der starke, männliche Muth! —

Leuchte uns auch ferner in diesen edelsten Eigenschaften thätig voran, so wird alles Andere, wie Nebel vor der Sonne, verschwinden.

Wir grüßen Dich von Herzen: auf Wiedersehn — im Vaterland!

II.

Zur Literatur.

Zur Geſchichte der deutſchen Ueberſetzungs-Literatur: Sophokles.

Wenn wir den unermeßlichen Aufwand von Zeit und Fleiß und Kraft erwägen, welcher in dem geſammten Verlauf unſerer Literatur, insbeſondere aber ſeit den letzten vier Jahrhunderten gemacht worden iſt, um die Schriften des Alterthums unſrer Begriffswelt und unſerer Sprache durch Ueberſetzung anzueignen; wenn wir uns erinnern an die wetteifernden Bemühungen ſo vieler ausgezeichneter und tüchtiger Männer, welche alle den reichen Schatz ihrer Kenntniſſe, das glückliche Vermögen ihres ſprachlichen und oft ſogar ihres poetiſchen Talentes auf dieſe Uebertragung der Alten verwendeten; ja wenn wir nur mit einem Blick in die Verzeichniſſe unſrer Bibliotheken uns überzeugen von dem wahrhaft ungeheuren Vorrath von Ueberſetzungen, Nachahmungen, Bearbei-

tungen des Alterthums, und dann erwartungsvoll, welches endlich jetzt die gereifte Frucht ſo unzähliger Bemühungen ſein wird, den gegenwärtigen Zuſtand unſrer Ueberſetzungsliteratur ins Auge faſſen: ſo wird es uns nicht wenig überraſchen, hier, als hätten wir jene lange Schule mühſamſter Verſuche und Erfahrungen noch gar nicht durchgemacht, immer noch ein ſo chaotiſches Gewirre widerſprechender Anſichten, Forderungen und Leiſtungen zu finden, daß es in der That ſchwer hält, in dieſem allgemein willkürlichen Treiben ein mehr als willkürliches Urtheil perſönlicher Billigung oder Mißbilligung zu fällen.

Nicht ohne Grund glauben wir den Urſprung dieſer Verwirrung, die in dem Mißbrauch und der vergeblichen Anſtrengung ſo vieler Kenntniſſe und Kräfte ſogar etwas Tragiſches erhält, darin zu finden, daß man es bisher verſchmäht hat, der geſchichtlichen Entwicklung dieſer Ueberſetzungsliteratur die gebührende Aufmerkſamkeit zu widmen: einer Entwicklung, welche, indem ſie aus der Geſchichte den Begriff herauskehrt, zugleich das Princip und den nothwendigen Gang zukünftiger Ueberſetzungen, inſoweit dieſe nicht als unerheblich und willkürlich außerhalb der allgemeinen Entwicklung ſtehen bleiben wollen, vor unſer Bewußtſein führen würde.

Denn mit der luftigen Theorie, welche von dem bisherigen geschichtlichen Verlauf und der thatsächlichen Verwirklichung der Idee in der Geschichte absieht, und ihre eigene Willkür zum Gesetz machen will, werden wir weder hier ausreichen, noch irgendwo; und darum haben selbst so scharfsinnige und anregende Betrachtungen, wie z. B. die von Schleiermacher (Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens, in den Abhandlungen der berliner Akademie, 1813: Philos. Kl. v. 1812—13, S. 143—172), weil sie nicht aus geschichtlicher Forschung hervorgegangen und nicht an diese sich anschließen, keine Vereinigung der widersprechenden Ansichten herbeiführen können. Man hört es wohl alle Tage und es ist wahr genug, daß unsre ganze gegenwärtige Bildung auf den edlen Stamm des classischen Alterthums gepflanzt ist und bis in die kleinste Ader hinein von diesem unversiegbaren Quell der Antike lebendig durchflossen wird. Aber noch fehlt es an einer Darstellung, welche uns aufklärte und unterrichtete über die Art und den Zusammenhang dieser innerlichsten Verwandtschaft, — eine Darstellung, in welcher die Geschichte unserer Uebersetzung der Alten keinen geringen Platz einnehmen und nicht ohne allgemeinstes Interesse sein würde.

Es wäre dies eine Aufgabe sowohl für den Philologen als für den Geschichtschreiber unsrer Literatur. Je-

ner, dem es um Erkenntniß des beſondern alterthümlichen Geiſtes zu thun iſt, oder doch zu thun ſein ſoll, würde denſelben begleiten durch die mannigfachen und oft wunderbaren Umbildungen, welche er in der Berührung mit der mittelalterlichen und modernen Zeit, in der Einwirkung auf die Charaktere und Zuſtände der verſchiedenen Völker, in der Verſchmelzung und Erweiterung zu einem neuen Daſein erfahren hat; er würde nachweiſen, was von jenen großen und energiſchen Manifeſtationen des Alterthums in ſeinen Dichtern und Künſtlern von dem neuen Geiſt nachfolgender Jahrhunderte aufgenommen und zu neuem Lebensſafte verwendet worden; er würde zu herzerhebendem Schauſpiel uns zeigen, wie die Kunſt der Alten in ihrer reinen und vollendeten Form zu allen Zeiten eine Bildnerin und Erzieherin des menſchlichen Geſchlechtes geblieben, und wie es dadurch geſchehen iſt, daß der beſiegte Grieche, der überwundene Römer zum Sieger ſeiner barbariſchen Oberherren ward.

Dieſer dagegen, der Geſchichtſchreiber der deutſchen Literatur, getreu ſeinem Berufe, das Leben unſers beſondern deutſchen Geiſtes in ſeiner poetiſchen Geſtaltung darzulegen, wird dabei nicht umhin können, eine vorzügliche Aufmerkſamkeit auf die Einflüſſe zu wenden, welche wir von außen her erfahren und die, gleich Sonnenſchein und Regen, die edle Pflanze unſerer Bildung zu glück-

lichem Gedeihen erzogen haben. Er wird uns schildern müssen, wie das Selbst unserer Literatur oft in Nachahmung und Uebertragung sich zu verlieren schien an fremde Einflüsse: aber wie der einzelne Mensch, will er zu wahrhaftem Leben und zur richtigen Entwicklung seiner eigenen Kraft gelangen, in fremde Zustände eingehen und in wechselvollem Schicksal fremde und selbst feindselige Mächte muß auf sich wirken lassen, damit er in dieser Entzweiung, diesem Anderen sich selber wiederfinde: so sind auch für unsere Literatur diese Jahre der Dienstbarkeit, diese Durchgänge durch fremde Elemente, mögen sie oftmals noch so barock und unerquicklich scheinen, dennoch nothwendige Stadien der eigenen Entwicklung gewesen. Daß unter diesen fremden Mächten die Antike bei Weitem die gewaltigste und siegreichste gewesen, ist Jedem sogleich ersichtlich; bei ihrem Einflusse wird daher auch der Literarhistoriker ganz besonders zu verweilen haben, und so endlich mit dem Philologen zu erfreulichstem Resultate zusammenkommen.

Allein warum wiederholen, was schon oft beklagt wurde? Der Philolog, in die historischen, fest gewordenen Zustände einer vergangenen Zeit versenkt, in dem redlichen Bemühen, diese Vergangenheit in all ihren Einzelnheiten zu ergründen und zu Tage zu fördern,

wird nur allzuleicht verführt, über die Einzelheiten das Allgemeine zu vergeſſen; die hiſtoriſchen Zuſtände, indem er es verabſäumt, ſie zu neuer Belebung an den Buſen unſrer Gegenwart zu legen, werden ihm zur todten Kenntniß; in die Vergangenheit ſich einſpinnend und aus ihrem behaglichen Beſitz auf die wogende Gegenwart und insbeſondere auf die Intereſſen unſrer vaterländiſchen Literatur wie mit Verachtung herabblickend, verliert er den Ariadnefaden lebendigen Bewußtſeins, der allein durch das wüſte Labyrinth leblos maſſenhaften Wiſſens ihn führen könnte; ſtatt die Früchte ſeiner Studien, den Gewinn ſeiner gelehrten Arbeiten am Altar ſeiner Zeit, ſeines Volkes, ſeiner Geſchichte darzubringen, zieht er es vor, dem unerſättlichen Minotaurus eitler Schulgelahrtheit ſein regelmäßiges Opfer von Varianten und Noten und Nötchen einzuſchlachten. Die Wenigen aber, die das Gebiet philologiſcher Kenntniſſe mit wahrhaft lebendigem Geiſte beherrſchen und denen ihre Kenntniß wirklich zur Wiſſenſchaft geworden, finden in den eigenen Grenzen dieſes Gebietes genug aufzuräumen an Schutt und Trümmern und haben ſo vielen verfallenen Schachten nachzuſpüren, daß wir mit ihnen nicht rechten dürfen, wenn zu erregender Anknüpfung des Alterthums an gegenwärtige und allgemeine Intereſſen ihnen nicht der Wille mangelt, ſondern die Kraft.

Die Geſchichte unſrer Literatur dagegen liegt ſo ſehr noch in den Windeln, es iſt erſt ſo kurze Zeit, daß ſie aus der Dürftigkeit der Nomenclatoren und Repertorien ſich herausgearbeitet hat, aus denen den eigentlichen Geiſt und Gehalt unſrer Literatur zu entwickeln ihr bisher noch ſo wenig gelungen iſt, daß die Reiſen gleichſam und Abenteuer in der Fremde, welche dieſelbe zu beſtehen gehabt, in unſern Geſchichtbüchern vorläufig wenig mehr, als eine unfruchtbare Erwähnung zu erwarten haben. Endlich dürften auch weder der Philolog, noch der Literarhiſtoriker ihr Ziel erreichen, ſo lange ſie eine lebendige Betheiligung an der Gegenwart, inſoweit dieſe in der jetzigen philoſophiſchen Cultur zum Bewußtſein gekommen iſt, verſchmähen. Denn nur was ſelbſt den Geiſt anerkennt, wird anerkannt werden von ihm; nur was ſelbſt durchfloſſen von dem Strome lebendiger Gegenwart, wird dieſer Strom zu tragen ſich nicht weigern: alles Andere wird zu Boden ſinken, ein todter Ballaſt.

Was nun den nachſtehenden Verſuch anbetrifft, die allgemeine Entwicklung unſrer Ueberſetzungsliteratur, ſoweit dieſelbe das Alterthum, die klaſſiſche Literatur der Griechen und Römer reproducirt hat, an dem Beiſpiel eines einzelnen Dichters darzulegen, eines ſolchen zumal, der ſeit Jahrhunderten den Fleiß unſrer Ueberſetzer beſchäftigt hat, ja der eben in dieſem Augenblick, in Folge

gewiſſer äußerlicher Veranlaſſungen, faſt könnte man ſagen: ein Modedichter unſers äſthetiſirenden Publikums geworden iſt: ſo wolle man auch hiebei nicht außer Acht laſſen, daß es eben nur ein erſter Verſuch, eine allgemeinſte flüchtige Skizze ſein ſoll, ſogar den Umſtänden nach gar nicht mehr ſein kann. Wir denken bei dieſem letzteren Zuſatz hauptſächlich an die dürftige Beſchaffenheit, ja den offenbaren Mangel genügender Vorarbeiten. Zu geſchichtlicher Ergründung dieſes Stoffes nämlich, zu welcher die ſcharfſinnigen Betrachtungen von Schleiermacher, Göthe, Schlegel u. A. begreiflicher Weiſe nur wenig fördern, beſitzen wir außer zerſtreuten Notizen in philologiſchen und literarhiſtoriſchen Handbüchern nur wenige überaus dürftige Repertorien, von denen die Degen'ſchen Regiſter (aus den neunziger Jahren) das Neueſte und mit einigem Zerſtreuten in der Bibliothek des Fabricius und allenfalls in Blankenburg's Nachträgen zum Sulzer das einzig Nutzbare ſind. Wir werden daher mit dieſem Verſuche ſchon einen würdigen Zweck erreicht haben, wenn es uns gelingen ſollte, die reifere Kraft gelehrterer Männer für dieſen Gegenſtand anzuregen. —

Es fehlt uns leider an allen Quellen und Zeugniſſen, aus denen wir die früheſten geiſtigen und ſittlichen Eindrücke uns vergegenwärtigen könnten, die durch den erſten Zuſammenſtoß der deutſchen Barbaren mit den

hochgebildeten Römern in den deutſchen Gemüthern ſelbſt ſind veranlaßt worden, und die, mag auch das Allmälige der Annäherung, die wechſelnde Berührung in Krieg und Frieden, in Eroberung und Handel manchen Uebergang vermittelt haben, dennoch in dem naiven Contraſt einfachſter Volksthümlichkeit mit dem ausgebildeten Staatsorganismus, mit dem Reichthum und Luxus, der Cultur und Kunſt der römiſchen Welt bedeutend genug geweſen ſein müſſen: wie wir dergleichen noch Jahrhunderte ſpäter von dem Auftreten der Wäringer in Byzanz in wunderlichen und ergötzlichen Einzelheiten vernehmen.

Dieſe Contraſte werden gewaltſamer, zugleich aber auch die Vermittlung mächtiger, die Gewöhnung beſänftigender geworden ſein, als die deutſchen Eroberer von den preisgegebenen Grenzen des Reiches her Rom ſelbſt, den Sitz der Herrſchaft, in immer engeren Kreiſen immer bedrohlicher umlagerten und endlich, mit der Eroberung der Welthauptſtadt und der Gründung des oſtgothiſchen Königreiches, dieſe reichſte Erbſchaft in Beſitz nahmen.

Zwei Dinge ſind es hier beſonders, welche, dünkt uns, die Vermittlung der Gegenſätze und die friedliche Aufnahme des alten Princips in das neue befördert haben: vor Allem das Chriſtenthum, das, Siegern und Beſiegten gemeinſam, beiden in einem ſchon damals (man erinnere ſich an Leo und Attila vor Rom!) einflußreichen

und thätigen Clerus gleich geehrte Vermittler und geiſtige Fürſorger darbot. Hier alſo war die gemeinſame, über alles Getümmel der Feldſchlacht, alle Gier der Eroberung erhabene Sphäre, in welcher der Römer mit dem Deutſchen ſich zuſammenfand.

Allein das Chriſtenthum, wie es den ſtarren Geiſt der nordiſchen Fremdlinge in ſeine Zucht nahm, hatte auch das alte Römerthum in ſeiner Wurzel erſchüttert und aufgelöſt. Es iſt bekannt und oftmals ausgeſprochen, daß dieſelbe Klugheit, die ſpäter, als das Reich Gottes von dieſer Welt werden ſollte, den Clerus geiſtige Mittel zu weltlichen Zwecken benutzen ließ, ihm auch nicht gefehlt hat, wo es galt, durch weltliche Mittel, durch Ergreifung und Benutzung des vorhandenen weltlichen und heidniſchen Stoffes den geiſtigen Zweck der Bekehrung zu fördern. Wer dafür Beweiſe ſucht, mag in der Kirchengeſchichte nachleſen, wie unzählige Gebräuche unſrer chriſtlichen Kirche, wie viel Heilige, wie viel Legenden gutmüthig aufgenommen ſind aus dem Heidenthum der bekehrten Völker, die eben mit dieſer Lockſpeiſe der Gewöhnung zum Chriſtenthum hinübergeleitet wurden.

Nicht anders in Rom. Man riß die Tempel der Götter nicht ein, man vertilgte nicht die ſagenreichen Gedichte der Römer: aber das Kreuz errichtete man in der Säulenhalle des Tempels und die ritterlichen Helden der

Sage wurden Vorkämpfer und Verfechter der christlichen Kirche. Jason, der die gefesselte Andromeda befreit, kehrt wieder als Sanct Georg; Virgil wird ein Seher und Prophet des Christenthums. Man schelte das nicht schlechtweg schnöde Klugheit und Pfaffentrug: das Christenthum, als das universale, das Bekenntniß der Freiheit, hat die Fähigkeit und die Aufgabe, jeden Volkes und jeder Bildung höchste Blüthe nicht zu zerstören, sondern in sich aufzunehmen und zu immer reicherer Entfaltung fortzuführen. Aber indem das Christenthum so den Kern des römischen Bewußtseins vernichtete, und jenen beweglichen Mythen und Sagen, dem bedeutendsten und wahrhaftigsten Inhalt der römischen Poesie, ihre volksthümliche Bedeutung nahm, entrückte es dieselben aus dem schirmenden Gebiete des Glaubens und gab sie als willkommenen Stoff der Alles umschaffenden Phantasie zu willkürlichem Spiel anheim. Jene weltbezwingenden Helden sind nicht Römer mehr, die Schlacht von Pharsalus ist nicht mehr entscheidend für die Principien römischer Staatsherrschaft, Roms Cäsaren sind nicht mehr die Imperatoren seiner Legionen, die Consuln der ewigen Stadt, die Träger des erobernden römischen Geistes: sondern ihre Helden sind eben nur Helden, die abenteuernd die Welt durchziehen, ihre Schlachten haben nur noch das ritterliche Interesse des Kampfes überhaupt, ihre

Kaiſer tragen Kronen, wie andere Könige auch, und der höchſte Ruhm iſt allenfalls ein Heiligenſchein um das Haupt der metamorphoſirten Heiden.

Und hier haben wir den zweiten Hauptpunkt hervorzuheben: dieſe Entkleidung des römiſchen Mythus vom Nationalen, dieſes Ueberlaſſen deſſelben an die gern thätige Phantaſie mußte raſcher, als alles Andere, die römiſche und die deutſche Welt vermitteln. Die Deutſchen, in naiver Unkenntniß der hiſtoriſchen Unterſchiede, fanden in den glänzenden Geſtalten jener untergangenen Welt des Alterthums nur ſich ſelber wieder: wie jene, ſind ſie gleichfalls Helden, ihren Sinn richtend auf Kampf und Eroberung und Abenteuer; der märchenhafte Zug der Argonauten, der gewaltige Kampf um Troja, die erobernde Flucht des Aeneas, die ſtreitbaren Legionen und Schlacht und Sieg und Heldentod — das ſind ja Alles ſie ſelbſt, es ſind ihre Thaten, ihre Sagen, es iſt ihre Welt! Von hier erklärt ſich jene wunderſame Vermiſchung des claſſiſchen Alterthums mit den Sagen und Märchen des Norden: eine Vermiſchung, welche, indem ſie, in unbefangenſter Verſchmelzung, ſich immer nur an das Aehnliche, das Intereſſante des Stoffes hielt, aus dieſen endlich unlösbar in einander gewachſenen Elementen einen neuen, dem ganzen damaligen Europa gemeinſamen Sagenſchatz bildete (vergl. Dietz, Poeſie der

Troubadours, S. 132; Gervinus III, 86), welcher bis über das Mittelalter hinaus die allgekannte und allgeliebte Quelle der Volksdichtungen wurde: wie wir denn noch in den Dramen Shakspeare's und seiner englischen sowohl, als deutschen Zeitgenossen die letzten und wohltönendsten Klänge dieser riesigen Volksharfe vernehmen.

Der Clerus aber, wie er diese Mischung zweier Welten veranlaßt hatte, ward auch nicht müde, sie immer weiter auszubreiten und immer fester zu begründen. Denn die Völker, die ihre Lust fanden an Wanderung und Schlacht und aller thatsächlichen Bewegung, hatten weder Zeit noch Fähigkeit, auf historischem Wege und mit der Fackel der Kritik sich selbst den Resten der römischen Literatur zu nähern; in den Klöstern der Geistlichen lagen die Urkunden dieser Mythenwelt, bei den Geistlichen war die Kenntniß davon, durch ihre Vermittlung kam sie zu den Völkern. Daher geschah es, daß jene ursprünglich heidnischen römischen Sagen diesen Makel des Heidenthums sogar bei den Geistlichen verloren, und es diesen selbst nicht allein verfänglich schien, dieselben zu verbreiten und durch das verwandte Interesse dieses Stoffes die Neubekehrten an sich zu fesseln: sondern sogar um durch das ausgelebte und ungefährliche römische Heidenthum das noch frische und energische Heidenthum des Nordens zu untergraben und den Ueber-

gang zum Chriſtenthum deſto gewiſſer vorzubereiten, hoben ſie ſogar gefliſſentlich alle Beziehungen zur alten Welt hervor und halfen, wo dergleichen nicht waren, ſie erdichten. Ja wir dürfen nicht außer Acht laſſen, daß ein Papſt ſelbſt es war, der auf den Gedanken gerieth, in Karl dem Großen den Glanz der römiſchen Kaiſerkrone wieder herzuſtellen. So, was ſpäter ſich nur allzu raſch verwirklichen ſollte, begann ſchon damals: das alte Rom ward ausgetauſcht gegen das Rom der Geiſtlichen, es ſollte noch einmal Beherrſcherin des Erdballs werden, aber als das Rom der Päpſte.

Wie dieſe Vermiſchung im Einzelnen vor ſich gegangen, durch welche Umwege der Gothenkönig Theoderich als Dietrich von Bern in das deutſche Heldenbuch und die Nibelungenſage gerathen; wie es gekommen iſt, daß der Verfaſſer des Lobgeſanges auf den heiligen Hanno ſeine Stadt Cöln und damit den frommen Biſchof ſelbſt nicht höher preiſen und glänzender verklären zu können meint, als indem er die Gründung Cölns mit den flüchtigen Trojanern in Verbindung bringt (etwa wie die römiſche Sage den Aeneas zum Ahnherrn des Juliſchen Stammes macht): das Alles und unzähliges Andere läßt ſich im Einzelnen freilich nicht nachweiſen. Aber jene Vermiſchung beſtand, ſie iſt da, wir erkennen ſie in den zahlreichen Gedichten vom Alexander, deſ-

ſen, entzückende Heldengeſtalt, wie einſt das erſchrockene Aſien, ſo nach anderthalb Jahrtauſenden noch die Literaturen aller Völker mit ſeinen Siegen erfüllte; wir erkennen ſie in den Gedichten vom trojaniſchen Kriege, in der Aeneide des Heinrich von Veldeck, vor Allem in dem beliebten Volksbuch der Gesta Romanorum, deſſen Verwandtſchaft im Boccaz, in dem deutſchen „Buch der Liebe" und all den zahlloſen Novellen des geſammten Mittelalters wiederkehrt; ſelbſt noch am Schluſſe deſſelben (1487) konnte Ulrich Fürterer in einem großen cycliſchen Gedichte die Sagen vom Artus und von Troja, vom heiligen Gral und dem Argonautenzuge zu einem wunderlichen Ganzen verknüpfen (vergl. Roſenkranz, Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter, S. 306, 363—368; Gervinus I, 215—251, 416 fgg.).

Nachweislich ſind hiebei beſonders zwei Dichter von entſchiedenſtem Einfluß geweſen, obwohl wir auch hier nicht entſcheiden können, durch welche trübe Vermittlungen ſie hindurchgegangen: Virgil und Ovid.

Virgilius freilich war weniger durch das Poetiſche ſeiner Werke, indem das Stoffliche der Aeneide längſt als allgemeines Eigenthum in die Volksſage übergegangen war und erſt aus dieſer heraus zu neuen Productionen benutzt ward, als vielmehr durch das Poetiſche ſeiner Perſon von Einfluß (vergl. Dietz, Poeſie der Trou-

badours, S. 127 und 128), welche durch Vermittlung des Clerus, in bewußtem und unbewußtem Mißverſtändniß, als der oft erwähnte Zauberer Virgilius den zahlreichen Märchen und Spukgeſchichten jener Jahrhunderte einen erwünſchten Anhalt gab, und welche wir, in Parallele mit dem geheimnißvollen Meiſter Klinſor aus Ungerland, den Uebergang zu Theophraſtus Paracelſus, zu Agrippa von Nettelsheim und endlich zum Fauſtus herbeiführen ſehen.

Ovidius dagegen hat frühzeitig in Bearbeitung und Nachahmung ſowohl der Metamorphoſen als der erotiſchen Gedichte die poetiſchen Kräfte des Mittelalters (vgl. Dietz a. a. O.) beſchäftigt. Und nicht nur das Bunte, Lebendige, Abenteuerliche der Verwandlungen, welche, ganz analog den nordiſchen Sagen, die umgebende todte Natur, die Felſen, Bäume, Flüſſe mit einem wunderſam dämoniſchen Leben bevölkern, mußte ſich die Neigung jener Zeit gewinnen, ſondern auch das urſprünglich Unrömiſche, das Moderne ſeiner individuellen Liebesfreuden und Leiden war es, was ihn vor Allen ein Liebling des Mittelalters zu werden befähigte. So finden wir ſchon im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts eine deutſche Bearbeitung der Metamorphoſen von Albert von Halberſtadt, die ſpäter in den meiſterſängeriſchen, faſt dürfen wir ſagen, bänkelſängeriſchen Bear-

beitungen Jörg Wikram's (1551) und Joh. Spreng's (1571) einen ſo allgemeinen Beifall fand, daß ſie in noch nicht hundert Jahren (bis 1641) dem Publikum in neun verſchiedenen Auflagen geboten werden konnte. Beſonders erwarb ſich die Geſchichte von Pyramus und Thisbe durch das Pathos der Leidenſchaft, durch das Liebliche der Situation, das Erſchütternde der Kataſtrophe die zärtliche Theilnahme der Dichter wie der Leſer, ſo daß noch auf der Grenze zur modernen Zeit Pyramus und Thisbe in der romanhaften Bearbeitung des Spaniers Jorge de Montemayor (um 1530; vgl. Bouterweck's Geſchichte der ſpaniſchen Literatur, Bd. I, Buch 2 erſte Abth.) ein allverbreitetes Volksbuch werden konnte, das man in Komödien und Reimereien (vgl. Amantes amentes, d. i. ein ſehr anmuthiges Spiel von der blinden Liebe .... Mit einer ausbündigen ſchönen Tageweiß von Pyramo und Thysbe aus dem Poeten Ovidio. Durch Angelium Lohrbere Liga 1614; bei Gottſched im Nöthigen Vorrath: dergleichen wurde noch bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein von der Veltheimſchen Truppe und Andern geſpielt: ſ. Plümicke's Theatergeſchichte von Berlin, S. 61 fgg.) fleißig reproducirte: ein Umſtand, der die ergötzliche Traveſtie gerade dieſes Stückes in Shakſpeare's Sommernachtstraum ſehr bedeutſam macht. — Sodann zu den trojaniſchen Sagen

ſollen Homer, Diktys und Dares Phrygius den Stoff gegeben haben: wiewohl eben dieſe unkritiſche Gleichſtellung ſo verſchiedenartiger Quellen (ſ. Roſenkranz, a. a. O. S. 368) am Beſten darthun mag, daß es hier nicht um das Woher und Wie, ſondern immer nur um das Was des Stoffes zu thun war, deſſen Verarbeitung zu Epen, Romanzen und Volksbüchern (von den früheſten ſpaniſchen Romanzen von Troja ſ. Bouterweck, I. Buch I.) uns denn auch überall begegnet und wiederum endlich bei Shakſpeare in Troilus und Creſſida zu parodiſtiſchem Abſchluß gelangt. —

Was endlich von den Schriften des Alterthums dieſem ſtofflichen Verlangen, dieſem ritterlichen Begehr nach Helden und Schlachten und Abenteuern nicht genügen konnte, die redneriſchen und ethiſchen Werke alſo, blieb aus dem Kreiſe unſrer Literatur faſt ganz entfernt. Denn die fränkiſchen Ueberſetzungen vom Organon des Ariſtoteles, von Boethius de Consolatione und ähnlichen Moralien aus dem elften bis zwölften Jahrhundert ſind nur als Mönchsübungen zu betrachten. Eben ſo ſteht noch ſpäter die ſchwäbiſche Bearbeitung Ariſtoteliſcher Sprüche vom Jahre 1330 (vgl. Bouterweck's Geſchichte der deutſchen Literatur I, 263) mit der etwa gleichzeitigen mönchiſchen Ueberſetzung der Sittenſprüche des Dionyſius Cato, die bekanntlich für jene Zeiten ein Schul-

und Sittenbuch von kanonischem Ansehen waren, durchaus vereinzelt, und sind all diese Uebungsstücke schwerlich als integrirende Theile in die Literatur des Volkes zu ziehen.

Deutlicher, als wir diese Uebergänge und Vermischungen des Stoffes darzuthun vermögen, lassen die formalen Einflüsse sich erkennen, welche die Sprachen des Alterthums, hauptsächlich die lateinische, auf die Bildung der germanischen und am Entschiedensten auf jene Mischlinge ausübten, die wir ebendaher noch heut romanische Sprachen nennen. Es genüge hier, an die sprachliche Wirksamkeit der Bibelübersetzung des Ulfilas, an die Regeln des Kero und jene zahlreichen Bruchstücke von Glossarien und Vocabularien zu erinnern, sowie an die Uebersetzungen, welche in bewußter sprachlicher Tendenz Alfred der Große bei den Angelsachsen theils selbst unternahm, theils veranlaßte und förderte.

Doch berührten diese Einwirkungen die Literatur nicht unmittelbar in Bildung und Umgestaltung der poetischen Form, sondern vielmehr nur das Elementarische des Sprachschatzes, den sie feststellen, ordnen und erweitern halfen.

Und wie mocht' es anders sein? Die lateinische Sprache selbst hatte ja aus ihrem rustiken Verfall sich erst an Donat und Priscian in ihren Elementen wieder

zu ſichten und zu ſammeln (vergl. Eichhorn's Geſchichte der Literatur I, S. 881 fgg.); nicht in ihrer claſſiſchen poetiſchen Form, ſondern nur als Sagenſtoff drangen Ovid, Virgil, Homer in die Literatur ein. Eine formale Bildung unſrer Poeſie durch die Antike iſt daher in jenen Zeiten nirgend wahrzunehmen. Vielmehr nahm umgekehrt die lateiniſche Sprache von der jüngeren, lebenskräftigen deutſchen Nebenbuhlerin Accent und Reim an, und erlangte in dem gereimten Kirchenliede des Mittelalters einen neuen ergreifenden Wohllaut, eine neue poetiſche Energie, welcher unſre claſſiſch gebildeten Philologen Ohr und Gemüth nicht allzuekel verſchließen ſollten. Im Uebrigen iſt es charakteriſtiſch, daß zu derſelben Zeit, da die deutſche Sprache in den Minneſängern eine ſo außerordentliche formale Cultur, ſo viel Schmiegſamkeit und Fülle des Rhythmus wie des Reimes erreicht hatte, die lateiniſche Sprache aus ihrer barbariſchen Formloſigkeit ſich nicht erheben konnte; derſelbe Friedrich der Zweite, der Hohenſtaufe, an deſſen liederreichem Hofe die ſüßen Weiſen deutſcher und provenzaliſcher Sänger volltönend erklangen, ſuchte vergebens dem immer tieferen Verfall der lateiniſchen Sprache entgegenzuarbeiten (vergl. Eichhorn II, 233 fgg.).

Ganz anders mußten dieſe Verhältniſſe ſich geſtalten, als im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts zuerſt

in Italien durch dieſelben Männer, welche hier eine nationale Literatur begründeten, durch Dante, Petrarca, Boccaccio, ein in ſeinen Anfängen allerdings, wenn wir ſo ſagen dürfen, mehr gemüthliches, als gelehrtes, mehr enthuſiaſtiſches, als wiſſenſchaftliches, immerhin aber neues und lebendiges Studium des Alterthums angeregt wurde. Ein ſeltener Verein äußerlicher Umſtände, unter denen die politiſchen Ereigniſſe in Byzanz und die durch den endlichen Fall dieſes Kaiſerthums herbeigeführte Zerſtreuung der griechiſchen Gelehrten die bedeutendſten und bekannteſten ſind, begünſtigte dieſes Wiedererwachen der claſſiſchen Literatur, welches, in näherer oder fernerer Zeit, und nicht ohne daß, was die Zukunft als Gunſt und Segen erwies, für den Augenblick zu hemmen und zu erſticken ſchien, auch alle neueren Literaturen zu ihrer Blüthe befördern ſollte. Ja ſo raſch und glänzend, wie dieſe Segnungen in der italieniſchen Literatur ſichtbar wurden, eben ſo langſam und verſteckt, durch ſo viel anſcheinende Hinderniſſe, Irrungen und Mißverſtändniſſe kamen ſie in Deutſchland zu einer ſpätern, aber auch ungleich ergiebigeren Reife. Freilich wohl, um gerecht zu ſein, dürfen wir dabei nicht vergeſſen, daß in Italien eben noch gar keine Literatur vorhanden war, bei uns dagegen eine ſo reiche, ſo gewaltige Literatur ſich erſt ausleben mußte, ehe der Leichnam der alten Epoche

zu einem zweiten, vollendeteren Daſein erweckt werden konnte in der neuen. Dort hatte man nur einen Baum in freies Erdreich zu pflanzen: bei uns dagegen mußte der Urwald mittelalterlicher Poeſie erſt hinwelken, erſt mit ſeinen urſprünglichſten und unvertilgbarſten Lebenskräften mußte er hinſterbend die neue Saat durchſtrömen, ehe dieſe ſelbſt in ihrer Pracht ſich entfalten konnte.

Es lag in dem ernſten und ächten Weſen des Deutſchen, daß er mit weniger Glanz vielleicht, mit weniger Begeiſterung, aber mit um ſo gründlicherem Fleiß, mit um ſo tieferer Liebe dem neuen Studium der Antike ſich ergab: die geräuſchloſe Schule des Thomas a Kempis zu Zwoll (ſeit 1400), Deutſchland mit aufgeweckten und kundigen Männern bevölkernd, die von jenem ſtillen Winkel aus alle Gauen unſers Vaterlandes lehrend durchwanderten; die praktiſche, mühſame Thätigkeit eines Agricola, Reuchlin, Celtes — wie wenig, wie ſo gar nichts hatten ſie von dem Glanz, dem Anſehn und der Fülle, mit der in Italien Cardinäle, Fürſten und Herren die claſſiſchen Studien unterſtützten! Selbſt die Donaugeſellſchaft des Celtes und die Dalberg'ſche Rheiniſche Geſellſchaft (vgl. Eichhorn III, 235, 236), wie blieben ſie an äußerem Glanz, an lärmender Thätigkeit, hinter ihren italieniſchen Muſtern zu Neapel, Rom und Florenz zurück! wie wurden ſie alle mit fortgeriſſen in den ge-

waltigen geiſtigen Streit und Widerſtreit, zu dem damals die kirchliche Reformation alle Gemüther entzündete! wie endlich hatten ſie zu kämpfen, nicht bloß mit der Dürftigkeit des täglichen Lebens, ſondern am Meiſten (man denke an die cölner Pfaffen, die viri obscuri, und die zelotiſche Reaction, welche Hermann von dem Buſche im Münſterland erfahren mußte) mit dem Unverſtand und der Bosheit ihrer mönchiſchen Gegner! Da iſt es wohl kein Wunder, daß den deutſchen Bemühungen jener Duft des Enthuſiasmus fehlt, mit welchem damals das claſſiſche Alterthum das geſammte italiſche Leben durchdrang, und daß wir unter den deutſchen Gelehrten jener Zeit vergebens nach einem Angelus Politianus ſuchen, der in Geſinnung und Wort und That die Blüthe des antiken Lebens in ſein eigenes perſönliches Daſein zu verpflanzen wußte.

So ſcheinen im erſten Beginn deutſche Gelehrſamkeit und deutſche Literatur auseinanderzugehen: jene, in der Stille der Schulen wirkſam, gewann auf dem langſamen Wege der Kenntniß mehr die Köpfe für ſich, als die Herzen; was dieſe aus dem Wiedererwachen des claſſiſchen Studiums zog, war nicht ſowohl eine Belebung und Reinigung, als eine Erweiterung und Zunahme. Die Quellen der alten Literatur waren aufgedeckt; ihrer Haft in Klöſtern und Archiven entnommen und bald auch durch

die zauberhafte Thätigkeit der Preſſe in unzähligen Abdrücken vervielfacht, wurden ſie in ihrer eigenſten Geſtalt zugänglich und verbreitet. Der Zuwachs an Stoff, den unſere Literatur dadurch erhielt und mit dem die bisherige traditionelle Verpflanzung der Sagen gar keinen Vergleich aushält, iſt unermeßlich.

Der Stoff allein aber war es, um den man ſich kümmerte: von einem Anerkenntniß der antiken Form hatte unſere Literatur keine Ahnung, weil eben damals ſie ſelbſt die Form verloren hatte. Es iſt die Zeit, wo die köſtlichen Rhythmen der Minneſänger ſich zu dem unerquicklichen Formelweſen der Meiſterſänger verflachen und verknöchern; wo die eigenen Erzeugniſſe der deutſchen Poeſie, die Gedichte von Wigalois und Triſtan, von Alexander und dem trojaniſchen Prinz, ihrer poetiſchen Form entkleidet, ſich als Proſaromane zu Volksbüchern verwandeln, die nichts mehr wirken wollen durch die Form, daren ſie ſelbſt daher ſich entäußern, ſondern Alles einzig durch den Stoff (vergl. Bouterweck I, 333, 418); wo endlich von dem überquillenden Reichthum an Rhythmen und Weiſen nichts übrig bleibt, als der einförmige achtſylbige Vers, Schlag auf Schlag reimend, der ſogenannte Knittelvers. Wir haben die ganz ähnlichen Erſcheinungen in der griechiſchen und römiſchen Literatur, wo auch mit dem poetiſchen Gehalt die Form verdirbt, die Metren ſich auf-

lösen (man halte den politischen Vers der Griechen gegen den Herameter! Für die Römer vergl. Bernhardy Gesch. der Röm. Lit., S. 137, Note 238) und das rhythmische Gesetz der Sprache selbst verloren geht. —

Je weniger nun den deutschen Reimern jener Zeit die Form zu schaffen machte, je unverdrossener bemächtigten sie sich des Stoffes, welchen die eröffnete alte Literatur ihnen darbot. Mit einem wahrhaft riesenhaften Fleiße warfen sie sich übersetzend und bearbeitend auf alle Reste besonders des römischen Alterthums. Form hatten sie selbst nicht, also auch kein Gefühl für die Form der Alten, die sie daher nicht nur übersahen, wie etwa Hans Nydthardt in seiner übrigens kernigen und tüchtigen prosaischen Uebersetzung des Terenzischen Eunuch (1486; siehe Gervinus II, 377), sondern geradewegs mißachteten und verhöhnten: wie wenn Cicero's Buch de senectute 1522 „in lustige deutsche Reymen verfasset" erschien, oder „Lucii Apulei Geschichte von der Psyche versweiß versetzet, 1669" (bei Bouterw. II, 264. Eine ebenso dramatisirte Psyche von Sigmund von Birken aus der fruchtbringenden Gesellschaft 1652 siehe ebendas. S. 278). Ja auch Hofmannswaldau's einst hochgepriesener Phädon des Plato, den er freilich auch nicht nach dem griechischen, sondern nach einem französischen Text arbeitete, gehört hieher, und noch

1724 konnten des Boethius Troſtſprüche in eine Schulkomödie verwandelt werden.

Ganz natürlich und dem Geiſte jenes Zeitalters ganz angemeſſen war es hiebei, daß man ſeinen Fleiß vornämlich denjenigen Autoren zuwandte, welche durch ihren Stoff dem Geſchmack und der Richtung der Zeit entſprachen, zumeiſt alſo den hiſtoriſchen. Wer von uns Modernen, unter denen noch neulich ein Mann von ſo eiſernem Fleiß, wie Niebuhr, den Livius für eine Lectüre erklären konnte, deren Maſſe man nicht wohl zu überwältigen im Stande ſei, würde bei unſern Altvordern ein ſo lebhaftes Gefallen gerade am Livius vorausſetzen, daß die Bearbeitungen ſeiner Geſchichte in den wenig mehr als hundert Jahren von 1505 bis 1619 nicht weniger als ſiebenundzwanzigmal ſind aufgelegt worden? Freilich machte man es ſich dabei bequem: auch Livius gab den Stoff noch nicht genug als bloßen Stoff, und ſo zog z. B. der Müntzer'ſche Livius von 1586 die funfzehn erſten Capitel des 23. Buchs in eines zuſammen (Degen, S. 76). —

Faſt ebenſo zahlreiche Ueberſetzungen erſchienen von Cäſar's Commentarien, den Lebensbeſchreibungen des Plutarch und ſelbſt von Joſephus, der vielleicht noch häufiger geleſen ward, als Livius: denn bis zum An-

fang des achtzehnten Jahrhunderts zählt man mindeſtens achtundzwanzig Ueberſetzungen deſſelben.

Aber ſchon, neben dieſem hiſtoriſchen Intereſſe, macht ſich jetzt, um die Zeit der Reformation, beſonders auch das moraliſche bemerkbar: von den Catoniſchen Sentenzen werden uns bis zum Schluſſe des ſechzehnten Jahrhunderts achtzehn Ueberſetzungen genannt, von denen ſechs allein zwiſchen 1491 und 1499 gehören; die Moralien des Seneca, Cicero und Plutarch, die Troſtſprüche des Boethius, Aeſop's Fabeln, die moraliſirenden Satiren des Lucian und, für die ſcholaſtiſchen Denkübungen des Jahrhunderts bezeichnend, die Probleme des Ariſtoteles fanden fleißige Bearbeiter. Nicht minder, was ſich noch praktiſcheren Intereſſen näherte: Frontin, Vegetius, Plinius' Naturgeſchichte.

Daneben indeß vernachläſſigte man auch diejenigen Quellen nicht, aus denen einſt, freilich in alpheiſchem Lauf, die Heldengedichte des Mittelalters gefloſſen: Homer's Ilias, durch Johann Spreng in Meiſterſängerreime gebracht, ward mehrfach aufgelegt; den Inhalt der Odyſſee gab Simon Scheidenreiſſer 1537 in Proſa; häufiger noch wurden Diktys und Dares Phrygius bearbeitet; auch an Virgil und Ovid übte Spreng, der allzeitfertige Reimer, ſeine Künſte.

Am Glücklichsten aber begegnete diese Allverbreitung und Allübersetzung der antiken Literatur den Bedürfnissen der Zeit im Drama, zu dem eben damals der deutsche Geist, in oft ungeschickten und durch die kirchlichen sowohl, als politischen Verhältnisse nur allzubald erstickten Anfängen, sich emporschwingen wollte. Terenz wurde Lehrer und Meister des deutschen Drama: seine Komödien galten als willkommene Fastnachts- und Schulspiele, und wahrhaft unübersehbar ist daher auch die Reihenfolge von Uebersetzern, die an Terenz sich versuchten (Gervinus II, 377 fgg.; III, 76). Hier äußerte sich denn auch ein gewisser Formeneinfluß: „erst seit der Uebersetzung des Terenz finden wir in Deutschland ordentlich in Acte und Scenen abgetheilte Stücke" (Gervinus II, 375). — Gegen diesen ungeheuren Fleiß, welchen man an Terenz verwandte, erscheinen die Bemühungen um Plautus nur sehr spärlich; die Tragödien des Seneca sollten erst in einer späteren Zeit wirksam werden, wo sie, mit dem Holländer Vondel zusammen, Andreas Gryphius und dessen Schule bilden halfen.

Und hier ist es denn nun auch zuerst, wo wir den griechischen Dramatikern begegnen. Zwar Aeschylus war damals noch eine unbekannte Welt. Dahingegen Sophokles, Euripides und Aristophanes erfuhren einige Bearbeitungen, bei denen wir jedoch die Poeten meist in sehr

weiter Entfernung von der Quelle zu denken haben; bei den meisten liegen lateinische Uebersetzungen und Bearbeitungen gleichzeitiger Philologen zu Grunde. Vor Allen Hans Sachs, gerade in diese Zeit fallend, wo das Alterthum geöffnet ist und mit außerordentlicher Theilnahme besucht wird, überdies mit seiner unermüdlichen Reimfertigkeit Alles, was sich nur reimen läßt, Weltliches und Geistliches, alte und neue, heidnische und christliche, fremde und deutsche Geschichte ausbeutend und bewältigend (vergl. Gervinus II, 472, 475; III, 105), ließ sich auch die Stoffe des griechischen Dramas nicht entgehen. Unter seinen zahllosen Stücken sind zwei dem Sophokles entlehnt: „Eine Tragödi mit 13 Personen zu recitirn die unglückhafte Königin Jocaste." Die Personen dieses Spieles sind: König Lajus von Theben. Jokaste die Königin. Mercurius der Götterboth. Edippus das vertragen Kind. Der Jäger. Athlethes König zu Corinth. Nicias sein Marschalck. Drimas der erst Trabant. Linus ihr Son. Sathanas der Hofschmeichler. Der Ehrenhold. Das zweite Stück ist: „Tragedia mit 14 Personen. Die mörderisch Königin Clitemestra," in welchem er sich mit stattlichem Ansehen auf Homer, Virgil, Boccaz, Dyktis Cretensis beruft, ohne des Sophokles zu gedenken, dessen Elektra es in der That ist, was freilich Hans Sachs selbst am Wenigsten wissen mochte.* Sodann

nach Euripides finden wir 1555: „Die getrew Frau Alceſtis mit irem Mann Admeto.“ Endlich aus dem Ariſtophanes: „Ein Comödi mit 11 Perſonen zu recidirn. Der Pluto ein Gott aller Reichthumb,“ mit der ausdrücklichen Bemerkung:

„Dem griechiſchen doch faſt gemeß,
Wie ſie denn auch Ariſtophanes
Von Athen der berühmte Poet
Griechiſcher Sprach beſchreiben thät.“

Daß der wackere nürnberger Schuſter des Griechiſchen ſelbſt nicht mächtig war, wiſſen wir Alle; wie gewaltſam überhaupt die Behandlung und wie wenig hier noch von dem griechiſchen Originale übrig geblieben iſt, kann, wem die Stücke ſelbſt nicht zugänglich, ſchon aus dem obigen Perſonenverzeichniß erkennen. Es iſt alſo wiederum nur der Stoff, was er aus dem Alterthum entnahm und, in die unglückſeligſte aller Formen, in die Unform der Knittelreime gießend, ſeinem Publikum dennoch zu großem Behagen bieten durfte. Freilich mußte er über dieſe lockre Behandlung ſich auch von gelehrten Männern zurecht weiſen laſſen; wenigſtens Jonas Bitner, der 1548 die Menächmen des Plautus verdeutſchte, polemiſirt gegen Hans Sachs alſo: „Ich hab' aber,“ ſagt er, „die Comödie Plauti deſto lieber laſſen teutſch werden und im Truck ausgehn, damit menniglich ſpüren und ſehen

könnte, daß des ſinnreichen und hochverſtändigen Plauti Comödien viel ein ander Werk ſeyen, dan die Comödie von Hans Sachſen zu Nürnberg iſt an Tag gebracht, da er gleichwol dieſer Comödien ihren Namen läſſet, aber aus beyden Gebrüdern Menaechmus zween Lutzen machet, die fürnehmſten Schimpfreden, läſterlichen und wunderlichen Irrthumb und ſchönſten Sprüch und Lehre vergißt und außlaßt, welche doch der Comödie eine rechte Geſtalt, Schein und Glantz bringen." Allein es ſteht zu erwarten, daß Hans Sachs mit ſeiner geſcholtenen Freiheit dem Geſchmack der Menge mehr genügt hat, als der für die rechte Ehre ſeines Plautus ſo beſorgte Bitner, der überdies ſo wenig wie Jener von der Plautiniſchen Form etwas mehr merkt und achtet, als die allgemeinſte Eintheilung in Acte und Scenen. Denn dies war nun die Weiſe des Zeitalters, der ſelbſt gelehrtere Männer, bei denen wir eine genauere Kenntniß der alten Texte vorausſetzen mögen, ſich nicht entziehen konnten.

Eine beſondere Aufmerkſamkeit unter dieſen Ueberſetzern verdient Wolfhart Spangenberg, über deſſen anderweitige literariſche Thätigkeit als Lycoſthenes Pſellionoros Andropediacus man bei Gervinus III, 64 das Nähere vergleiche. Aus Mansfeld, dem Sächſiſchen alſo, welches ſchon damals, in nächſter Betheiligung an der

Reformation, durch treffliche Unterrichtsanſtalten, wackre Schulmänner, tüchtige Gelehrte ein beſonderer Sitz claſſiſcher Bildung war, nach dem Elſaß gekommen, wo gleichfalls die wohlthätige Anregung der Dalberg'ſchen Geſellſchaft noch nicht erloſchen war und namentlich das Drama einer lebhaften Pflege genoß (Gervinus III, 87), überſetzte er außer dem Amphitruo des Plautus auch die Alceſte und Hecuba des Euripides und des Sophokles Ajax. Denn auch dieſer, wiewohl der Name des Verfaſſers nur angedeutet wird, iſt dennoch, wie auch ſchon Gervinus (a. a. O. S. 76, 77) vermuthet hat, ohne Zweifel ein Werk des Wolfhart Spangenberg. Da dieſe Ueberſetzung einen vollſtändigen Beleg abgeben kann zu dem, was wir bisher als den Charakter dieſer ganzen Art bezeichnet haben, auch das Buch ſelbſt ſehr ſelten iſt und die wenigen Verſe, welche Degen daraus abgedruckt, ſehr unzulänglich erſcheinen, ſo wird es, hoffen wir, nicht unwillkommen ſein, wenn wir einiges Nähere davon mittheilen. —

Der vollſtändige Titel lautet, nach einem neben uns liegenden Exemplar der dresdner Bibliothek, alſo: „Ajax Lorarius, Ein Heydniſche Tragödia, von dem griechiſchen Poeten Sophocle erſtlich gedichtet: vnd nachmals durch Joſephum Scaligerum in lateiniſche Sprach vertieret: Auch Anno 1587. im Monat Julio mit etlich artigen Zu-

sätzen zu Straßburg agieret: jetzt aber wiederumb von Newem übersehen, exornieret und gemehret und biß 1608. Jahr gemeltes Monats, in Theatro Academico, offentlich daselbsten gehalten: Verteutscht durch M. W. S. M. Gedruckt zu Straßburg durch Antonium Bertram, 1608." Als „Personen dieser Tragödien" werden aufgeführt:

1) Die Betrieglichkeit.
2) Der Griechen Heerhold.
3) Der Trojaner Heerhold.
4) Deiphobus } Priami deß Königs zu Troja Söhne.
5) Paris }
6) Idaeus, ein Diener.
7) Achilles, ein Griechischer Kriegs Oberster.
8) Soldaten.
9) Ajax, der Griechische Fürst, so sich hernach selbst endleibet.
10) Diomedes, ein Griechischer Held.
11) Ulysses, ein beredter Griechischer Oberster.
12) Agamemnon, des ganzen Griechischen Heerzugs Feld Herr.
13) Nestor, ein Alter und weyser Kriegs Raht der Griechen.
14) Menelaus, deß Feld Herrn Bruder.
15) Teucer, deß Ajacis Bruder.
16) Ajax Oileus, der Locrenser König.

17) Idomeneus, König auß Creta.
18) Eurypilus, ein Griechiſcher Warſaager.
19) Calchas ein Griechiſcher Weyſſaager.
20) Authometon, ein Drabant.
21) Minerva, eine Heydniſche Göttin.
22) Tekmeſſa, Ajacis Kebsweib.
23) Bürger von Salamin.
24) Der Bott.
25) Euryſaces, deß Ajacis Sohn.
26) Der Heydniſch Prieſter.

Die in dem Titel erwähnten „artigen Zuſätze" beſtehen nun darin, daß der Mord des Achilles durch Paris, der Streit um die Waffen des Gefallenen zwiſchen Ajax und Ulyſſes, ſo wie der Ausſpruch der Richter nicht, wie bei Sophokles, vor die Tragödie fallen, ſondern in den beiden erſten Acten uns ſelbſt vorgeführt werden. Die Betrieglichkeit mit der Griechen und der Trojaner Heerhold eröffnen das Stück: ſie tritt auf „in einem ſchneeweyſſen Kleide" und charakteriſirt ſich ſelbſt folgender Geſtalt:

Mein Leibsgeberd ſind mancherley,
Die ich wunderkünſtlich kann machen,
Vnd mit dem mund gantz freundlich lachen.
Das Bas le man vnd Händle küſſen,
Knieh beugen, ſtreichen mit den Füſſen.
Wer ſolchem Schmeicheln unverzogen
Glauben giebt, der iſt bald betrogen.

Sie entwirft nun mit Paris den hinterliſtigen Plan, Achilles bei ſeiner Vermählung mit der Polyxena meuchlings zu ermorden, was, nachdem in Scena V. Deiphobus ein bewegliches Bild von der übermäßigen Verliebtheit des Achill entworfen, im ſechsten Auftritt ohne viele Umſtände ausgeführt wird. Achilles fällt mit dem Ausruf:

O der boßhaften Liſt und Tück!
Das iſt ein rechtes Schelmenſtück.

Die Handlung ſchließt mit dem beginnenden Streit um die Rüſtung, welcher, nachdem ein kurzer, durch ſeinen rhythmiſchen Wechſel nicht unwichtiger Chor abgeſungen worden, im zweiten Act endlich durch Kalchas zum Nachtheil des Ajax entſchieden wird. Dieſer brauſt ſogleich auf in gottesläſterlicher Raſerei, wobei wieder Reim und Rhythmus nicht ungeſchickt behandelt ſind. Er ſpricht zu den Göttern:

Sitzet bald und verweilet Euch nicht
Inn Ajacis Sach zum Gericht.
Erſtlich, Herr Jupiter: ſitzet hieher.
Vnd nicht weit, auff die Seit, hier ohngefehr,
Die Götter ſein all die im Himmel ſeyn.
Herr Pluto, nemt alſo dieſen Sitz ein:
In gleichem fall die Götter all zumahl,
Die in der Höll wohnen in Ditis Saal.
Vnd der Hund im Abgrund Cerberus genannt,
Die Hölliſchen Nachtfrawen alleſant:

Ja den Geyer, der ſo gar gefräßig iſt,
Daß er mit ſeinem Schnabel Leber frißt,
Dem Tityo zur Schmach, hernach mit Rach
Die mag ich doch, alle wol noch, leyden,
Vns in der Sach ſchlecht, mit recht, zu ſcheiden.
Ihr Herrn ſitzt, ich will für jetzt fürſtellen
Die ſach: hernach ſollt Ihr Vrtheil fällen.

Er ſchließt mit dem Racheplan gegen die ungerechten griechiſchen Helden:

Ich will mitten vnder ſie lauffen,
Vnd ſie all vber einen Hauffen,
Schlagen, tretten, ſchleiffen beim Har,
Die Augen ihn außzerren gar,
Ja das Herz will außreißen ich
Auß irem Leib noch lebendig
Daß ſie es ſollen ſehen frey,
Vnd empfinden, was ſchmertz es ſey.

Von der dritten Scene ſodann, in welcher Minerva, Ulyſſes und Ajax auftreten, beginnt die Sophokleiſche Tragödie, der das Stück ſich von hier an, bis auf die zwiſchen den Acten eingelegten Chöre, ziemlich getreu anſchließt, wie nachfolgende Stellen zeigen werden, denen wir zugleich, damit unſere Leſer der ungeheuren Revolution inne werden, welche unſere Sprache und unſer Geſchmack ſeit zwei Jahrhunderten durchgemacht haben, eine der neueſten und, wie ſich von Tag zu Tag mehr herausſtellt, beliebteſten Ueberſetzungen, die Donner'ſche, zur Vergleichung beifügen.

V. 1—13.

Minerva:

Jetzt seh' ich, O Vlysse mein
Wie Du offt, so Weydmännisch fein,
Der Spur nachgehst vnd sorgsam bist,
Vorzukommen deß Feindes List.
Ich treff Dich recht an, hie im Feldt,
Bei des Ajacis Schiffsgezelt,
In der Armaden hinterhalt:
Da ich seh, wie Du der gestalt
Nachgründest: vnd nimmst wohl in acht
Die Fußtritt, so erst seynd gemacht.
Auff daß Du in Dein Gesicht bringst frei,
Ob er drin oder drauſſen sei.
Solches hastu wohl erlangt zur stund
Wie ein scharffriechender Spürhund.
Denn schaw, er ist nicht lang zeit itzt
Darinnen. Sein Haupt ihm noch schwitzt,
Sein Händ sind noch bereit zu schlacht.
Darumb ich Dirs nicht für Rathsam acht,
Daß Du ihm drinn komst fürs Gesicht.
Steh davon ab. Vnd mich bericht,
Auß was Vrsachen Du doch Dich
So sehr befleissest? Damit ich
Die gantze Sach Dir erzehle fein.

Bei Donner:

Athene:

Dich seh' ich unabläſſig, Sohn des Lartios,
Des Feindes Fährt erlauern, ihn zu greifen wo;
Auch nun gewahr' ich, wie Du bei dem Schiffsgezelt
Des Ajas, wo der letzten Ordnung er gebeut,
Schon lange lauschend schleichest, auszukunden, ob
Er innen oder drauſſen sei: schlau leitet Dich
Dein Fuß mit scharfem Sinne gleich dem Sparterhund.

Denn eben iſt er nun im Zelt, von Schweiße trieft
Sein Haupt ermattet und die Hand, von Morden feucht.
Und fürder haſt Du keine Noth, an dieſem Thor
Hineinzulauſchen; aber ſprich, warum Du ſo
Voll Eifer ſpähteſt und vernimm die Kundige.

V. 206—212.

Salaminier.

Was Vnglück hat vergangne Nacht
Vnſre Rug uns zu nicht gemacht?
Sag an: Du biſt ein Tochter ja
Teleutantis auß Phrygia:
Und weil Ajax, der ſtrenge Heldt,
Dich, alß ein gfangne Magd, erwehlt
Zu einem Beyſchlaf: So wird Dir diß
Auch nicht verborgen ſeyn gewiß.

Bei Donner:

Chor:

Wie hat ſich des Tages Geſchick in der Nacht
So bitter gewandt?
O ſage des Phrygers Teleutas Kind!
Du, welche der Held mit dem Speer ſich errang,
Zur Geliebten erkor, Du kannſt es gewiß,
Dir iſt es bekannt, mir verkünden!

V. 425—429.

Ajax:

Aj! Aj! wer hat gemeint, das mir
So viel Vnglück ſtimme zuſamen,
Vnd mir nachöhme meinen Namen.
Aj ach! Aj ach! Ich muß mit Klagen
Mir meinen Plag Namen offt nachſagen.

Bei Donner:

Aias:

Ai! Konnte Jemand glauben, daß mein Name so
Bedeutsam stimmen würde noch zu meiner Qual?
Wohl ziemt es jetzo zweimal Ai! zu rufen mir,
Und dreimal, da mich solche Noth umfangen hält.

In dieser Art folgt das Stück der Sophokleischen Tragödie bis zum Tode des Ajax in der zweiten Scene des IV. Actes: die Verhandlungen jedoch zwischen Teucer, Odysseus und den Königen bewegen sich wieder unabhängiger; ein Priester endlich, den Leib des Helden begrabend, macht den Epilog. Angehängt sind „Teutsche Argumenta oder Innhalt der Tragödie des Griechischen Poeten Sophoclis genandt Ajax Lorarius, sampt einem Prologo, darauß der Inhalt: und einem Epilogo oder Beschlußred, darin die Lehren dieser Action kürtzlich begriffen" ꝛc. Es ist dies also nichts Anderes als eine „Rhythmologie" des Sophokles, ein deutsches Inhaltsprogramm, welches den der Sprache unkundigen Zuschauer im Zusammenhange des Stücks erhalten sollte, wenn, was gewiß öfters geschah, dergleichen Fabeln in lateinischer Sprache auf den akademischen Theatern agirt wurden. Solcher Rhythmologieen, namentlich zu dem viel gespielten Terenz, führt Gottsched im Nöth. Vorr. verschiedene an (z. B. von 1591: „Terentius Rithmologia in die sechs Comödien Terentii, darinn eines jeden

Actus und Scenä ſummariſcher Inhalt der Jugend zum Unterricht;" auch 1590, 1596: vergl. Gervinus II, 376), und mögen ſie, ſo leichtfertig ſie auch zumeiſt wohl hingearbeitet wurden, dennoch dadurch, daß in ihnen der Poet genöthigt wurde, den Inhalt des Stücks deutlich, kurz und doch vollſtändig zuſammenzufaſſen, nicht ohne allen Vortheil für die Bildung der Kunſt geblieben ſein.

Daß nun weder aus den Bearbeitungen des Hans Sachs, noch aus den Spangenberg'ſchen und allen ähnlichen Uebertragungen des Alterthums die deutſche Literatur einen unmittelbaren Gewinn zog, darf uns bei der gänzlichen Zerrüttung der Form, in welcher dieſe Ueberſetzungen auftraten, keineswegs befremden. Vielmehr wie ganz unmöglich es war, in dieſer kümmerlichen Form einen poetiſchen Gehalt zu bewahren, und wie die erhabenſten poetiſchen Geſtalten in dieſem bettlerhaften Gewande alle Würde, alle Anmuth verlieren mußten, wird uns recht deutlich, wenn wir dieſelben Quellen, dieſelben Stoffe in ihrer Bearbeitung bei den Engländern, wo den Dichtern bereits eine volltönende, biegſame, geordnete Sprache zu Gebote ſtand, und bei uns Deutſchen vergleichen. Man halte nur die beiden Veroneſer des Shakſpeare und die Tragödia von Julia und Hippolyto in den „Engeliſchen Trag- und Comödien mit dem Pickel-

hering" von 1624, die engliſche Spanish tragedy und Ayrer's Belimperia und Horatio, ſeine ſchöne Phönicia mit Shakſpeare's Viel Lärmen um Nichts, oder zu noch ſchlagenderm Beiſpiel die Taming of a shrew des britiſchen Dichters mit unſrer „Kunſt über alle Künſte: Ein bös Weib gut zu machen," Rapperſchwyl, 1672, zuſammen: welche letztere, was bei dem Engländer ein anmuthiges, witziges, durchaus erfreuliches Spiel iſt, bei der gleichen und oft wörtlich übereinſtimmenden Benutzung derſelben Quelle zu einem unerträglich ungeſchlachten Gemengſel von Zoten, Schimpfreden und Plumpheiten verunſtaltet hat.

Ja jene Ueberſetzer der Alten ſelbſt trugen dadurch, daß bei der Formloſigkeit des Verſes ihre Mühe die allergeringſte und daher bald auch an eine gemüthliche Theilnahme, eine poetiſche Erhebung bei ihnen nicht mehr zu denken war, nur noch immer mehr zum ſchnödeſten Verderb der Dichtkunſt bei. Die Form machte keine Schwierigkeit, der Stoff war gegeben — wer wollte da nicht reimen?

Einen beſondern Zuwachs bekam dieſe handwerksmäßige Ueberſetzerei, als mit der verbeſſerten Schuleinrichtung auch der Kreis der Autoren, der in Schulen geleſen ward, ſich allmälig erweiterte. Denn nun kam das praktiſche Intereſſe dazu, durch Ueberſetzung der Alten dem Verſtändniß der Schüler, zumal auch der fau-

len und dummen, vorzuarbeiten — mit Einem Worte, die Eſelsbrücken entſtanden, deren ganze wohlbekannte Weiſe wir z. B. ſchon in P. Terentii Andria germanice reddita et scholiis illustrata Joanne Agricola Islebiensi autore, 1544, finden, wo der Anfang lautet: „Poeta, dieſer Tragödien Meiſter, cum primum appulit animum, im Anfang, da er ihm hat fürgenommen, ad scribendum, Comödien zu beſchreiben" u. ſ. w. (ſ. Gottſch. Nöth. Vorr. I, 241 fgg.; Aehnliches bei Gervinus III, 78, Note 71). Dergleichen Handwerksüberſetzer, unter denen Hartnaccius, Rhenius, Niccius, Nicolaus Baar die fleißigſten und mehr oder minder auch die ärgſten ſind, mögen wir uns in Parallele zu den Gelegenheitsdichtern denken, die damals der poetiſchen Beſchäftigung überhaupt einen ſo ſchwer verwiſchten Makel anzuheften begannen und über deren widerſinniges und unwürdiges Verfahren Opitz ſich in ſo bittern Klagen ergeht (ſ. bei Gervinus III, 208, 209). Was dieſen immer bereiten Reimern eine Hochzeit, eine Kindtaufe, ein Begräbniß, das iſt jenen Ueberſetzern ein alter Claſſiker: Beide gießen, unbekümmert um alle Poeſie, ihre Sündfluth von Reimen darüber hin und ſind zufrieden mit dem baaren Gewinn, den ihr Handwerk, das wenigſtens müheloſer, als manches andere, ihnen einbringt; Beide ſtehen außerhalb der Kunſt und ſind das unwiderleglichſte

Zeugniß von dem gänzlichen Verfall der damaligen deutſchen Literatur. —

Halten wir hier einen Augenblick inne, um einem Vorwurfe zu begegnen, der uns etwa gemacht werden möchte: dem Vorwurf nämlich, in dieſer Ueberſicht der vorzüglichſten Ueberſetzungswerke und ihrer Einflüſſe auf die vaterländiſche Literatur gerade dasjenige ausgelaſſen zu haben, welches doch von allen ohne Zweifel, ja ſogar ohne Vergleich das bedeutendſte, das einflußreichſte geweſen iſt, ja das ſich in dieſer ſeiner wahrhaft unermeßlichen Wirkung bis auf den heutigen Tag unverändert lebendig erhalten hat — Luthers Bibelwerk.

Ganz gewiß, die Luther'ſche Bibelüberſetzung iſt vor allen Ueberſetzungen, die aus irgend einer, in irgend einer Sprache jemals gemacht worden ſind, bei Weitem die bedeutendſte und großartigſte; ſogar von allen Büchern, die jemals in Deutſchland erſchienen ſind, vermag kein anderes — wir wollen nicht ſagen, an Ausdehnung und Verbreitung: denn davon nur zu ſprechen, wäre thöricht — aber auch an Einwirkung auf alle Stände, alle Alter, alle Verhältniſſe, an ſprachlicher wie geiſtiger Bedeutung vermag keine andere Schrift ſich ihr auch nur annähernd zur Seite zu ſtellen.

Allein abgeſehen davon, daß wir hier, unſrer urſprünglichen Aufgabe gemäß, immer nur die Ueberſetzun-

gen ſolcher Schriften im Auge haben, welche dem claſſiſchen Alterthum entſtammen, und daß daher von der Luther'ſchen Bibel an dieſem Orte nicht wohl die Rede ſein kann: ſo hat dieſelbe ihre univerſalhiſtoriſche Bedeutung auch viel weniger dadurch erlangt, daß ſie Ueberſetzung iſt, als vielmehr in ihrer Eigenſchaft als freie Schöpfung des lutheriſchen, des proteſtantiſchen Geiſtes überhaupt. Ueberſetzen, es kann ſein, mögen dieſe hebräiſchen, dieſe griechiſchen Texte ſich weit genauer, weit richtiger, weit beſſer laſſen, als es durch Luther geſchehen: aber iſt denn ſeine Aufgabe überhaupt eine philologiſche, ſein Ziel ein ſprachliches, ſeine Abſicht eine gelehrte geweſen?! Wobei wir uns jedoch ausdrücklich dagegen verwahren, als ob wir die Verdienſte der Luther'ſchen Bibelüberſetzung auch in dieſer Hinſicht verkennen oder gering achten wollten: eine Verkehrtheit, die ſich überdies augenblicklich widerlegen würde, ſobald wir uns nur erinnern mögen, was unſre vorzüglichſten Dichter und Ueberſetzer, ein Klopſtock, ein Schiller, ein Joh. Heinr. Voß, auch in ſprachlicher Hinſicht aus Luthers Bibel gelernt zu haben jederzeit freudig und dankbar zu bekennen pflegten. —

Kehren wir alſo nach dieſer Unterbrechung zu unſerm eigentlichen Thema zurück. Es war eben die Rede von dem handwerksmäßigen, völlig unkünſtleriſchen, völ-

lig formloſen Betriebe, in welchen, im Lauf des ſechzehnten Jahrhunderts, die Ueberſetzungskunſt bei uns ausgeartet war.

Und doch ſollte nichts deſtoweniger gerade in dieſer Zeit des Verfalls und der Entartung die Wiederbelebung unſrer eigenen Literatur eben von der antiken ausgehen; ja zu derſelben Zeit, da der handwerksmäßige Fleiß jener Hartnaccius und Riccius den antiken Stoff und die deutſche Form gleichmäßig entwürdigten und verdarben, wurde von andern Männern in minder unmittelbarer, aber deſto ſegensreicherer Thätigkeit für die Herſtellung unſerer Kunſt gewirkt.

Denn was dieſer fehlte, war, wie wir geſehen haben, die Form; daß der Beſitz, das Vermögen, die Ahnung einer ſchönen und kunſtgemäßen Form den damaligen Verſemachern mangelte, das ließ auch all jene Verſuche, durch die Einführung fremder Literaturen unſere deutſche wahrhaft zu bereichern und zu fördern, unfruchtbar und vergeblich bleiben. Dies Gefühl aber für die Schönheit der Form war bei denen geweckt und erhalten worden, welche die gelehrte Beſchäftigung mit den alten, beſonders mit den römiſchen Schriftſtellern zur eigenen Reproduction der antiken Form in lateiniſchen Gedichten angeregt und gewöhnt hatte. Die Alten, ihrer unmittelbaren, ſinnlichen Natur gemäß, haben das Höch-

ſte erreicht in Ausbildung der Form: an ihrer Plaſtik lernen unſere Künſtler noch heute und werden lernen, ſo lang eine Kunſt exiſtirt. Auch in ihrer Literatur iſt der plaſtiſche Sinn, die Formenſchönheit überwiegend. Dieſe daher iſt es auch, deren ruhige, heitere Schöne zu allen Zeiten alle Gemüther entzückt und, zu wetteifernder Reproduction anregend, verdorbenen Geſchmack und verdorbene Literaturen gereinigt und gebildet hat.

Vornämlich geſchah dies durch die neulateiniſchen Dichter. Auch in Deutſchland iſt die Zahl derſelben unüberſehbar. Schon ſeit dem zwölften Jahrhundert war die poetiſche Lorbeerkrone, die lockende Würde eines poeta Caesareus an die lateiniſche Poeſie geknüpft. Je offener nun die Quellen des Alterthums ſich erſchloſſen, je reichlicher ſie ſtrömten und je lebendiger ſie die Herzen erfriſchten, je größer wurde auch die Schaar lateiniſcher Dichter; ja die Fertigkeit, in wohlklingendem, ſtrengem und doch leicht beweglichem Metrum lateiniſche Verſe an einander zu reihen und stans pede in uno Kaiſer und Könige, Gelehrte und Bücher, Freunde und Geliebte lateiniſch anzuſingen, ward endlich etwas ſo allgemein Verbreitetes, daß ohne ſie ein gebildeter Mann jener Zeit gar nicht denkbar war.

Es iſt wohl Klage geführt worden über dieſe unermüdliche Pflege der lateiniſchen Poeſie: man hat be-

dauert und hat den Gelehrten ſelbſt zum Vorwurf gemacht, daß dadurch ſo viel Fleiß, Kraft und ſogar dichteriſches Talent der heimiſchen Poeſie entzogen und auf einem Gebiete verſchwendet worden, wo das Alles, meinte man, nur einer todten und unfruchtbaren Gelehrſamkeit, nie aber unſrer deutſchen Literatur zu Gute gekommen iſt. Allein was in der deutſchen Poeſie jener Zeit nicht mehr zu finden war: eine gebildete und wohllautende Sprache, zierliche und lieblichſte Formen, gewandte Phraſen, ſinnreiche Bilder, vor Allem die in der alten Metrik herkömmlich und unumſtößlich geſicherte Kunſtform, das Alles fiel den Pflegern der neulateiniſchen Poeſie wie eine reiche Erbſchaft gemächlich zu: und dürfen wir es daher den Gebildeten des funfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts wahrlich nicht verargen, wenn ſie, deren Geſchmack ſich an den claſſiſchen Muſtern des Alterthums gebildet, deren Ohr an die ſtrenge und doch ſo liebliche Form der Antike ſich gewöhnt hatte, es vorzogen, zu ihren dichteriſchen Spielen der ausgebildeten, immer bereiten lateiniſchen Sprache ſich zu bedienen, als mit den Meiſterſängern und Handwerkspoeten in formloſem und zu aller Poeſie ungeſchicktem Deutſch zu radebrechen. Ja wir mögen ſie noch entſchuldigen, wenn ſie, in dem Beſitz dieſes claſſiſchen Alterthums, ſelbſt mit Unwillen und Geringſchätzung auf jene Reimereien herab-

ſahen und es ſich, wie Nicodemus Friſchlin (Gervinus III, 77, 78), ſogar zu einer Art von Ruhm anrechneten, daß ſie, der edlen Spur der Römer folgend, von den plebejen Beſtrebungen ihrer deutſch reimenden Zeitgenoſſen ſich fern hielten.

Denn wie unvermeidlich dieſelben Männer, die, wo ſie der lateiniſchen Sprache ſich bedienten, Formenſinn, Geſchmack und Geiſt entfaltet hatten, ſobald ſie ihr Genie unter das Joch der verdorbenen deutſchen Reimerei beugten, das allgemeine Schickſal der Ungenießbarkeit und Formloſigkeit theilten, kann uns noch das ſpätere Beiſpiel Freinsheim's zeigen, der, nachdem er in ſeinen, wenn auch nicht der ſtrengſten claſſiſchen Norm genügenden, doch immer eleganten und geſchmackvollen Ergänzungen des Curtius und Livius ſo viel feinen Formenſinn bewährt hatte, in ſeinem „Teutſchen Tugendſpiegel" dennoch nur ein verfehltes Machwerk zu Stande brachte, das uns weniger durch den Mangel poetiſchen Vermögens, als durch die auch nach Opitz' Vorgange noch immer ungeſchickte, holperichte, verrenkte Form beleidigt.

Auch entzogen jene Männer ſich, ganz anders, als einige Jahrhunderte zuvor die Italiener, die gefliſſentlich aus der Troſtloſigkeit ihrer heimathlichen Zuſtände ſich in eine erträumte antike Welt gerettet hatten, keineswegs dem deutſchen Leben. War es doch nicht dies, was ſie verachteten,

ſondern nur die Unform der damaligen deutſchen Poeſie. In fremder Schale gaben ſie deutſchen Kern; lateiniſch ſchreibend dachten und fühlten ſie deutſch. Es genüge, an Ulrich von Hutten's lateiniſche Gedichte, an die Komödien Reuchlin's, Naogeorg's und des ſchon genannten Friſchlin zu erinnern. Nicht weniger würde man Balde, der, wie Freinsheim, in ſeinen deutſchen Gedichten plump und ungenießbar iſt, ſehr Unrecht thun, wollte man in dem eigenthümlichen Schwunge ſeiner religiöſen Gedichte eine beſondere Richtung des deutſchen Geiſtes und eine beachtenswerthe Offenbarung ſeiner Zeit verkennen. Die Reformation, dieſes größte Ereigniß, das geſammte deutſche Bewußtſein, Geiſtlich und Weltlich, Hoch und Niedrig erfaſſend, fortreißend und erhebend, kam auch einer einſeitigen und ſchädlichen Trennung der Gelehrten vom Volk wohlthätig zuvor. Die Befreiung des deutſchen Geiſtes in der Kirchenverbeſſerung war ausgegangen von Männern, die ſich an der Antike gebildet hatten; ſie wurzelte aber und ward lebendigſt aufgenommen in dem allgemeinen Bewußtſein des deutſchen Volkes. In ihr alſo war der gemeinſame Kampfplatz, wo Gelehrte und Ungelehrte ſich zuſammenfanden. Die deutſchen Gelehrten brauchten nicht, wie die Italiener, ſich in eine ideale Platoniſche Republik zurückzuträumen: die Freiheit des Geiſtes, die ſie im Alterthume ſuchten, ward unter und

neben ihnen wirklich im Volke. Dieſem mußten ſie ſich anzunähern, mit ihm ſich zu verſtändigen ſuchen. So hatte Luther ſelbſt Allen vernehmlich in deutſcher Zunge geſprochen; ſo gab Ulrich von Hutten die lateiniſche Sprache auf und redete deutſch zum deutſchen Volke.

Hiemit aber war der Anſtoß gegeben, daß alle Frucht der gelehrten Bildung dem deutſchen Volke nun in lebendiger Wirkſamkeit zugewendet wurde. Auch der Uebergang des ſprachlichen, des formalen Gewinns ward durch die Folgen der Reformation vermittelt: Prediger und Schulmeiſter, Männer alſo, die eine gelehrte Bildung erhalten und denen im Umgang mit der Antike Sinn und Geſchmack ſich erſchloſſen hatten, traten in Lehre und Predigt, in einer unüberſehbaren polemiſchen Literatur, ja auf dem eigentlichen Gebiete der Kunſt in geiſtlichen Faſtnachtsſpielen, Schulacten und Komödien mit dem Volke in Verkehr.

Denn wie abenteuerlich und unerbaulich nicht bloß der Inhalt, ſondern auch die Form dieſer Stücke uns jetzt erſcheinen mag, ſo offenbart ſich doch gerade in ihnen zuerſt der formale Einfluß der alten Literatur, aus der dieſe geiſtlichen Spiele allmälig etwas mehr, als die Eintheilung in Acte und Scenen, aus der ſie Formen und Metren entlehnten. In Paulus Rebhuhn's „Geiſtlichem Spiel von der Gotfurchtigen und keuſchen Frau

Suſannen," Zwickau, 1536 (Gottſched, I, 66—72, 87—90) finden wir zuerſt einen mannigfachen und künſtlichen Wechſel von jambiſchen und trochäiſchen, nach dem Muſter der Alten zugerichteten Metren. Aehnliches begegnet uns in „Joannes Cringingerus Vallenſis Hiſtorie vom Reichen man und armen Lazaro," 1555 (Gottſched, II, 210—216), wo Gott Vater ſogar nicht eben ungeſchickte Trimeter „cum summa gravitate zu ſingen" in den Mund gelegt werden:

„Hört all mein Engel, kompt herzu und trett herbei,
Merckt auff, vernembd, was itzund meine Meinung ſei" ꝛc.

die Gottſched, in dem franzöſirenden Schematismus ſeiner Zeit befangen, nur nicht für verunglückte Alexandriner hätte halten ſollen. Auch die übrigen Verſuche zur Nachbildung antiker Formen, welche Gervinus (III, 84) von den Jahren 1561 und 1593 erwähnt, ſind aus geiſtlichen Schauſpielen entnommen. Freilich fand auch Rebhuhn in dieſen metriſchen Neuerungen denſelben Widerſtand des alten achtſilbigen Schlendrians, den ſpäter noch Opitz erfahren mußte; immer aber ſind dieſe Verſuche und ſodann die Nachbildungen des Hexameters und Pentameters, mit denen Fiſchart und Joh. Clajus ſich bemühten, als Vorläufer der ſpätern Kunſtpoeſie eben ſo ſehr unſerer Aufmerkſamkeit werth, als die etwa gleichzeitige erſte Einführung der italieniſchen Kunſtformen, des Son-

netts, durch Weckherlin und ſeine Zeitgenoſſen. Erſt nach ſolchen Vorgängern ward es Opitz möglich, mit ſeiner proſodiſchen und poetiſchen Reform durchzudringen, deren ganze und außerordentliche Wichtigkeit wir dahin bezeichnen können, daß er durch ſie der formloſen deutſchen Poeſie die Form wiedergegeben hat — ein Verdienſt, um deſſen willen der ehrende Name eines Vaters unſrer Dichtkunſt ihm ungeſchmälert bleiben ſoll.

Wir können hier der Kürze wegen auf das oft erwähnte Werk von Gervinus verweiſen, wo auch Opitz eine erſchöpfende Behandlung gefunden hat. Für unſern Zweck genügt es, noch einmal darauf hinzuzeigen, daß Opitz keineswegs, wie wohl ſonſt die Meinung geweſen, ein bloßer Nachahmer der Holländer, Franzoſen und Italiener war, vielmehr daß die neue Bildung, welche er herbeiführte, ihren unmittelbarſten Urſprung in den Alten hat. Er ſelbſt begann, wie es die Sitte ſeiner Zeit mit ſich brachte, ſeine poetiſche Laufbahn mit lateiniſchen Gedichten, und auch in ſeinen ſpäteren Jahren noch verſchmähte er es nicht, lateiniſche Verſe zu machen; Heinſius, dem von allen Holländern Opitz ſelbſt den meiſten Einfluß auf ſeine Dichtweiſe zugeſteht und den er recht eigentlich als ſein Vorbild und Muſter rühmt, iſt derſelbe Daniel Heinſius, deſſen Name in der philologiſchen Welt einen ſo guten Klang hat; durch ſein ganzes bewegtes Leben

ist Opitz der Beschäftigung mit den Alten und ihrer innigsten Verehrung niemals ungetreu geworden, wovon seine zahlreichen Uebersetzungen des Sophokles, des Seneca, der Distichen Cato's, der Anthologie und anderer Epigrammatisten einen vollständigen Beweis geben; in die Kenntniß, Liebe und Nacheiferung des Alterthums setzt er das Wesen des Poeten in jenen vielberühmten Versen:

Wer . . . nicht auf die Alten zielt,
Nicht ihre Schriften kennt, der Griechen und Lateiner,
Als seine Finger selbst, und schaut, daß ihm kaum Einer
Von ihnen außen bleibt, ...
. . . . . ist zwar ein guter Mann,
Doch nicht auch ein Poet. —

Dem Muster der Alten endlich ist die Prosodie, die Silbenmessung entlehnt, an welche er unsere Sprache gewöhnte — ein Schritt von ungeheuren Folgen, durch den allein unsre poetische Sprache die Befähigung zu dem gewann, was sie heute leistet, und den wir erst recht würdigen lernen, wenn wir die übrigen accentuirenden, bloß Silben zählenden Sprachen der Neueren vergleichen. Denn nur durch diesen Schritt ward es überhaupt möglich, daß späterhin, in weiterer Verfolgung dieser Bahn, unsere Sprache die Gelenkigkeit und den Reichthum erlangte, alle Dichtungen des Alterthums in ihrer eigensten Form nachzubilden, — während Franzo-

ſen, Engländer und alle andern Neueren ſich ſchon aus ſprachlichem Unvermögen immerdar nur mit Paraphraſen und Nachahmungen werden begnügen müſſen.

Daß dieſe formalen Neuerungen, mit denen Opitz auftrat, und eben dieſe Art, aus den Alten zu lernen, nicht, wie wohl ſeine überraſchten Gegner, denen die neue und von ihnen anfänglich für unausführbar gehaltene Silbenmeſſung ſehr unbequem war, heimtückiſch vermutheten, die pedantiſche Grille eines eigenſinnigen Gelehrten war, das zeigt vor Allem der Erfolg. Aber auch ſchon vor und neben ihm gehen andere Bemühungen, welche alle dahin zielen, der deutſchen Sprache und Poeſie ihre verlorene Schönheit, die Form, wiederzugeben, und die alle dies Wunder von derſelben Zaubermacht erwarteten, welche Opitz heraufbeſchwor: von dem Einfluß der Alten und der fremden Kunſtpoeſie überhaupt. Wir meinen die fruchtbringende Geſellſchaft des Palmenordens, welche noch vor Opitz' erſtem poetiſchen Auftreten, im Jahre 1617, geſtiftet ward, mit dem bewußten und ausgeſprochenen Zweck, „damit bei dem Bluttrieffenden Kriegsjammer unſere ädle Mutterſprache, welche ſo wol an Alter, ſchönen und ziehrlichen Reden, als auch an Uberfluß eigendlicher und wohlbedeutlicher Worte, ſo jede Sachen beſſer, als die Fremde recht zu verſtehen geben können, einen nicht geringen Vorzug hat,

welche . . . uns ganz rein, mit der ersten Milch, gleichsam eingeträuffelt, nachmals aber durch fremdes Wortgepräng, wässerich und versaltzen worden, hinwieder in ihre uhralte, gewöhnliche und angebohrne Teutsche Reinigkeit, Zierde und Aufnahmen eingeführet, einträchtig fortgesetzet, von dem fremd-druckenden Sprachenjoch befreyet, durch alte und neue Kunstwörter befestiget, und also endlich in den glorwürdigsten Ehrenthron versetzet werden möchte" (s. des Sprossenden, d. i. G. Neumarck's Neu sprossender Palmbaum, 1668, S. 11 u. 12).

Hier also war die Bildung der Form, die Reinigung der deutschen Sprache als Princip eines Vereines ausgesprochen, welcher, des Schutzes und der Theilnahme deutscher Fürsten sich erfreuend, in wenn auch nicht allzu langer, doch fruchtbarer Blüthe fast Alles, was das damalige Deutschland an dichterischen Talenten und regen schriftstellerischen Kräften besaß, zu gemeinsamer Bestrebung in sich versammelte.

Auch blieb der Palmenorden keineswegs die einzige Gesellschaft dieser Art: andere folgten, ja Philipp von Zesen's Teutschgesinnte Genossenschaft (zu Hamburg, 1643) trieb die reinigende und formbildende Tendenz bekanntlich bis ins Carikirte: wie denn schon Neumarck in seinem Palmbaum (S. 86) auf „die lüsternen Neulinge" und ihren absonderlichen Purismus eifersüchtig spöttelt.

Wir haben uns dieſe Geſellſchaften, die endlich in der leipziger deutſchen Geſellſchaft (ſeit 1697, aber von Bedeutung erſt 1727, da Gottſched an ihre Spitze trat: vergl. Bouterweck, III, 7) und den jüngeren leipziger Kräften ſich verlaufen, welche, von Gottſched ſich emancipirend, zu den Bremer Beiträgen (1745) zuſammentraten, nicht ſowohl als Nachbildungen der italieniſchen Akademieen zu denken: wiewohl ſie ſelbſt auf dieſe als auf ihr Vorbild ſich berufen, und namentlich der Palmenorden durch die Schilderungen veranlaßt wurde, welche Caſpar von Teutleben, aus Italien an den weimarſchen Hof heimkehrend, von jenen Akademieen machte: ſondern ihre nähere und, wie uns dünkt, eigentliche Parallele haben ſie an den philologiſchen Geſellſchaften des Celtes, Dalberg und ähnlichen, deren wir oben gedacht haben. Nämlich wie dieſe auf Einführung und Belebung des antiken Studiums zielten, ſo wollten die deutſchen Geſellſchaften den Gewinn, den die deutſche Bildung inzwiſchen aus dem Alterthume ſich erworben, den Geſchmack, den ſtrengeren Schönheitsſinn, das lebendige Gefühl für die Form nun der deutſchen Literatur ſelbſt zuwenden. Alle, mehr oder minder, geben ſie ſich mit Ueberſetzungen ab: dem Palmenorden ſind Ueberſetzungen ein bewußtes und anerkanntes Mittel für die Cultur der deutſchen Sprache und Poeſie; wie eifrig Gottſched auf Ue-

berſetzungen gedrungen, iſt bekannt: nur daß zu ſeiner Zeit die Franzoſen an die Stelle der Alten getreten waren, ſo zwar, daß man in ihnen wirklich die Alten zu haben meinte (Bouterweck, III, 154). Selbſt noch in den Bremer Beiträgen (obwohl dieſe mit den Schwabe'ſchen Beluſtigungen bereits den Uebergang machen zu dem ſelbſtändigeren, durch kein Formelweſen und Geſellſchaftskram verpflichteten Zuſammentreten deutſcher Gelehrten, deſſen Frucht denn unſere Journale ſind, ſo weit in dieſen überhaupt eine Tendenz, nicht bloß Zufall und Willkür walten), finden ſich ſowohl Ueberſetzungen als dankenswerthe Notizen zur Geſchichte derſelben.

Nirgend indeſſen ward das Ueberſetzen abſichtvoller und fleißiger getrieben, als im Palmenorden; ja der Geſchichtſchreiber deſſelben (S. 33) bedauert ausdrücklich Karl den Großen, Otto, Friedrich II. den Hohenſtaufen und wer ſonſt von Regenten früherer Zeit um deutſche Literatur ſich etwa bekümmert, und findet das Unzulängliche ihrer Bemühungen darin, daß ihnen nicht, wie jetzt im Palmenorden, Ueberſetzer zur Seite geſtanden.

So übertrugen und verarbeiteten die Mitglieder dieſer Genoſſenſchaft denn außer den Alten auch Holländiſches, Franzöſiſches, Italieniſches, Spaniſches, ja Adam Olearius, der als Vielbemühter dieſem Orden angehörte, überſetzte Schach Sadi's Roſengarten aus dem Perſiſchen.

Den Gipfel formalen Talentes hat von dieſen Ueberſetzern, nach der einſtimmigen Bewunderung ſeiner Genoſſen, der Vielgekörnte, d. i. Dietrich von Werder erreicht, der in ſeiner Ueberſetzung des Taſſo und des Arioſt neben der neuen Opitz'ſchen Proſodie auch die Stanzenform (wenigſtens im Taſſo) bewahrt hat. Nicht minder galt Tobias Hübner's, des Nutzbaren, Uebertragung der Wochen des de Bartas, in Vers- und Reimart des Originals, für ein Kunſtſtück, „das Viele für unmöglich halten ſollten." Aus den Alten überſetzte Wilhelm von Calchum, der Feſte, Salluſt's Catilina; J. D. v. Kunowitz, der Vollziehende, den Nepos; C. M. Grodnitz von Grodnau, der Behütende, den Tacitus; ſodann der Fördernde, Zacharias Prueſchenk, einige neuere Lateiner. Dieſe Ueberſetzungen, beſonders des Salluſt und Tacitus, zeichnen ſich alle durch ein ſtrengeres Anſchließen an den Text, welches wir als die mit der eigenen beſſeren Form ſich entwickelnde Achtung vor der fremden zu betrachten haben, und durch eine geläuterte Sprache aus.

Wie ſehr eben dadurch der Standpunkt dieſer Ueberſetzer, die nicht mehr das Intereſſe des Stoffes, die bänkelſängeriſche Unterhaltung der Menge, ſondern die Bildung der Form vor Augen haben, verſchieden iſt von dem Standpunkt jener früheren Bearbeiter, denen eben der

Stoff Alles war, die Form nichts, erkennen wir sogleich, wenn Grodnitz von Grodnau vor seinem Tacitus (1657) das als den Hauptzweck seiner Arbeit nennt, daß Tacitus „zum wenigsten recht verstendlich Teutsch alhier zu lesen sei.“ Ja die wüste und planlose Auswahl des zu Uebersetzenden zeigt, wie sehr im Gegentheil der Stoff bereits gleichgiltig und unerheblich geworden war; nur daß überhaupt übersetzt werde, daß überhaupt die deutsche Form diesen Zuwachs und diese Pflege erfahre, darauf kam es an, das war es, was der Palmorden bezweckte.

Welcher Art nun diese Form gewesen ist, darüber kann nicht wohl Jemand in Zweifel sein, der von den Poesieen jener Zeit irgend einige Kenntniß besitzt. Eine Kunstform hatte die deutsche Poëste gewonnen, und dies war gegen den früheren wüsten Verfall ein so ungeheurer Fortschritt, daß wir nicht scheel sehen dürfen, wenn unserer heutigen Bildung auch jene neue Form noch nicht zusagen will. Für die Uebersetzungen aber hatte man damit außer der verbesserten Form selbst noch ein mindestens eben so Wichtiges, nämlich, wie wir oben angedeutet haben, mit dem Bemühen um eigene Form auch eine Ahnung von der Schönheit der antiken Form gewonnen: man warf nicht mehr Alles in den schmutzigen Scherbentopf der achtsilbigen Knittelreime, sondern suchte, was im Grundtexte schön und lieblich und erhaben klang,

auch im Deutſchen mit Sorgfalt wiederzugeben. Ja ſelbſt den Wechſel der Rhythmen achtete man, ſoweit das bei der damaligen Cultur unſerer Sprache möglich war; nur daß man freilich ohne Reim nichts meinte ausrichten zu können. Die Ueberſetzungen der Alten von Opitz, wie ſie zuerſt die Bahn gebrochen, mögen uns zum Beiſpiel dienen. Die Diſtichen des Cato, und was er ſonſt von Sentenzen und Epigrammen übertragen hat, ſo wie den Dialog der Tragödie giebt er in Alexandrinern wieder; für die Chöre aber bedient er ſich wechſelnder, ſangbarer Rhythmen, durch welche dieſelben etwas Opernmäßiges, Arienhaftes erhalten. Und gewiß iſt dies nicht zufällig: erinnern wir uns nur des allgemeinen Erfolgs, welchen ſeine aus dem Italieniſchen übertragene Daphne als erſtes deutſches Singſpiel gehabt hat, ein Erfolg, der bald genug in der allgemeinen Theilnahme ſichtbar ward, welche ſeitdem das Singſpiel erfuhr, und die ſodann in der hamburgſchen Oper auf ihren Gipfel gelangte: wovon ſich Jeder überzeugen kann, der das Regiſter von Opern und Singſpielen in Freiesleben's Nachtrag zu Gottſched's Nöthigem Vorrath in die Hand nimmt.

Von Opitz theilen wir nun einige Stellen aus Sophokles' Antigone mit, wobei wir dem Dialog die Ueberſetzung von Thudichum (Darmſtadt 1827. 1838.), den

Chören aber die „freie" Bearbeitung von Oswald Marbach, Leipz. 1838, beifügen.

V. 1—10.

Opitz:

O Schweſter liebes Haupt, Iſmene, kannſt Du ſagen,
Mit welchem Unglück uns nicht Jupiter geſchlagen,
Des Oedipus ſein Haus, ſo lange wir gelebt?
Ich weiß, daß keine Laſt, kein Creutz auff Erden ſchwebt,
Nichts alſo ſchändlich iſt, nichts ſchnödes kan geſchehen,
Das ich von übel nicht an Dir und mir geſehen.
Jetzt auch berichtet man, daß durch die gantze Stadt
Der Feldherr wiederumb Befehl ertheilet hat.
Was haſt, was höreſt du? haſt Du dan nichts vernommen
Von feindlicher Gewalt, ſo auff die Freunde kommen?

Thudichum:

Iſmene, trautes, ſchweſterlich verbundnes Haupt,
Iſt noch ein Leiden, fortgeerbt von Oedipus,
Das Zeus in unſerm Leben nicht erfüllte ſchon?
Denn nichts iſt Schmerzenreiches, nichts Verderbliches,
Entehrend' und Schmachvolles mehr, das ich nicht all
In Dein und meinen Leiden ſich vollenden ſah.
Und heute wieder, welch Gebot verkünden ſie,
Das allem Volke nun der Fürſt anſagen läßt?
Weißt du, vernahmſt auch Du es, oder ahnſt Du nicht,
Was unſern Lieben Arges von den Feinden naht?

V. 777—785.

Opitz:

O Amor, den kein Menſch bezwinget,
Der ſich in Haab und Güter dringet,
In Frauenzimmer Wangen macht

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
25 JUL 1960
OF OXFORD
LIBRARY

Und ruht daſelbſt die ganze Nacht,
Der du das weite Meer durchrenneſt,
Und auch die Bauerhütten kenneſt,
Für dem kein Gott nicht Rath erkieſt,
Damit er ſich genugſam hütet:
Für dem kein Menſch nicht ſicher iſt:
Wer aber dich auch hat der wütet u. ſ. w.

V. 800—810.

Ich trete nun die letzte Bahn,
Ich ſehe nun zum letzten an
Der Sonnen ſchönes Liecht
Und ferner nimmer nicht.
Der Orcus führt, wie alle mich darvon,
Und lebendig zum Vfer Acheron:
Man hat mir nun, als wie ich zwar gedacht,
Mein Ehrenfeſt und Köſte nie gemacht:
Man ſtimmet mir kein Hochzeit Lied nicht ein:
Der Acheron wird ſelbſt mein Bräutgam ſeyn.

Bei Marbach:

Gott der Liebe, Allbeſieger,
Eros, Hochgewaltiger!
In den Herzen rauher Krieger
Wohnſt Du, Vielgeſtaltiger;
Und auf holder Mägdlein Wangen
Ruhſt Du ſchlummernd — ſüß Verlangen
Schimmert aus den ſanften Blicken;
Zu entbrennen in Entzücken.
Wie des Maies ſüße Düfte.
Schweifſt Du fernhin durch die Lüfte,
Ueber Berge, über Klüfte,
Ja hinab bis in die Grüfte.
Ueber weite Meereswogen
Kommſt ein Sturm Du hergezogen

Und ergreifst, wen Du erlesen;
Und es mag kein sterblich Wesen,
Großer Gott, Dir je entrinnen.
Sicher trifft der Liebe Schmerz,
Und zu rasendem Beginnen
Schnell entzündet er das Herz u. s. w.

So scheid' ich denn vom theuren Vaterlande,
Das froh ich grüßte mit der Jugend Blicken, —
Es lösen sich des Lebens holde Bande!
Das schöne Licht, das jetzt noch mit Entzücken
Die Augen trinken, ach am dunklen Strande
Des Acheron wird es mich nie beglücken.
Ich scheid' aus meiner Liebe Morgenroth,
Mich ruft ein kalter Bräutigam — der Tod!

Unsere Leser werden aus diesen wenigen Proben hinlänglich erkannt haben, wie die Opitz'sche Form aus italienischem und französischem Geschmacke gemischt ist. Jener, der italienische, oder noch eigentlicher der schwülstige Ungeschmack Marini's, ward später in der sogenannten zweiten schlesischen Schule von Hofmannswaldau und Lohenstein bis auf die äußerste Spitze der Unvernunft getrieben; der französische Geschmack aber mit seinen Alexandrinern, der vermeintlichen Einheit und dem ganzen steifen Kothurn ward, je mehr mit der Blüthe der französischen Literatur auch ihre Kenntniß bei uns Deutschen sich verbreitete (der Cid wurde zuerst 1650 übersetzt, Moliere'sche Stücke finden sich schon in der „Schaubühne englischer und französischer Comödianten" von 1670, bis

Veltheim 1694 ihn vollſtändig übertrug) immer vollſtändiger als die einzig giltige, regelmäßige und gleichſam geheiligte Kunſtform adoptirt. Auch dürfen wir dabei nicht überſehen, daß mit den Franzoſen ſelbſt auch die Deutſchen in dieſer franzöſiſchen Literatur alle Schönheit und Blüthe der Alten zu haben meinten. So konnte es geſchehen, daß z. B. der erſte Ueberſetzer des Catull (1690) gar nicht für nöthig fand, zu der urſprünglichen römiſchen Quelle zurückzugehen, ſondern ſeinen Catull aus Chapelle's Amours de Catulle zu ſchöpfen ſich begnügte.

Es iſt bekannt, bis zu welchem Grade geiſtiger Knechtſchaft endlich dieſe Nachahmung der Franzoſen ſich ſteigerte und wie man über ſie die Alten ſogar gänzlich zu vergeſſen ſchien. Da iſt denn nur geſchehen, was ſich immer und überall wiederholt, daß nämlich ein Princip, das zu ſeiner Zeit ein lebendiges und richtiges war, dadurch, daß man es herausreißt aus dem Gange der Entwicklung und außergeſchichtlich fixirt, ein todtes Dogma ohne Frucht und Wahrheit wird. So iſt es auch der Opitz'ſchen Anregung ergangen, die dennoch von unſchätzbarem Werthe, vornämlich auch für die Entwicklung unſrer Ueberſetzungen. Ja manche Autoren der Alten, die nicht ſowohl durch den Stoff ſich auszeichnen, als durch die Grazie der Form, konnten jetzt erſt, da man Form beſaß und anerkannte, verſtändlich und genießbar werden.

So Horaz, den man erſt jetzt (ſeit 1639) nachzubilden anfing, während die Hiſtoriker dagegen und was ehemals durch das Intereſſe des Stoffes gefeſſelt hatte, mehr in den Hintergrund zu treten beginnt. —

Daß bei dieſer durchgängigen Herſtellung der Form nicht bloß die poetiſche Sprache, ſondern auch die Darſtellung der Proſa gewinnen mußte, iſt begreiflich, und kann dafür beſonders Lohenſtein's Arminius und Thusnelda (1689) dienen, welcher den Einfluß der Alten in den eingeſtreuten Ueberſetzungen aus Tacitus' Germania ſehr deutlich zeigt. Für Ueberſetzung jedoch der griechiſchen Tragiker und ſomit des Sophokles geſchah unter dieſer Oberherrſchaft der Franzoſen um ſo weniger, als die franzöſiſchen Dichter in ihrer vermeintlichen Wiederbelebung des Alterthums ſich beſonders den Stoffen des antiken Dramas zugewendet hatten und mit wetteifernd em Fleiß ihre mit Perücke und Reifrock aufgeſtutzten Oedipe, Phädren, Iphigenien auf die pariſer Bühne brachten. Dieſe daher überſetzten wir, nach ihnen und nach den Orakelſprüchen franzöſiſcher Kunſtrichter bildeten wir unſere Begriffe von der Kunſt des Alterthums und der Kunſt überhaupt; die unzugänglichen, fremden, oft lückenhaften Urtexte der Griechen dagegen wurden vergeſſen, als wären ſie nicht vorhanden: kaum daß unſre Gelehrten ihnen eine dürftige philologiſche Pflege ſpendeten. Erſt

gegen den Schluß dieſer Periode finden wir in der Elektra des Johann Elias Schlegel, der, zur Geſellſchaft der bremiſchen Beiträge gehörig, auch Euripides' Troerinnen und die Iphigenie in Tauris überſetzte, eine wirklich nach dem griechiſchen Text gearbeitete Uebertragung (1747), aus welcher eine Probe zu geben überflüſſig erſcheint, da ſie in den ſteifen Alexandrinern des Dialogs, ſo wie in den arienhaften Chorgeſängen in der That nichts Anderes, als ein in die gewandtere Sprache des achtzehnten Jahrhunderts übertragener Opitz iſt. Daß freilich für die ungefüge und rohe deutſche Literatur auch dieſer Durchgang durch die geleckte Zierlichkeit der franzöſiſchen Rhetorik ſehr heilſam geweſen, und daß wir auch in dieſem öden Formalismus eine nützliche Schule der Form ſelbſt gehabt haben, bedarf wohl kaum der Erinnerung.

Inzwiſchen aber hatte die Antike in ihrem ſiegreichen Eroberungszuge durch die deutſche Welt wohl aufgehalten, aber nicht gehemmt werden können. Die kirchlichen Intereſſen der Reformation, wie ſie im dreißigjährigen Kriege alle leiblichen Kräfte Deutſchlands für ſich in Anſpruch nahmen, hatten auch alle geiſtigen ſich unterworfen; wie die übrige Wiſſenſchaft war auch die Philologie eine demüthige Dienerin der Theologie geworden. Allein nachdem der Glaube geſichert war, entfaltete die Wiſſenſchaft, die Erkenntniß, die ihn ja erläutert hatte,

aufs Neue ihre Schwingen zu immer weiterem Fluge: Leibnitz gründete die deutsche Philosophie, Thomasius vermittelte die Wissenschaft mit dem Leben. Und was diese für die Philosophie, das thaten J. M. Heusinger, J. M. Geßner, Christ und Ernesti für die Philologie: sie brachen die Fesseln, in welcher die Theologen sie gehalten, und bahnten durch die Trümmer des orthodoxen Dogma einen neuen freien Weg zur kastalischen Quelle des Alterthums.

Von besonderer Bedeutung ist hiebei die Gründung der Universität Göttingen (1747), welche, was funfzig Jahre zuvor Halle für Philosophie und Theologie gewesen, jetzt vornämlich für die realen Wissenschaften der Philologie und Geschichte ward. Man hatte nicht mehr die rechtgläubige Sicherung des Dogma, nicht mehr die polyhistorische Anhäufung philologischen Stoffes vor Augen: sondern auch die Kenntniß des Alterthums sollte fruchtbar werden fürs Leben und, den ganzen Menschen ergreifend, ihn harmonisch, gebildet, geschmackvoll machen. — So ward Göttingen vor Allem die humanistische Universität, und als solche (man vergleiche Göthe's Dichtung und Wahrheit, II, 42) ein Augenmerk für das gesammte Deutschland. Aus ähnlicher Anregung gingen Winkelmann und Heyne hervor, beide im Alterthum auf das Ganze, das Menschlich-Ergreifende dringend,

beide mit feinſtem Formenſinn begabt und daher die antike Kunſt in den Kreis der philologiſchen Wiſſenſchaften ziehend. Gleichzeitig und auf demſelben Wege brach Leſſing das Joch franzöſiſchen Ungeſchmacks; unmittelbar auf die Kunſt der Alten eingehend, deckte er mit kühner Hand den Mißverſtand auf, den dieſelbe bei unſern Nachbarn und Geſetzgebern erlitten, und zeigte uns damit, daß wir der Aftergebilde der Franzoſen, deren hohle Schemen wir an die Stelle der lebendigen Antike geſetzt hatten, nicht länger bedurften. So wurden die Alten zum zweiten Male bei uns eingeführt.

Auch in unſrer Literatur machten ſich ſchon vor Leſſing einzelne Verſuche ſichtbar, ſich den Alten auf anderem Wege, als einzig durch die Vermittelung der Franzoſen, zu nähern. Sogar Gottſched ſelbſt hatte ſchon 1733 einen Anfang gemacht, den Anakreon in jenem antiken Maße wiederzugeben, deſſen bequeme Lockerheit zu einer ſolchen erſten Uebung ſehr geeignet war und darum auch in der Folgezeit eine ſo ermüdende Pflege fand. Lange und Pyra thaten in ihren poetiſchen Spielen den Reim in Bann, nicht achtend, daß ſie dafür von dem Gottſched'ſchen Publikum in Bann gethan wurden. Derſelbe Lange verſuchte auch eine Ueberſetzung des Horaz in einem dem urſprünglichen ſich wenigſtens annähernden Versmaße, welche, ſo verdienter Weiſe ſie auch, was

Lange's philologiſche Befähigung dazu anbetrifft, durch Leſſing's berühmtes Vademecum in den ſchlechteſten Ruf gekommen iſt, dennoch als erſtes Wageſtück nicht darf vergeſſen werden. So ſuchte man bei dem beſſeren und unmittelbaren Verſtändniß der Alten, bei der innigeren Durchdringung, die unſer Leben von dem neu erwachten Alterthum erfuhr, mit dem lebendigeren Gefühl für die Form auch dieſe ſelbſt herzuſtellen.

Doch waren dies eben nur Verſuche. Aber dieſelbe Zeit, welche Winkelmann und Leſſing erzeugt hatte, brachte auch Klopſtock hervor, der in allem Formalen ein unzweideutiger Schüler der Alten iſt. Sein Meſſias war das erſte Gedicht, das durch die gewaltige Fülle ſeines Inhalts auch die Form des Hexameters genießbar und vielwillkommen machte; in ſeinen Oden und Hymnen erwarb er faſt alle, auch die künſtlichſten Metren der Alten für unſre Sprache.

Auch Klopſtock mußte für ſeine Form denſelben Hohn und Spott überraſchter Gegner erfahren, wie einſt Opitz für die ſeine. Aber nicht nur, daß Gottſched und ſein Anhang ihn mit Streit- und Spottſchriften verfolgten: auch die vergeblichen Verſuche, welche einſichtsvollere und begabte Männer machten, um dieſe neue Form ſich anzueignen, laſſen uns erkennen, wie tief eingewurzelt die im Laufe der Zeit auch wieder zur Unform gewor-

dene Form der Opitz'ſchen Epoche und wie gewaltig daher die von Klopſtock angeregte Revolution war. So brachte Bodmer nur überaus holprige und des bitterſten Spottes ſeiner Widerſacher allerdings würdige Hexameter zu Stande; ſo mußte Geßner, indem er ſich nicht mehr in die alte und noch nicht in die neue Form finden konnte, ſeine Idyllen in Proſa ſchreiben; ſo kam Utz, der die neue antikiſirende Weiſe anfänglich mit ſo lebhaftem Enthuſiasmus begrüßt und mit Götz gemeinſam ſich an metriſch getreuen Nachbildungen des Anakreon und Pindar verſucht, ja der in ſeiner Frühlingsode ſogar die alten Geſetze der Poſition beobachtet hatte, endlich dahin, ſeine Ueberſetzung des Horaz ohne alle Form, nämlich in proſaiſcher Paraphraſe zu geben; ſo rieth umgekehrt Herder, der nachher ſelbſt die antiken Maße ſo wohl zu behandeln wußte, anfänglich ab von der Uebertragung dieſer Metren in unſere Sprache (Fragm. über d. deutſche Literatur, S. 66); ja durch Göthe wiſſen wir, welch wunderliches Geheimniß noch zu der Zeit, da er den Reinecke Fuchs in Hexameter umgoß, dieſes, wie es ſchien, unnachahmliche und unerlernbare Metrum verſchloſſen hielt. Ging es doch in manchen Stücken Klopſtock und Ramler ſelbſt nicht beſſer, welchen Letzteren wir hier ſogleich anführen müſſen, da er, Klopſtock an poetiſchem Geiſt zwar bei Weitem nicht erreichend,

in Verständniß und Reproduction der alten Formen dagegen, als Philolog von Fach, ihn übertreffend, sowohl in seinen eigenen Gedichten, als in seinen fleißigen und für jene Zeit zum größten Theil musterhaften Uebertragungen der Alten, hauptsächlich aber als allgemeiner Glätter und Polirer aller deutschen Dichter Außerordentliches geleistet hat für die Ausbildung der Form. Beide nämlich, Klopstock wie Ramler, verfielen in ihren Oden auf eine seltsame Art unmetrischen Metrums, eine rhythmisirende Prosa, die ihre Formlosigkeit nur schlecht bemäntelte mit dem mißverstandenen Beispiele Pindar's. Oder wäre dies Pindarisiren in einer gespreizten Prosa, der man durch beliebiges Absetzen in kürzere und längere Zeilen das Ansehn wirklicher Verse geben zu können meinte, wäre es wirklich etwas Besseres gewesen, als weiland des Franzosen Ronsard Pindariser, worunter seine Landsleute heutigen Tags schlechthin Schwulst und Bombast verstehen?! Auch bei uns ist durch jene poetische Prosa nicht wenig Schwulst und Bombast zu Tage gefördert worden, wozu auch die damaligen prosaischen Uebersetzungen der alten Dichter (so Goldhagen's Sophokles, 1777) ganz besonders beitrugen.

Während so die deutsche Literatur sich von der Dienstbarkeit des französischen Ungeschmacks immer mehr entfernte und immer eifriger die antike Formenschönheit

für ſich zu gewinnen ſuchte, trat in dieſe gährende Zeit ein neues Element, welches, von verwandtem germaniſchen Stamme ausgehend, unendlich kräftig eingriff, ja welches wir noch heute nicht zu vollkommener Durchbildung und Harmonie überwunden haben: der engliſche Geſchmack.

Die erſte Einführung der engliſchen Literatur war, ſeltſam genug, durch die franzöſiſche Richtung vermittelt worden: man nahm Schriftſteller aus der nächſten engliſchen Zeit auf, die ſelbſt unter franzöſiſchem Einfluſſe ſtand, die zahmen Poeſieen Addiſon's, Young's, Thomſon's, den von Außen und Innen franzöſiſch glatten Zuſchauer; Addiſon's Cato, von Gottſched in ſtattliche Alexandriner gebracht, hatte einen beſondern Ruhm geerntet; Otway's Venice preserved, nach franzöſiſchem Zuſchnitt eingerichtet, war in proſaiſcher Bearbeitung ein Lieblingsſtück der Zeit.

Allein ſchon die Schweizer traten dem eigentlichen engliſchen Charakter näher; Klopſtock's Meſſias iſt, wie formal ein Kind der Antike, ſo geiſtig ein Sohn Milton's. Nun ward auch Shakſpeare eingeführt: 1742 erſchien die erſte, wenn auch ſehr ungeſchickte Ueberſetzung des Julius Cäſar; Weiße brachte die Shakſpeare'ſchen Stoffe, Romeo und Julie, Richard den Dritten, geleckt

und gezähmt, auf die Bühne; Leſſing, Herder und Göthe machten den großen Briten durch Hindeutung, Erzählung und Nachahmung unter uns bekannt.

Doch laſſen wir dieſe geiſtigeren Einflüſſe liegen, auch wie Shakſpeare durch unverſtändige Nacheiferung ſogar nachtheilig auf Form und Poeſie ſelber wirkte — ein Unweſen, daran wir ja noch heute kranken: für uns iſt hier nur die Einführung des fünffüßigen Jambus von Wichtigkeit, welchen zuerſt Joh. Heinr. Schlegel in ſeiner Ueberſetzung der Thomſon'ſchen Sophonisbe (1758) gebrauchte (doch hatte ſchon früher ſein Bruder Elias wenigſtens Bruchſtücke in dieſer Form verſucht) und der ſeitdem auch bei uns der allgemein übliche und anerkannte dramatiſche Vers geworden iſt.

Die Vereinigung dieſer beiden Richtungen nun, der Klopſtock-Ramler'ſchen und der engliſchen, haben wir in Stolberg's Ueberſetzung des Sophokles (1787). Wie Opitz-Schlegel in Alexandrinern, ſo giebt Stolberg den Dialog in fünffüßigen Jamben; wie jene den Chor in Arienform nach italieniſchem Zuſchnitt, ſo er in den durch Klopſtock und Ramler eingeführten Maßen, in alcäiſchen, ſapphiſchen, asklepiadiſchen Strophen. Wir ſetzen z. B. den Anfang des Oedipus auf Kolonos her, und fügen ihm die, zumeiſt in Schiller'ſcher Form gehaltene Ruge'ſche Ueberſetzung (Jena, 1830) bei:

Stolberg:
V. 1—8.

Antigenä, des blinden Greiſes Kind,
Welch Land iſt dieſes, welcher Männer Stadt?
Wer nimmt wol heute mit der kärglichſten
Der Gaben Oedipus, den Flüchtling, auf?
Nur wenig fodr' ich und noch weniger
Empfang' ich, doch auch dies iſt mir genug!
Daß Alles mir genüg', hat mich gelehrt
Mein langes Alter, meiner Leiden Laſt,
Und die Geduld, die edle, die uns prüft.

Ruge:

Antigone, des blinden Greiſes Kind,
Zu welcher Gegend nahn wir, welcher Stadt?
Wer wird den heimathloſen Oedipus
Mit milden Gaben dürftig heut verpflegen,
Ihn, der nur wenig bittet, weniger
Empfängt, und dennoch ſich genügen läßt?
Denn Gnügen lehrt das Leiden, lehrt des Lebens
Gedehnte Friſt mich und der edle Sinn ꝛc.

Noch deutlicher werden dieſe zwiefachen Einwirkungen der Antike und des engliſchen Geſchmacks in Bürger's Uebertragungen des Homer. Denn ſo viel Mühe er ſich auch giebt, das vor ſich ſelbſt zu verbergen (ſiehe die verſchiedenen Vorreden und Einleitungen im 3. Bd. der Reinhard'ſchen Ausgabe ſeiner Schriften), ſo iſt doch ſichtlich ſeine erſte jambiſche Bearbeitung durch Pope's Beiſpiel angeregt: bis er vierzehn Jahre ſpäter (1784), belehrt und bekehrt durch die inzwiſchen erſchienene Odyſ-

see von Voß, seine eigenen bis dahin so eifrig und nicht ohne Gewandtheit verfochtenen Grundsätze aufgebend, eine hexametrische Uebertragung der Ilias versuchte. Aber weder die frühere jambische Arbeit, noch diese neue zu vollenden, ward dem vieldulbenden Manne vom Schicksal verstattet; seine Versuche jedoch bleiben, eben als solche, auch für uns noch belehrend und erfreuend. —

Im eigenthümlichsten Verhältniß zu all diesen Umwälzungen stehen die Uebersetzungen von Wieland. Es scheint in der That, als wäre die nicht tiefe, aber anmuthige und durchaus glückliche Natur dieses Mannes bestimmt gewesen, die literarischen Gegensätze seiner Zeit, wo sie ins Extrem übergehen wollten, in sich zu versöhnen und zu vermitteln und jedem Aeußersten gleichsam die Wage zu halten: wie er ja persönlich in Weimar zwischen so bedeutenden und im tiefsten Grunde verschiedenen Charakteren, wie Göthe, Herder, Schiller, unangefochten und von Allen wohlgelitten zu leben wußte, auch seinen Mercur in immer gleicher Haltung gemächlich redigirte und aller Polemik, selbst wo sie (wir meinen Göthe's Helden, Götter und Wieland) ihn persönlich traf, anmuthig und heiter auszuweichen verstand. So in seiner eignen schriftstellerischen Wirkung geht er aus von Bodmer und Klopstock: er ahmt den Messias und die Noachide nach in langweilig hexametrischen Hel-

dengedichten, er ſchreibt fromme Pſalmen und läßt die Seelen der Verſtorbenen in eine empfindſame Correſpondenz treten. Aber ſowie die Klopſtock'ſche Frömmigkeit in einen orthodoxen Rigorismus ausartet, ſchlägt er plötzlich um und tritt, gegen dieſe Ueberſentimentalität die Rechte der Erde, der Sinnlichkeit zu verwahren, nachahmend auf die Seite der lockern, luſtigen Franzoſen; den Klopſtock'ſchen Hexametern und der ganzen reimloſen Poeſie jener Zeit gegenüber, verhilft er dem Reime wieder zu ſeinem Recht, und gewinnt ihm durch den Zauber ſeiner Sprache, die liebliche Leichtigkeit ſeiner Verſe die faſt entfremdeten Gemüther aufs Neue; er überſetzt ſelbſt den Shakſpeare (1762) und wird gerade durch dieſe Ueberſetzung der eigentliche Stifter und Beförderer der Shakſpearomanie (vgl. Göthe, Dichtung und Wahrheit, III, 73; Schröder's Leben von Meyer, I, 233) — und in nüchterner Behaglichkeit an Franzoſen und franzöſirte Griechen ſich anſchließend, theilt er dennoch niemals den Sturm und Drang, dem er mit jener Ueberſetzung ein ſo bedeutendes Mittel an die Hand gegeben hat; er dringt aufs Tiefſte ein in den Geiſt ſeiner Alten, in Horaz, Ariſtophanes, Lucian, Cicero, bewährt in ſeinen eigenen Productionen den glücklichſten Formenſinn — und macht doch keinen Verſuch, die Alten in ihrer Form zu reproduciren; ja die großen formalen Um-

wälzungen der Ueberſetzungs-Literatur berühren ihn nicht, und während ringsum Hexameter und Pindariſche Oden das Feldgeſchrei ſind, überſetzt er ganz gemüthlich ſeinen Horaz in Jamben — und in ſolche Jamben zumal, daß wir ſie noch heute mit Freude leſen. — Man vergleiche die bewundernswürdig ſchöne Gedächtnißrede Wieland's von Göthe, um dieſe Andeutungen, wenn auch in anderer Form und von anderen Geſichtspunkten aus, beſtätigt zu finden.

Auch was Göthe hier (Bd. XXXII, S. 251, 252 und VI, 238) über die Wieland'ſchen Ueberſetzungen ſagt, bezeichnet dieſelben aufs Treffendſte. Wieland's behaglich abgeſchloſſener Genius geht zu wenig heraus aus dieſer Horaziſchen Tranquillität, um ſich an den Alten enthuſiaſtiſch zu betheiligen und den Gedanken ihrer vollſtändigen Verpflanzung mit vollem Inhalt und voller Form zu faſſen; nur was ihm, ſeinem Subject, ſeiner beſondern friedlichen Stimmung zuſagt, lieſt er aus den Alten heraus, und ſo caſtrirt er Shakſpeare und Ariſtophanes. Alles, Inhalt und Form, bezieht er auf ſeine Stimmung, ſeine Gegenwart und giebt es in dieſem Sinne nett und zierlich wieder; er iſt immer nur Wieland, in ſeinem Horaz, Lucian, Cicero, in ſeinen griechiſchen Romanen, immer und überall die behagliche, ruhige Perſönlichkeit, die ſich ſo wohl fühlt in ihrer goldenen

Mitte. Auch ſein eigenes poetiſches Talent iſt ein mehr in dieſem abgegrenzten Kreiſe ambulirendes, in die Breite gehendes, deſcriptives, als ein producirendes, bewältigendes, ſich erhebendes, ſo daß auch kein eigentlicher furor poeticus ſeinen Frieden beeinträchtigt. Da nun die Mehrzahl der Menſchen in der That nichts ſucht und will, als dieſen gemüthlichen Frieden und das eigne ungeſtörte Subject, in ungehinderter heitrer Entfaltung, ſo ward Wieland ſo ungemein beliebt, namentlich in den öſterreichiſchen Staaten, wo man ſich an eine ähnliche Loyalität gewöhnt hat. Und ſo fanden auch ſeine Ueberſetzungen und jene antiken Romane, Dialoge und Briefe, die den Leſer gar nicht nöthigten, in eine ferne, fremde Welt ſich zu bemühen, ſondern mit modernſter Umgebung ihn anheimelten, ſo vielen Anklang — und dennoch keinen Nachahmer, weil dieſe Weiſe gerade nur Wieland's war und nur ihm gelingen mochte. —

Mitten in dieſen Widerſtreit von Uebertragungen, Umſchreibungen und Nachbildungen war 1781 Voß' Ueberſetzung der Odyſſee getreten. Selbſt von entſchiedenem, ſittlich freiem und großem Charakter, hatte er ſich gemüthlich und leidenſchaftlich vertieft in die freie und große Welt des Alterthums; mit genaueſter gelehrter Kenntniß faſt aller philologiſchen Disciplinen verband er ein außerordentliches und jetzt, da wir uns ſchon ſo

lange eingewohnt haben in den ruhigen Beſitz ſeiner Errungenſchaft, von uns in ſeinem vollen Werthe kaum mehr zu faſſendes formales Talent, durch das er unſerer Sprache einen Reichthum, der ſtrengſten Nachbildung antiker Maße einen Wohlklang, endlich den Ueberſetzungen ſelbſt eine Treue verlieh, von welchem Allen bis dahin kaum eine Ahnung und jedenfalls nur ſehr zweideutige Spuren geweſen waren.

So war die Wirkung ſeiner Odyſſee unermeßlich: durch ſie zuerſt wurde der bis dahin ſo mannigfach angefeindeten und von Vielen für unausführbar gehaltenen ſtrengeren Ueberſetzungsweiſe der Sieg geſichert. Gleichzeitig war unſre eigene Literatur durch Göthe und Schiller in diejenige Sphäre der Schönheit und Kunſtvollendung emporgeriſſen worden, in welcher ſie fortan zu immer edlern Zielen ſich zu bewegen hat; ſelbſt jetzt im Beſitz der Schönheit, im Beſitz einer wahrhaften und kunſtgemäßen Literatur, konnten wir jetzt auch alle Schönheit der antiken Literatur fühlen, erkennen und wiedergeben.

Was nun Heyne und Winkelmann vorahnend eingeleitet und begonnen hatten, was ſodann in Voß mehr der Trieb einer glücklichen Natur und die Wirkung ſeines ſtarken, energiſchen Charakters geweſen war, brachte Fr. Aug. Wolf in der Alterthumswiſſenſchaft als Prin-

cip zu Anerkennung und Bewußtſein. Die Beſchäftigung mit dem Alterthum ſoll aufhören einer todten und zerfallenden Gelehrſamkeit zu dienen; auf das Ethiſche, auf den Menſchen des Alterthums gerichtet, ſoll ſie auch in uns den Menſchen ergreifen, bilden und verklären; die Form, die nicht mehr bloß Außenſeite, bloß Schale iſt in unorganiſcher Abſtraction, gewinnt Leben und Bedeutung als die eigenthümliche und nothwendige Offenbarung des innen ſchaffenden Geiſtes; auch das Kleinſte, — aber es giebt jetzt kein Kleinſtes mehr! und Form und Rhythmus und Darſtellung, es iſt Alles durchdrungen und belebt von dem allerfüllenden ſchöpferiſchen Geiſt, den wir in Allem ahnen, in Allem ſuchen, in Allem zum Verſtändniß und zur Darſtellung zu bringen ſtreben.

Es iſt alſo nicht mehr um den Stoff allein, entkleidet und losgelöſt von der Form, in welcher er lebendig und wirklich wurde, noch um dieſe Form allein zu thun, eine Schale ohne Kern: ſondern um das aus beiden organiſch und unlösbar in einander gewachſene antike Leben, inſofern wir in ihm uns ſelbſt und die lebendigſte Anregung zu allem Guten und Beſten vereinigt finden. Wenn wir Voß' zahlreiche Ueberſetzungen im Einzelnen betrachtend, allerdings bei den meiſten derſelben und namentlich bei allen ſpäteren durch eine oft unerträgliche Steifheit und Schwerfälligkeit, ein Untergehn

des antiken Geiſtes, ja unſers eigenen Sprachgenius in ungefügen, koloſſen- und moloſſenhaften Wortbildungen beleidigt werden, und endlich ſogar von ſeinem Ariſtophanes, noch mehr von ſeinem Shakſpeare mit bedauerndem Widerwillen uns abwenden müſſen: ſo mögen wir dies der unvollkommenen Natur des Menſchen, der ſo gern in dem, was er errungen hat, ſich einſeitig fixirt, wohl verzeihen, ja ſogar vergeſſen um des Bedeutenden und Außerordentlichen willen, das er immer noch für uns errungen hat.

Auch traten bald für ihn jüngere und gewandtere Kräfte ein, unter denen den Schlegel's der Ruhm bleiben muß, nicht minder durch Wort und Lehre für eine freiere und geiſtreiche Erkenntniß der Alten, als durch zahlreiche gelungenſte Ueberſetzungen und durch die glückliche Einführung neuer Formen und neuer Literaturen auch für unſern Sprachſchatz von ſegensreichſter Wirkung geweſen zu ſein.

Einen Ueberſetzer in dieſem Sinne und dieſer Richtung fand Sophokles in Solger; die Vorrede zu dieſer Ueberſetzung iſt ein trefflicher und wohlbewußter Ausdruck der neuen, durch Wolf und ſodann durch die Schlegel angeregten Kunſtanſichten. Wir begnügen uns daher, da der Solger'ſche Sophokles ſelbſt faſt noch in Aller Händen iſt, auf einige Stellen der genannten Vorrede hin-

zudeuten: „Ueberſetzungen von Kunſtwerken aus fremden Sprachen haben, außer dem zunächſt auffallenden Zwecke, denen, welche nicht im Stande ſind, dieſe Werke in ihren Grundſprachen zu leſen, einen neuen Weg zum Genuß und zur Bildung zu eröffnen, wohl noch einen andern, in gewiſſer Rückſicht höhern. — Der ächte Geiſt philoſophiſch-hiſtoriſcher Wiſſenſchaft verlangt nämlich nicht bloß Nachrichten von dem Einzelnen, was in vorigen Zeitaltern gethan, gedacht, gebildet worden ſei; er ſtrebt vielmehr, als zu ſeinem letzten Ziele, dahin, das ganze Leben jener Zeitalter ſelbſt zu ſeiner eigenen unmittelbaren Anſchauung zu bringen. — Zu einem ſolchen Zwecke, der Darſtellung eines vollſtändigen Lebens in ſeiner wirklichen Erſcheinung, muß ſich die unermüdlichſte Durchforſchung des Einzelnen mit dem belebenden Geiſte des Allgemeinen auf das Innigſte vereinigen. Dieſe Wiederbelebung muß auf alle mögliche Arten und unter allen möglichen Formen verſucht werden, zuvörderſt in hiſtoriſchen Entwicklungen, dann aber auch in ſich annähernden Nachbildungen, wozu dann auch ſolche Copieen der Kunſtwerke ſelbſt gehören werden, in welchen Allgemeines und Einzelnes in der innigſten Einheit und ſo ſtreng wie möglich wieder dargeſtellt werden. — — —. Zu dieſen Copieen gehören denn auch die Ueberſetzungen, deren Zweck alſo ſein muß, ein altes Kunſtwerk, ſo wie

es im Alterthum ſelbſt in allen ſeinen Beziehungen zu ſeiner Zeit da war, uns durch unſer eigenthümliches Organ wieder zur lebendigen Anſchauung bringen zu helfen."

So ſind wir alſo auf einem Standpunkte angelangt, wo mit der lebendigen Durchdringung des Alterthums auch die Form der alten Kunſtwerke bis in ihre beſonderſten Einzelheiten hinein uns bedeutſam, nothwendig und unentbehrlich geworden iſt, wo aber mit der Erkenntniß der fremden Schönheit zugleich unſre Sprache ſelbſt die Fülle, Bildung und Schmiegſamkeit gewonnen hat, dieſe Schönheit wiederzugeben. Auf dieſem Standpunkt kann die Frage, wie denn nun ferner zu überſetzen ſei, ob in ſtrengſter Nachahmung der Antike, ob halb, ob ganz moderniſirend, nicht wohl mehr aufgeworfen werden. Die Geſchichte geht nie und nirgend rückwärts; rückwärts würde aber gehen, würde dem geſammten Entwicklungsgange unſerer Literatur Hohn ſprechen und ſo viel mühſeligſte Erfahrung muthwillig verleugnen, wer noch allen Ernſtes der Meinung ſein könnte, die Alten ſeien anders zu überſetzen als in ihrer alten Form.

Freilich entſtehen hier ſogleich Mißſtände und Widerſprüche, die bedeutend genug ſind, daß wir ſie noch einen Augenblick ins Auge faſſen. — Wir ſind nicht mehr die Menſchen der alten Welt, wir haben weder ihre Spra-

che mehr, noch ihre Vorſtellungen und Formen; die griechiſche Welt bleibt uns immer eine andere, eine fremde, deren innerſten menſchlichen Kern wir allerdings noch in unſerm eigenen Buſen wieder finden, die Formen aber und Zuſtände, in denen dieſe Welt ſich bewegt, ſind uns fremd, und nur auf dem hiſtoriſchen Wege der Forſchung können wir ſie verſtehen und mit ihnen uns befreunden. Wo nun dieſe Formen in unſerer Welt, in unſerer Sprache zur Darſtellung gelangen ſollen, wird, da im Grunde kein Menſch und keine Sprache etwas Anderes ſagen kann, als ſich ſelbſt, etwas Unpaſſendes, Unverſtändliches, Befremdliches entſtehen, das nur der vermitteln und ausdeuten kann, der die hiſtoriſche Kenntniß jener Zuſtände beſitzt.

Dies nun wird vor Allem auch in der ſprachlichen Darſtellung, in der Form der Ueberſetzung ſich fühlbar machen. So, um uns auf das griechiſche Drama zu beſchränken, hat der jambiſche Trimeter für unſer Ohr, das ſich an den leichtern Fluß des engliſchen Verſes gewöhnt hat, eine Feierlichkeit, Schwere, Steifheit ſogar, die er im Griechiſchen durchaus nicht hat, und die bei uns um ſo fühlbarer wird, als wir der langen, vielſilbigen Wörter, der langgeſtreckten, rhythmiſchen Verbalformen, der immer ungezwungenen Zuſammenſetzungen der griechiſchen Sprache entbehren, und, den Vers zu füllen, oft zu

müßigen Flickwörtern oder ungeschickten, überprächtigen Zusammensetzungen unsre Zuflucht nehmen müssen. Noch schlimmer wird dieser Widerspruch bei den Chören, die, wo sie über die einfachsten und leicht üblichsten daktylischen oder anapästischen Systeme hinaus gehen, für ein gewöhnliches Ohr schon im Griechischen selbst, geschweige in der mühseligen deutschen Nachbildung alle Musik, alle Gesetzmäßigkeit und Ordnung verlieren. Einiges freilich läßt sich in diesen Stücken durch historische Einleitungen und Erläuterungen, welche den Leser mit der nöthigen Kenntniß auszurüsten suchen, nothdürftig vermitteln und erreichen; im Ganzen aber wird, meinen wir, die Sache so stehen, daß, wer nicht im Stande ist, das Original zu verstehen und, von allem Fremdartigen unverletzt, in historischem Sinne zu genießen, auch von keiner Uebersetzung, und sei sie die treuste, sei sie die wohllautendste, die richtige Frucht wird haben können. Jener „zunächst auffallende Zweck," wie ihn Solger nennt, durch Uebersetzungen denen beizuspringen, die den Grundtext nicht lesen können, wird also von allen Uebersetzern, die wirklich in der Kunst und in der Entwicklung der Literatur stehen wollen, als ein an sich unerreichbarer und nichtiger nicht länger anzustreben sein. Alle Arbeiten dieser Art können nur aus historischem Verständniß gewürdigt werden; wem die Fähigkeit zu diesem abgeht, der kann

von der antiken Literatur überhaupt kein Verständniß erlangen, da ja, wie jegliche menschliche und künstlerische Bestrebung, auch sie nicht bloß bewundert und angestaunt, nicht auf Treu und Glauben angenommen und verehrt, sondern erforscht, begriffen und verstanden werden soll. Man halte das nicht für eine Art gelehrten Hochmuths, der, auf sein Erlerntes stolz, in das Heiligthum, welches er sich vielleicht mühsam erschlossen hat, den Profanen keinen Eingang gestatten will: muß doch der Gelehrte selbst, will er nicht Götzendienst treiben in diesem Heiligthum, wieder hinaustreten unter die Profanen — in unser Volk, unsre Zeit, unser Bewußtsein: ja alle historische Kenntniß, alle Vertiefung ins Alterthum, was soll, was allein darf sie auch für den Gelehrtesten sein, als nur ein Durchgang, eine Bildung für das Leben der Gegenwart?! Ihre wahre Bethätigung daher erlangt all diese Kenntniß des Fremden erst in der Verschmelzung mit dem, was unser ist — und so wird für jene Profanen das Alterthum nicht in Uebersetzungen, nicht in Trimetern und Chorgesängen wach, sondern da erst, wo ein Dichter, ein Künstler die antike Welt zu freier Production nach unserm und für unser Bewußtsein mit selbständig schöpferischer Kraft verarbeitet: — die Iphigenie von Göthe.

So ist denn der große Kreislauf geschlossen und wieder, wie im Mittelalter, geht die Antike frei und

jugendlich in neuer Form zu neuem Leben in unſere Literatur über, nur daß jetzt aller Erwerb und Sieg ſo vieler Jahrhunderte ihr zu Gute kommt, Sinn und Form geläutert ſind — und die Kunſt die Göttin auch unſrer Literatur geworden iſt.

Die niederländische Literatur in ihrem Verhältniß zur deutschen.

Es ist eine für den ersten Anblick befremdliche Erscheinung, daß gerade die Literaturen derjenigen Völker, welche durch Abstammung, Sprache und nachbarliche Entwicklung mit uns Deutschen in nächster Verwandtschaft stehen, also die niederländische und die skandinavischen Literaturen, unsrer Neigung wie Kenntniß gerade am Fernsten geblieben sind; ja dieselben Literaturen, welche in früherer Zeit einen zum Theil so bedeutenden Einfluß auf unsre eigene Bildung geäußert haben, sind jetzt bis auf wenig einzelne Namen, die eben die Woge der Zeit emporhebt und von den benachbarten Gestaden zu uns herüberträgt, unter uns beinah vergessen.

Minder befremdend ist dies Verhältniß in Betreff der schwedischen Literatur. Denn erstlich (was allerdings

ebenſo von der däniſchen Literatur gilt) ſind die verwandtſchaftlichen Bezüge dieſer nordiſchen Sagenwelt zu der früheſten Entwicklung unſrer mittelalterlichen Poeſie dem gegenwärtigen Bewußtſein zu fern getreten und erſt durch die mühſamen Forſchungen gelehrter Männer für uns wiederherzuſtellen. Sodann auch iſt die nachbarliche Berührung zwiſchen Schweden und Deutſchland minder unmittelbar, der tägliche Verkehr in Handel und Wandel geringer, auch die ſchwediſche Sprache wenigſtens um etwas ſelbſtändiger, darum fremdartiger und mithin ſchwieriger zu erlernen, als die däniſche oder niederländiſche. Endlich aber hat die ſchwediſche Literatur ſelbſt ſich erſt zu jung entwickelt, vor zu Kurzem erſt hat ihre Poeſie ſich losgeriſſen aus den Banden inhaltloſer Nachahmung, um den allein fruchtbaren Boden der Nationalität für ſich zu erobern: und iſt der Umfang dieſer Literatur daher zu gering, als daß nicht der leibliche Fleiß weniger Ueberſetzer unſerm Intereſſe an derſelben bis jetzt genügen ſollte.

Anders ſteht es mit der ungleich reicheren niederländiſchen und mit der däniſchen Literatur, die beide in jüngeren Tagen, die erſtere zu Opitz' Zeit, die andere um die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch Holberg, eines großen Anſehens und eifriger Bewunderer, auch Nachahmer bei uns genoſſen haben. Aber nur um ſo

auffallender iſt jetzt unſere Theilnahmloſigkeit für beide, beſonders wenn wir die außerordentliche formale Aehnlichkeit der beiden Sprachen mit dem platten Idiom des norddeutſchen Küſtenlandes in Erwägung ziehen. Auch hier, wie in andern Provinzen unſers Vaterlandes, iſt Kenntniß und Uebung wenigſtens Einer fremden Sprache, ſo ſelten dieſe Bemühungen auch über das Dilettantenhafte der Mode hinauskommen mögen, unter allen denen, die ſich mit einigem Nachdruck zu den Gebildeten rechnen, eine Art Familienſitte und ein gewiſſes ſtereotypes Erforderniß unſrer encyclopädiſchen Erziehung. Allein wie dieſer Dilettantismus in Süddeutſchland zwiſchen dem Franzöſiſchen und Italieniſchen, ſo ſchwankt er in Norddeutſchland mehr zwiſchen dem Franzöſiſchen und Engliſchen; des Niederländiſchen oder Däniſchen dagegen, ſo leicht Beides ſprachlich zu erwerben wäre, wird auch in dem Kanon norddeutſcher Bildung keineswegs gedacht. Ja auch in Norddeutſchland hat man jene provinzielle Poeſie, wie ſie ſeit Hebel's Vorgang beſonders im Süden geübt worden iſt, die Dichtungen, meinen wir, in ſchwäbiſcher, in öſterreichiſcher und andern oberdeutſchen Mundarten, mit liebevoller Theilnahme, wenn ſchon nicht ohne Mühe, ſich anzueignen geſucht — und doch **waren dieſe Idiome dem Ohre des Norddeutſchen ohne Zweifel fremder, ja unbequemer ſeiner Zunge, als die**

beiden Nachbarſprachen, die ſich ihm ſo unmittelbar in ſein Leben ſelbſt hineinranken, und durch deren Beſitz er jedenfalls Herr würde, über ein viel größeres und ohne Widerſpruch viel wichtigeres literariſches Gebiet, als jene provinziellen Idiome ihm jemals zu eröffnen im Stande ſind.

Es dürfte nun wohl ſcheinen, als ob in dieſer Sphäre der geſellſchaftlichen oder gar individuellen Neigung die Vernachläſſigung jener beiden Literaturen vielleicht nur ein Spiel des Zufalls, eine Willkür eben der Neigung, vielleicht auch eine Frucht jenes üblichen Vorurtheils wäre, welches das Benachbarte, Leichterworbene in Schatten zu ſtellen pflegt gegen das Ferne und Schwererrungene; keineswegs aber würde damit die gleiche Theilnahmloſigkeit erklärt ſein oder gar gerechtfertigt, welche Dänen und Niederländer auch von Seiten unſrer Gelehrten in einem ſolchen Grade erfahren haben, daß wir, die wir Volkslieder ſammeln der Eskimos und Peſcherähs, an deren Univerſitäten Lehrſtühle errichtet werden der tartariſchen und mongoliſchen Sprachen, und deren Dichter nebenher Handbücher der Khawiſprache ſchreiben, für die Geſchichte der niederländiſchen und däniſchen Literatur uns auf das dürre und noch dazu ſehr gebrechliche Wachler'ſche Moſaik von Namen und Jahreszahlen oder allenfalls auf das veraltete und unhaltbare Gerüſt

des Eichhorn'ſchen Sammelwerkes verwieſen ſehen, eines Buches aber, welches in einer dem heutigen Standpunkt unſerer wiſſenſchaftlichen Bildung irgend angemeſſenen Weiſe die Entwicklung, ſowie die Bedeutung jener Literaturen uns darſtellte, durchaus und ſogar mit allen Vorarbeiten entbehren. Beinahe die ganze Thätigkeit daher, die unſrerſeits jenen Literaturen zugewendet wird, beſchränkt ſich wieder nur auf wenige Ueberſetzungen, durch welche jedoch weder unſere Kenntniß, noch unſere Anſchauung derſelben wahrhaft erweitert wird. Denn zumeiſt im Dienſt unſerer Leihbibliotheken unternommen, bemühen ſie ſich weniger ſogar um einzelne Berühmtheiten des Tages, als um eine Romanliteratur, die in dem ererbten und allgemeinſamen Vorrath ſtereotyper Charaktere, Motive und Löſungen, gerade wie die ſogenannte gute Geſellſchaft, für welche ſie geſchrieben wird, überall dieſelbe und allen nationalen Inhalts entledigt iſt. —

Ja die Vernachläſſigung dieſer Idiome wird um ſo auffallender, wenn wir erwägen, daß in bedeutenden Strecken Norddeutſchlands, in der Mitte anſehnlicher Städte, im Schooß der gebildetſten Familien das Plattdeutſche, dieſer ſo nah verwandte Dialekt, bis zur Stunde lebendig geblieben iſt und mit Vorliebe geſprochen wird. Sogar mit Eiferſucht, mit einer Art provinziellen Stolzes hält man an dem Plattdeutſchen feſt, man empfindet

sehr übel jede Anmuthung, es mit dem Hochdeutschen zu vertauschen, man thut sich etwas darauf zu Gute, wie auf ein specielles theures Besitzthum, das man nöthigen Falles selbst durch künstliche Mittel aufrecht zu erhalten nicht verschmäht — und bei alledem, wie schon erwähnt, fällt es auch hier Niemand ein, den so natürlichen, so nahe liegenden Uebergang zum Niederländischen, Dänischen ꝛc. zu machen. Im Gegentheil: man versteht sich einander, denkt man, zur Noth ja auch ohnedies — wozu es noch erst ordentlich treiben? wozu ein Studium machen aus einer Fertigkeit, welche, wohl oder übel, einem Jeden schon angeboren ist?

Die Gründe also müssen tiefer liegen, diese Vernachlässigung muß mehr, als eine Caprice, eine zufällige Vergeßlichkeit — sie muß historisch nothwendig und berechtigt sein.

Denn daß wir uns doch überhaupt nicht muthwillig, mit überlieferten und doch eigentlich bedeutungslosen Redensarten täuschen! Was man gemeinhin das Publikum nennt, die unbefangene Menge also, die den treibenden Genius der Zeit, wenn auch nicht erkannt und selbstbewußt, doch als verschleierte, immerhin mächtige Gottheit in sich trägt, ist in ihren Neigungen und Abneigungen, ihrem Begehren und Verschmähen keineswegs so abgefallen von der Vernunft, wie man uns gemeiniglich ein-

bilden möchte. Vielmehr wohnt ihr ein unmittelbarer und scharfer geistiger Instinct bei, durch den sie alsbald belehrt wird, woher sie die Nahrung ihres Geistes zu holen hat, was ihr Lebendigkeit, Kraft und Heiterkeit gewähren wird, was dagegen sie liegen zu lassen und abzulehnen hat als todten Wust und Ballast. Der Geschmack des Publikums ist mithin ein Ding, welches, wenn es auch an sich kein wissenschaftliches Urtheil bestimmen darf, doch wohl selbst einer eingehenden Ergründung, eines wissenschaftlichen Begreifens würdig ist. Nur hüte man sich dabei, daß man nicht den wirklichen und wahrhaftigen Geschmack der Menge mit der exclusiven Feinschmeckerei gewisser einzelner Richtungen verwechsele, die meist mit großem Geschrei und vielem Eifer das absonderliche Gelüste ihres Gaumens als die Norm des Geschmacks überhaupt darzustellen und der Menge selbst, wenn auch vergeblich, aufzuschwatzen suchen. Besonders thätig hat diese Art von Romantik sich in Betreff verschollener und fremder Literaturen erwiesen — Literaturen, deren Kenntniß und Besitz von vornherein als etwas Bevorzugendes, etwas Nobles und Feinsinniges erschien, wie denn die Einführung des Mittelalters, des Dante, des Calderon in das Theegeschwätz unsrer Salons eine Frucht dieser Richtung ist und als solche behandelt werden muß, da doch ein Jeder irren würde, der bei der

wirklichen und ächten Geſammtheit des deutſchen Volkes beſondere Sympathien, z. B. für Dante's ſehr erhabene, ſehr tiefſinnige, aber unſrer Gegenwart doch völlig fernliegende Dichtweiſe vorausſetzen wollte.

Es liegt in der Natur der erwähnten Literaturen, der niederländiſchen und der ſkandinaviſchen, daß die Romantik, die ſonſt allerdings ſehr begierig iſt nach jedem Fleckchen Land, wo ſie ihr Kreuz aufrichten kann, gerade dieſe (mit Ausnahme natürlich derjenigen Richtungen, die in der nordiſchen Literatur mehr oder minder getreue Nachklänge der Romantik ſelber ſind, Oehlenſchläger's alſo und Tegner's) hat liegen laſſen, ſo daß auch nicht einmal ein excluſives Intereſſe für dieſelben hat erwachen können. Zwar ſcheint hiemit in Widerſpruch zu ſtehen, daß eben von jener Seite her das Andenken Holberg's erneuert und die Komödie dieſes wackern Dänen ſogar zum Vorbild eigener Productionen genommen ward. Allein dabei, wie der Verf. dies bei einer andern Gelegenheit nachgewieſen zu haben hofft (Literarhiſt. Taſchenbuch Jahrg. II. S. 243 — 383.), iſt Holberg ſo losgelöſt worden von ſeinen hiſtoriſchen und literariſchen Zuſammenhängen, man hat ſich ſo durchaus nur auf den einzelnen Holberg und wieder in dieſem gerade auf dasjenige beſchränkt, was vielmehr romaniſches, als däniſches oder deutſches Element iſt, während ſeine eigentliche Stellung und Bedeu-

tung in der Entwicklung des poetiſchen Geiſtes gar nicht zur Sprache kam — mit einem Worte: die Kenntniß jener Verehrer Holberg's von der däniſchen Literatur geht ſo entſchieden nicht über — eine ältere oder neuere deutſche Uebertragung Holberg's hinaus, daß wohl gerade ſie zu einer Einführung und Verbreitung der däniſchen Literatur am Allerwenigſten befähigt ſein dürften. Aber wie hätte auch überhaupt die Neigung der Romantiker von Literaturen gewonnen werden können, die ſo durchaus proteſtantiſch, ſo geſund und puritaniſch nüchtern ſind, wie dieſe?!

Noch weniger aber hat der Geſchmack des Publikums ſich aus eignem Triebe auf eine dieſer Literaturen wenden mögen, da ihm vermöge ſeines geiſtigen Inſtincts nicht verborgen bleiben konnte, daß dieſelben keinen Inhalt haben, der für uns gegenwärtig anders als nur hiſtoriſch bedeutend iſt. Niederländer und Skandinavier ſind weſentlich deutſchen Stammes. Der deutſche Geiſt hat bei ihnen gewiſſe Phaſen durchlaufen, gewiſſe Momente unſerer Bildung ſind bei ihnen errungen und vollendet worden: ſie ſelbſt aber ſind nicht mit fortgegangen auf der weiteren Bahn, jene Momente ſind bei ihnen unlebendig fixirt worden, das Blut, zum Herzen zurückkehrend, hat die äußerſten Glieder erſtarren laſſen. Jene Literaturen ſind zu ſehr durchdrungen von deutſchen Elementen

um eine eigene Entwicklung zu haben: und doch wieder nicht durchaus deutſch genug, um unſre geſammte Entwicklung in gleicher Lebendigkeit mitzumachen.

So mögen wir ſie uns denken als die äußerſten Vorpoſten des eigenthümlich deutſchen Geiſtes. Als ſolche haben ſie für uns gekämpft und für uns erobert; in ihrer Geſchichte, in ihren Literaturen, wie auf den Außenwerken unſerer Burg, ſind Schlachten geſchlagen worden und Siege gewonnen, deren Frucht uns zu Gute gekommen iſt.

Aber hiemit haben dieſe Literaturen ihre hiſtoriſche Aufgabe auch vollendet und ihre unmittelbare Bedeutung für uns verloren. Pflanzäcker waren ſie, wie jene, in denen der Gärtner die jungen Sprößlinge aufzuziehen pflegt, um dann die emporgeſchoſſenen und veredelten in den Garten ſelbſt zurückzuverpflanzen; Schulen gleichſam und Bildungsſtufen, in denen gewiſſe Richtungen des deutſchen Lebens erzogen, Waffenhäuſer, in denen die Pfeile deutſchen Geiſtes geſchmiedet wurden, abgeworfene Hüllen, aus denen der Genius deutſcher Poeſie ſich ſiegreich entpuppt hat — nichts mehr.

Mit Grund daher vermag der unbefangene Sinn der Menge, dem es nicht um die antiquariſche Kenntniß, um hiſtoriſche Vermittlung, nur um naiven Genuß und Anregung zu thun iſt, ſich für ſie nicht mehr zu betheiligen.

Der Baum des deutschen Geistes ist inzwischen selbst prächtig und weltbeschattend emporgeblüht, wir sind jenen Schulen entwachsen, wir haben sie überschritten, jene Stufen, ja wer jetzt mit einem nur auf künstlerischen Genuß gerichteten Gemüthe zu diesen Literaturen zurückkehren wollte, er würde dasselbe Mißbehagen, dieselbe unerfreuliche Täuschung empfinden, wie wenn ein erwachsener und gereifter Mensch sich wieder einzwängen in das Kinderröckchen seiner Jugend und noch einmal die Interessen seines Knabenalters theilen sollte. Hiemit, meinen wir, ist der Ehre jener Literaturen, dem nationalen Bewußtsein jener Völker kein Unrecht gethan: hat doch die Geschichte selbst dies Urtheil gesprochen und sie, die einst unsere Lehrer und Vorbilder waren, deren Sprachen wir erlernten, deren Dichter wir studirten, fühlen es jetzt selbst, — fühlen, hoffen wir, ohne Neid und bekennen es, daß das Verhältniß ein umgekehrtes geworden ist und daß sie mit allem Besten und Höchsten, was sie haben und vermögen, in dem gemeinsamen Boden deutscher Bildung und deutschen Geisteslebens wurzeln. Ohne Furcht vor Ungunst und feindseligem Mißverstand dürfen wir dies um so unbefangener aussprechen, je geneigter wir sind, die historische Bedeutsamkeit dieser Durchgangsstufen anzuerkennen und je bereiter wir damit jene Völker selbst der Gesammtheit deutschen Stammes

und deutscher Bildung vindiciren — einer Gesammtheit, der mit seinen innersten Kräften und Bestrebungen anzugehören wohl ein Jeder ungescheut als ein Glück und eine Ehre bekennen mag. —

Als solche Momente nun, die der deutsche Geist aus der niederländischen Literatur für sich gewonnen hat, die von ihm sodann in seiner eigensten Heimath fortgeführt und entwickelt worden, bei den Niederländern selbst aber unüberwunden, wie ausgebrannte Schlacken und Pflöcke im Wege der Bildung zurückgeblieben sind, müssen wir hauptsächlich das classische Alterthum und den Protestantismus, in seiner einseitigen Auffassung als kirchliches Dogma, bezeichnen.

Deutlicher fast und entschiedener, als irgend bei andern Völkern, ist bei den Niederländern das Erwachen einer eigenen und selbständigen Literatur an das Erwachen der classischen Studien geknüpft. Es ist bekannt, wie früh und mit welchem glücklichen Erfolg diese Studien in den Niederlanden Wurzel faßten. Schon 1370 war die Schule zu Deventer gestiftet worden; mit dem Reichthum und der Wohlthätigkeit des bürgerlichen Lebens stiegen Bildung und Gelehrsamkeit, die hier Mittel, Schutz und Anerkennung fanden; reiche Edelleute boten gelehrten Männern nicht allein eine ehrenwerthe Ermunterung, sondern mischten sich auch wohl selbst in deren

Reihen; die glänzende Hofhaltung zu Brüſſel, ſowie die nachbarlichen Berührungen mit Frankreich, das ſchon damals eben ſo ſehr eine Schule feinerer Sitte und Bildung, als durch ſeine weltberühmte pariſer Univerſität die nährende Sonne gelehrter Studien war, brachten eine Luſt an Bildung und Gelehrſamkeit hervor, die auch in weiteren Kreiſen nachwirken mußte.

So tragen wir denn kein Bedenken, ſchon die erſten und früheſten Regungen niederländiſcher Poeſie, die man gewöhnlich als den Verfall — man weiß nicht, welcher vorgehenden Periode darzuſtellen ſucht, in enger Verbindung und Abhängigkeit von dieſer Bildung und den claſſiſchen Studien insbeſondere zu denken. Denn da die beiden Reimchroniken, die uns aus früheſter Zeit genannt werden, keineswegs als die Anfänge der Literatur gelten dürfen, vielmehr, wie dergleichen auch anderwärts, Mönchsarbeiten ſind, die allenfalls ein ſprachliches, durchaus aber kein literariſches Intereſſe haben, indem ſie weder aus der Sphäre der Literatur hervorgegangen ſind, noch in ihr ſtehen: ſo haben wir die erſte Regung der niederländiſchen Poeſie in den Rederykern (d. i. Rhetorikern) zu gewahren.

Die Rederyker bieten eine überraſchende Analogie zu den deutſchen Meiſterſängern, indem ſie, wie dieſe, die Poeſie gewerbmäßig in Zünften und geſchloſſenen Krei-

ſen trieben, (hier Kammern genannt, wie bei uns Stuben), Geſetze und Vorſchriften, Uebungen und Grade hatten, wie dieſe, und in ihrem poetiſchen Wirken ſelbſt ſich ziemlich in denſelben Grenzen bewegten. Vergebens aber forſchen wir in der niederländiſchen Literatur nach einer Minne- und Ritterpoeſie, als deren Rücktritt in das Volk, in die Stuben und Kammern des Bürgerthums wir uns die Thätigkeit der Rederyker erklären möchten. Wie daher die deutſchen Meiſterſänger gleichſam der Niederſchlag der gelehrten Poeſie ſind, ſo die Rederyker der Niederſchlag jener höfiſchen Bildung, jener claſſiſchen Studien, die ſich in ihnen mit dem Volkswitz, wie er ſich gern und überall in Reimen und Bildern ergeht, der jedoch an ſich noch keine Literatur begründet, zu poetiſcher Darſtellung vereinigten.

Die älteſte bekannte Kammer iſt die des Blümchen Jeſſe zu Middelburg vom Jahre 1430, alſo ſpät genug, um für ſie bereits eine Wirkung der lange vorher begonnenen claſſiſchen Studien vorausſetzen zu dürfen. Aber ein noch beſſeres Zeugniß geben die poetiſchen Leiſtungen der Kammern ſelbſt: Spele van Sinnen, Sinnſpiele, Allegorieen gaben ſie, in welche die altherkömmlichen geiſtlichen Myſterien allmälig aufgingen, und die im weiteren Verlauf als Zottekluyten oder Faktien (Zoten, facetiae, Luſtſpiele) bei Volksfeſten und glänzenden

Aufzügen die verſammelte Menge ergötzten. In dieſen Luſtſpielen, in denen die allegoriſche Perſon durchaus unerläßlich war, finden wir ſogleich die beiden erſten Elemente niederländiſcher Dichtung: den Volkswitz im Stachel des Luſtſpiels und die Antike in der Allegorie, die hier, wie überall in den neueren Literaturen, eine Folge und Frucht gelehrter Beſchäftigungen iſt — ein Verhältniß, für welches uns Dante's Komödie, der Gipfel der Allegorie, als ſchlagendes Beiſpiel dienen kann.

So auch mag man ſich die Zottekluyten als eine Art gelehrter Fescennien vorſtellen, wobei es ſich ganz von ſelbſt verſteht, daß dieſe Gelehrſamkeit, dieſer Nachhall claſſiſcher Studien in den Kammern der Rederyker ziemlich verdumpfte und verdarb, ähnlich wie die Elemente der Ritterpoeſie unter den Händen unſrer Meiſterſänger aufgelöſt und verdorben wurden; die Allegorie blieb endlich das einzige Erbtheil aus den Schätzen des Alterthums und der Pedantismus in äußerlichem und kleinlichem Formelweſen der einzige Ueberreſt ihrer philologiſchen Herkunft.

Noch beſtärkt wird dieſe unſere Anſicht über Urſprung und Bedeutung der Rederyker (um auf dieſen ihren Namen ſelbſt kein weiteres Gewicht zu legen) durch den Mangel einer irgendwie umfaſſenderen niederländiſchen

Volkspoeſie. Denn weder ſind die Rederyker Volksdichter zu nennen, inſofern man mit dieſem Namen den ſtrengſten Gegenſatz gegen alle Kunſtdichtung bezeichnen will, noch exiſtirte außer und neben ihnen irgend eine abgeſonderte, volksmäßige Literatur. Selbſt die früheſte und urſprünglichſte Gattung des Volksliedes, das epiſche Lied oder die Ballade und Romanze, iſt bei den Niederländern erſt in allerneueſter Zeit verſucht worden. Zwar finden wir ſchon im funfzehnten Jahrhundert den Namen der Ballade auch in den Niederlanden unter den Reimereien des Rhetorikers de Caſteleyn; aber weder ſeine Ballade (d. i. Reimchronik) von Doornick, noch ſeine Ballade von Pyramus und Thisbe laſſen uns an jene volksthümlichen Weiſen denken; vielmehr tritt ſchon in dem Stoff des letzteren Gedichtes das gelehrte Element deutlich hervor. Ueberhaupt alſo hat es eine von dieſem gänzlich unberührte niederländiſche Poeſie, eine eigentliche Volkspoeſie, ſo gut wie gar nicht und kaum in der früheſten Zeit gegeben.

Aber dieſelben Rederyker nahmen auch gleichzeitig das religiöſe Element des Proteſtantismus in ſich auf. Dieſe Erſcheinung hat durchaus nichts Ueberraſchendes, im Gegentheil man darf behaupten, daß der Einfluß der Antike, welcher, wenn auch nur in ſchwachen Ausflüſſen, in dem Auftreten der Rederyker ſich offenbart,

das Intereſſe an der kirchlichen Reformation zur nothwendigen Folge haben mußte. War doch in der geſammten Entwicklung der Menſchheit der geiſtigen Sonne des Proteſtantismus die goldne Morgenröthe des wieder erwachenden Alterthums voraufgegangen! Ja recht eigentlich wie der Morgen das Licht, ſo hatte das Studium der Antike jene Reformation ſelbſt gebären helfen, und wenn von den Gründern dieſes großen Werkes ſelbſt in Luther mehr die kirchliche Seite ſich darſtellt, ſo ſehen wir in dem gelehrten, ſchöngeiſtigen Melanchthon auch die geiſterlöſende Kraft des Alterthums gleichſam vertreten.

In den Niederlanden insbeſondere war jene philologiſche Schule zu Deventer eine Pflanzſtatt erleuchteter und gelehrter Geiſter geworden, die ſich im Verlauf meiſt auf die Seite des Proteſtantismus ſtellten, ſo daß hier, wie nur irgendwo, der Boden für die neue köſtliche Saat bereitet war. Auch die Rederyker ergriffen mit Begeiſterung die Sache des Proteſtantismus; ähnlich, wie bei den deutſchen Meiſterſängern, gehörte Behandlung religiöſer, beſonders bibliſcher Stoffe von Hauſe aus zu den Liebhabereien ihrer Thätigkeit und ſogar zu den Vorſchriften ihrer Innungen. Jetzt wandte der Witz ihrer Reimereien, der Pomp ihrer Darſtellungen und bald auch die Kraft des politiſchen Gewichtes, welches einer ſolchen Verbrüderung wohlhabender, in Hof und Haus

anſäſſiger, in Handel und Gewerbe thätiger, in Familie und Gemeinde einflußreicher Bürger beiwohnen mußte, ſich gegen die Pfaffen; in demſelben Grade, wie vielleicht ihr künſtleriſcher Werth ſank, ſtieg ihre politiſche Bedeutung, ſie wurden ein Gegenſtand der Sorge und Furcht für die Fürſten und Machthaber, ja als Alba die aufkeimende niederländiſche Freiheit noch mit Beil und Ketten meinte niederdrücken zu können, waren die Kammern der Rhetoriker in der erſten Reihe derer, welche ſein Zorn zerſchmetterte: die meiſten Kammern wurden zerſprengt und aufgelöſt, die feierliche Pracht ihrer Zuſammenkünfte fand in der bewegten kriegeriſchen Zeit weder Raum noch Mittel ſich zu entfalten, und die ganze Einrichtung verfiel.

Dennoch dürfen wir nicht der rohen Gewalt Alba's und den Unruhen einer kriegsbewegten Zeit allein dieſen Untergang der Rederyker zuſchreiben: niemals, was von des Geiſtes Anhauch befruchtet und geweiht iſt, unterliegt dem maſſenhaften Gewicht äußerer Macht, vielmehr immer, was untergeht, trägt, als ein Abgeblühtes und Vollendetes, in ſich ſelbſt die Nothwendigkeit ſeines Unterganges.

So war auch das Inſtitut der Rederyker nicht mehr genügend geweſen für die inzwiſchen erweiterte und aus den Quellen der Antike ſelbſt geläuterte Bildung der

Niederländer. Joſeph Scaliger und Juſtus Lipſius hatten jenen glänzenden Reigen holländiſcher Philologen eröffnet, der Jahrhunderte lang in reichſtem Zuge ſich fortbewegen ſollte; die lateiniſche Poeſie ward mit einem Eifer und einem Erfolge geübt, der die ähnlichen Bemühungen in Deutſchland wohl übertreffen möchte; Ueberſetzungen des Homer, des Cicero, Seneca und Boethius hatten die niederländiſche Sprache ſelbſt gebildet und veredelt, und auch in weiteren Kreiſen den feineren Geſchmack und das lebendige Gefühl für den Rhythmus der ſchönen Form geſchärft; dem Muſter der Alten hatte Julius Scaliger, der Vater, ſeine Poetik entnommen, jene erſte Theorie der Dichtkunſt, jenes Rüſthaus von Regeln, Vorſchriften und Exempeln, das für die Praxis ſeiner dichtenden Zeitgenoſſen und noch ſpäter ſelbſt bei uns Deutſchen von geheiligtem Anſehn war.

Eine ſolche Bildung konnte poetiſch nicht mehr durch Männer vertreten werden, die in der Befangenheit ihres täglichen Gewerbes den urſprünglichen Quellen dieſer Bildung ſehr fern ſtanden und nicht mit reinſtem Becher aus ihnen ſchöpfen konnten. Die Rederyker, als ſie durch Alba zerſprengt wurden, hatten bereits ſich ſelbſt überlebt: und die Poeſie ging aus ihren Händen unmittelbar über in die Hände der Gelehrten.

Sogar aus der Mitte der Rederyker ſelbſt ſollte dieſer Uebergang geſchehen: Spiegel, Koornhert und Römer Viſſcher, als reiche Handelsherren ihre Muße einer edlen und liberalen Bildung zuwendend, zugleich als Mitglieder der amſterdamer Kammer Liefde bloeyende (in Liebe blühend) poetiſchen Beſtrebungen zugewandt, ſtatteten dieſe zuerſt mit all der ſprachlichen Bildung und Anmuth aus und erhoben ſie in diejenige Sphäre des Geſchmacks, welche ihnen als Kennern und Verehrern der antiken Muſe wie ein wünſchenswerthes Ziel vorſchwebte. Gleichzeitig wirkte die Bekanntſchaft mit der italieniſchen Literatur, die eben damals (um 1600) unter dem Einfluß Marini's auf dem Gipfel formaler Cultur, kunſtfertiger Zierlichkeit, ſelbſt blendenden Glanzes ſtand. Peter Hooft, als Rederyker nach Italien gereiſt, kehrte wieder als Stifter und Begründer einer neuen, kunſtgemäßern niederländiſchen Poeſie, gegen die nun die Reſte der Rhetoriker in dieſelbe untergeordnete und verächtliche Stellung traten, wie kurz darauf bei uns die Meiſterſänger und bürgerlichen Poeten gegen die gelehrten Dichter.

Auch bei den Niederländern blieben nach der flüchtigen und mehr individuellen Anregung durch das Italieniſche die Alten unmittelbar Muſter und Geſetzgeber. Beſonders im Drama, welches frühzeitig von Hooft und Anderen bald dem Euripides, bald dem Seneca nach-

geahmt wurde, wagte man es nicht, die Spuren dieſer Muſter zu verlaſſen; ſogar auch die äußere Einrichtung ihrer Stücke, den Chor und die Einheiten, nahm man in das niederländiſche Drama herüber. Ein Jeder weiß, wie groß van Vondel's Ruhm als Dramatiker iſt; dennoch, die patriotiſchen Beziehungen abgerechnet, die allerdings in jener Zeit ruhmvollſter Freiheitskämpfe von entſchiedener Wirkſamkeit ſein mußten, hat er mehr Regelmäßigkeit als Pathos, mehr Pomp der Rhetorik als Energie der Charakteriſtik, er folgt mehr mit ängſtlichem Schritte den Alten, die er eifrig und noch in vorgerückten Jahren ſtudirte, wie etwas, was ein Poet ja nicht verſäumen dürfe, als daß er dem Geiſte ſeiner Zeit auch ſeine Form und ſeine Offenbarung zu gewähren im Stande iſt.

Allein dies eben war es, was ſein Publikum begehrte; die Muſter der Alten, dieſe Regelmäßigkeit der Form, dieſe beſonnene Nüchternheit der Geſinnungen, in denen man die ſchöne Ruhe und Gediegenheit der antiken Welt zu erreichen glaubte, galten als die wahren und höchſten Eigenſchaften des Poeten. Als daher Jan Vos, ein Talent von glücklichſter Leichtigkeit und raſchem Griff, das jedoch weder philologiſch geſchult war, noch jenes Rüſtwerk der Bühne und die unweigerliche Autorität der Alten anerkennen wollte, im Gefühl ſei-

nes dramatiſchen Pathos und vertrauend auf die erſchütternde Gewalt lebendiger Situationen, den Wettkampf mit van Vondel einzugehen wagte, ſo wandte das Auge der Gebildeten ſich unwillig von ihm ab, ja noch heute finden wir in den Büchern der niederländiſchen Literarhiſtoriker ſeinen Namen nicht ohne einige ſittliche Verdächtigung, wie den Namen eines tollkühnen, aberwitzigen Genius, mißfällig angemerkt. —

Am Bezeichnendſten für dies ganze Verhältniß, wenn auch keineswegs am Höchſten ſtehend als Poet, iſt Daniel Heinſius, derſelbe, der als Gelehrter um Erweiterung unſers philologiſchen Materials ſich ſo löbliche Verdienſte erworben hat. In dieſem Manne war, wie Jeder, der die gelehrten Leiſtungen deſſelben kennt, ohne Weiteres vorausſetzen kann, die philologiſche Richtung der eigentliche Kern nnd Inhalt ſeines Weſens; auch ſeine Poeſie daher war reichlich ausgeſtattet mit dieſer Mitgift der Gelehrſamkeit. Und was er ſelbſt als ſeiner eigenen Poeſie heimathlichen Grund und Boden erkannt hatte, das philologiſche Element, die gelehrte Kenntniß, das verehrte Muſter der Alten, das ſuchte er auch Andern als den urſprünglichen Boden aller Poeſie überhaupt darzuſtellen und zahlreichen jüngeren Freunden, in deren Mitte er lehrend und dichtend thätig war, durch ſein eignes Beiſpiel nachdrücklichſt zu empfehlen.

Seine größte Bedeutung jedoch erlangt Heinſius dadurch, daß gerade er es war, der vermöge ſeiner literariſchen Verbindungen ein Ziel- und Sammelpunkt der reiſenden Deutſchen, vermöge ſeines Ruhms und ſeiner Würde als Gelehrter ein Augenmerk und Muſter ihrer nacheifernden Beſtrebungen ward.

Die deutſche Literatur befand ſich damals gerade in einer ähnlichen Kriſis, wie ſie die niederländiſche ſo eben überwunden hatte. Auch ſie wollte den Uebergang aus den Händen der Zünftler in die der Gelehrten vollenden; auch ſie ſtrebte danach, die Form der Antike als deutſches Eigenthum ſich zu erwerben und in dieſem Durchgange durch die ſchöne claſſiſche Form zugleich den eignen Geiſt zu veredeln und abzuklären.

Hierin bot ihr nun die niederländiſche Literatur ein Beiſpiel glücklichſten Vorgangs dar. Auch die Niederländer hatten ihre Metrik dem Geſetz der Alten anzunähern verſucht; auch ihnen war die Antike der unerſchöpfliche Born alles Guten, Schönen, Muſtergiltigen; auch ihre Poeſie hatte die weſentlichſte Anregung von den Gelehrten, den Philologen empfangen, in deren Leitung ſie übergegangen war.

So iſt die niederländiſche Poeſie für die deutſche damals ziemlich daſſelbe geworden, was durch Peter Hooft und deſſen nächſte Umgebung die italieniſche für

die niederländiſche geweſen war: eine Brücke und Uebergang ins Alterthum, deſſen innerſter und unverwüſtlichſter Kern der deutſchen Literatur fortan gewonnen und mit dem volksthümlichen Elemente deutſcher Bildung zu herrlichſter Entfaltung unſrer Poeſie verſchmolzen werden ſollte.

Wir haben es daher auch für mehr, als einen bloßen Zufall zu erkennen, daß Opitz, bekanntlich derjenige, der dieſe Reformation unſrer Literatur einleitete und begründete, eben mit Heinſius in nächſte perſönliche Berührung kam und in ihm in derſelben Art für die geſammte deutſche Poeſie jener Zeit einen Lehrer und ein Muſterbild gewann, wie ſpäter für den einzelnen Zweig des Dramas Andreas Gryphius ſein Muſter in Vondel fand (vergl. Gervinus, Geſch. der deutſchen Dichtung. III, 436, 438). Dieſer Stammbaum der deutſchen Poeſie war den Genoſſen jener Zeit ſelber kein Geheimniß: „Opitz" — ſagt Joh. Bödiker in einem Gedichte an Peucker (ſiehe bei Gervinus, III, 175, Note 114) —

„hat von Dir o Heinſius, empfangen
Des Dichtens Weg und Licht, und von dem Scaliger
Hat's Heinſius erlangt."

Aber nicht dieſer Beſitz der claſſiſchen Gelehrſamkeit und Bildung allein, ohne Zweifel auch das religiöſe, das proteſtantiſche Element war es, was die deutſchen

Poeten, wie überhaupt an die nüchterne, moraliſche, proteſtantiſche Literatur der Niederländer (Gerv. III, 174), ſo im Einzelnen an Heinſius ſich anſchließen ließ, den gefeierten Verfaſſer eines Lobgedichtes auf Chriſtus, welches Opitz ſelbſt ſowohl überſetzte, als auch in einem eignen Hymnus auf die Geburt Chriſti nachzuahmen ſuchte. Mit dieſem Heinſius'ſchen Lobgeſang aber beginnt, wie Gervinus (III, 206) ſehr richtig bemerkt hat, eine künſtleriſche heilige Poeſie, in deren Verlauf bei den Engländern Milton (von dem man bereits früher die Benutzung niederländiſcher Vorbilder theils vermuthet, theils nachgewieſen hat), bei uns aber eine weitſchichtige und beliebte Literatur geiſtlicher Hymnen (III, 247) ſich entwickelt, welche, genährt von den anderweitigen unmittelbaren religiöſen Anregungen und Bedürfniſſen ſeiner Zeit, endlich in Klopſtock zum Abſchluß gekommen iſt.

Dies nun, wie wir oben bemerkt, iſt überhaupt der charakteriſtiſche und principielle Unterſchied der niederländiſchen und der deutſchen Literatur, daß nur die letztere die anregenden Momente der erſtern ausgebildet und entwickelt, dieſe dagegen ebendieſelben einſeitig fixirt und dadurch ſich ſelbſt den weiteren Fortſchritt zu einer Durchbildung verſchloſſen hat, die in ihrer höchſten Blüthe ebenſo beſtimmt-national, als allgemein-künſtleriſch ſein würde. Dies wird ſogleich in der eben erwähnten

geiſtlichen Hymnenliteratur erſichtlich, als deren letzten Endpunkt wir Klopſtock genannt haben. An ſich, wie die Religion ſelbſt in ihrer dogmatiſchen oder auch nur moraliſchen Richtung, nicht eine Sache der Poeſie ſein kann, ſo ſteht auch dieſe Literatur mindeſtens mit einem Fuße außerhalb der Kunſt überhaupt und verfällt vielmehr dem zuweilen achtbaren, nie kunſtſchönen Gebiete literariſcher Tendenzen. Denn noch gilt in ihr die wackre Geſinnung mehr als die äſthetiſche Vollendung, die religiöſe Ueberzeugung mehr als die künſtleriſche Leiſtung, das Glaubensbekenntniß des Poeten mehr als ſein Talent, — oder kurz zu ſagen: die Kunſt iſt in dieſer geiſtlichen Literatur nicht ſich allein Geſetz und Maßſtab. Erſt mit Klopſtock, der ſie vermöge ſeines eigenthümlichen und großartigen Genies aus dieſem Bereiche der Religioſität in das der Kunſt erhob oder, es anders auszudrücken, nicht mehr die Kunſt zur Sache der Religion, ſondern die Religion zur Sache der Kunſt machte, wurde, wie mit ihm äußerlich, in der Geſellſchaft, der Poet ſelbſtändig und achtbar ward, auch die Poeſie wiederum ſelbſtändig; ſein Meſſias und jene ſeraphiſchen Oden, ſtatt eine neue ähnliche Literaturrichtung einzuleiten, ſind vielmehr der Abſchluß einer Richtung, die in ihm ihren höchſten Gipfel, aber eben darum, weil hier die Religion in die Kunſt erhoben ward, ihre

eigene Gegenwirkung fand. Die Niederländer dagegen haben nichts, was dieſer Entwicklung auch nur von fern zur Seite geſtellt werden könnte, vielmehr hat die Tendenz bei ihnen ſtets die Oberhand über die Kunſt behalten, ja dieſelbe iſt aus dem Hymnenſchwunge der Religioſität (wenn ſchon auch dieſe Schwingen Heinſius' keine Pindariſchen waren!) immer mehr herabgeſchritten in die bloße nüchterne Moral, in die wackre und tüchtige Geſinnung, den redlichen Willen: was Alles im Leben und Weben höchſt ſchätzenswerthe und nöthige Dinge ſind, was aber dennoch zum Inhalt und höchſten Ziel der Dichtung ſich nimmer eignet. —

Ganz ähnliche Schickſale hat das Element der antiken Bildung bei den Niederländern gehabt. Des weiteren Beweiſes dafür mögen wir um ſo ehe überhoben ſein, je bekannter der eigenthümliche Charakter der niederländiſchen Philologie iſt und je weniger wohl irgend Jemand in Zweifel darüber ſein wird, daß dieſe, entfernt und allmälig ausgeſchloſſen von der geiſtigen Bewegung und Vollendung unſrer Zeit, in einer einſeitigen und endlich unfruchtbaren Richtung verſteinert iſt. Auch das erſcheint dabei von Bedeutung, daß nirgend anders, als in den Niederlanden, bis auf den heutigen Tag die lateiniſche Poeſie (oder Versmacherei?) nicht bloß neben, ſondern ſogar auf Unkoſten der nationalen

Literatur geübt worden iſt. Oder welch anderes Land könnte eine ſo ſtattliche Sammlung neuer lateiniſcher Poeten zu Stande bringen, als die vor einigen Jahren (1838) von Hofman Perlcamp herausgegebenen Carmina poetarum Nederlandorum latina? Die lateiniſche Versmacherei iſt den Niederländern nicht ein bloßer formaler Durchgangspunkt geweſen, ſondern hat ſich, den Bewegungen des nationalen Lebens zum Trotz, ſelbſtändig erhalten; ja dieſer roſtige Pedantismus, den wir gottlob längſt in diejenige bedeutungsloſe Sphäre verbannt haben, die ihm allein gebührt, verlangt und giebt bei ihnen noch heutigen Tags Anrecht auf Theilnahme, Billigung und ſelbſt Bewunderung.

Aber dies Alles hat ſeinen alleinigen Grund in der Verſteinerung, welche das Princip des Proteſtantismus und damit des freien Geiſtes ſelbſt bei den Niederländern erfahren hat. Man erinnere ſich nur des orthodoxen Eifers, mit welchem ſchon in den erſten Jahren der Republik das proteſtantiſche Bekenntniß zu einem ausgeprägten und unabänderlichen Dogma verknöcherte; man rufe ſich jene kirchlichen Streitigkeiten ins Gedächtniß, jene Secten mit ihren Widerſprüchen, ihren theologiſchen Spitzfindigkeiten und ihren Ketzerverfolgungen; man überzeuge ſich endlich aus dem eigenen Geſtändniß der Nie-

derländer, daß dies Verhältniß bis auf die neueſte und vielleicht die allerneueſte Zeit daſſelbe geblieben iſt.

Alſo darin liegt es: man hat bei den Niederländern den Proteſtantismus in die Grenzen der Religion, des kirchlichen Dogmas allein beſchränkt und, keine weitere Entwicklung geſtattend, ihn hier in Lehrſätzen und Synodalbeſchlüſſen fixirt, während doch die kirchliche Reformation nur der Anfang ſein ſoll einer Reihe von Reformationen, welche, durch alle Sphären menſchlicher und geſchichtlicher Entwicklung durchgeführt, überall gegen den fix gewordenen Buchſtaben, die hohle Glaubensſeligkeit, die Unvernunft proteſtiren und endlich auch nach Außen hin im Staate ſich ſiegreich vollenden wird. Dieſe proteſtantiſche Reinigung des Geiſtes geht theoretiſch in der Philoſophie vor ſich; dadurch alſo, daß die Niederländer ſich ſelbſt ausgeſchloſſen haben von der Philoſophie, haben ſie auch ſich, ihre Geſchichte und ihre Literatur ausgeſchloſſen von einer weiteren weltgeſchichtlichen Bedeutung und einem abſoluten Werthe, der ja nur dadurch erlangt wird, daß man ſelbſt das Abſolute aufnimmt in ſich.

Bis auf die neueſte Zeit nun haben die Niederländer ſich beharrlich geweigert, von der Entwicklung der Philoſophie einige Notiz zu nehmen. Zwar, wie in der Kunſt, ſo praktiſch auf dem Gebiete löblicher Billigkeit,

hier vielleicht auch politiſcher Schlauheit verharrend, haben ſie ſich niemals auf officiellem Wege feindlich und fanatiſch gegen die Philoſophie geſtellt. Vielmehr konnte bei ihnen Descartes, konnte Spinoza ungehindert ſein Syſtem entwickeln, ja ſie boten den aus Frankreich flüchtig gewordenen Philoſophen und Freidenkern eine neue Heimath; in den Niederlanden war es, wo Bayle die große Mine ſeines Wörterbuchs anlegte, wo überhaupt Alles, was von Druckſchriften auswärts anrüchig und unbequem war, eine freie Preſſe und betriebſame Hände fand. Allein ſie gingen, ſcheint es, mit dieſen „Giften" ſo vertraulich um, nur weil ſie ihre eigene Conſtitution zu gut kannten und daher wußten, wie wenig Gelüſte ſie ſelbſt trugen zu dieſer Geiſtesnahrung, dieſer Aufklärung und Freiheit, die ſie, gleich andern Handelsartikeln, nur in kaufmänniſchen Vertrieb genommen hatten. Man hat zwar in dem erſten Decennium dieſes Jahrhunderts, nachdem nicht lange zuvor (ſeit 1780) auch in der Poeſie, beſonders durch Bellamy, eine Annäherung an die deutſche Literatur verſucht war, auch von Kant und Fichte und den großartigen, welthiſtoriſchen Eroberungen der deutſchen Philoſophie einige Notiz zu nehmen angefangen: allein mit allergeringſtem Erfolge und mit einer ebenſo zahlreichen als eifrigen Oppoſition, an deren Spitze ſich Wyttenbach ſelbſt ſtellte, der Mann des Humanismus! —

Freilich iſt die niederländiſche Literatur mit dieſen beiden Elementen, die wir ſo eben charakteriſirt, dem antiken und dem proteſtantiſchen, keineswegs ſchon erſchöpft: es regt ſich noch ein drittes und ſehr mächtiges Element in ihr, das patriotiſche, das ſich in der treuen Anhänglichkeit an das Vaterland und die vaterländiſche Geſchichte, an ererbtes Geſetz und Recht, in Einfalt und Biederkeit der Sitten kund giebt.

Allein bei aller Achtung vor der Religion eines wahrhaften und thatkräftigen Patriotismus, müſſen wir doch der Meinung ſein, daß dieſer an ſich einem Volke noch kein Anrecht an welthiſtoriſche Bedeutung, noch einer Literatur ein allgemeines poetiſches und künſtleriſches Intereſſe verleihen kann, — ſo wenig wie ein treuer, ſittlicher und biederer Menſch als ſolcher ſchon einen Platz in den Jahrbüchern der Hiſtorie einnehmen wird. Daß ſie den Geiſt der Geſchichte in ſich aufnehmen, daß ſie lebendige Werkzeuge und Mitarbeiter ſind an der unſichtbaren Gemeinde, die die Weltgeſchichte aufbaut als den Tempel und Leib des Herrn, — das iſt die Aufgabe, die alleinzig welthiſtoriſche Ehre ſowohl der Individuen als der Völker. Der niederländiſche Patriotismus aber, die beſondere plaſtiſche Färbung abgerechnet, die er bislang in der Poeſie durch die fortdauernde lebendige Beziehung auf die Welt des Meeres mit ſeinen ſtolzen Segeln, ſeinen

Gefahren, Schlachten und Siegen erhält, treibt ſich ziemlich abſtract und farblos in den hergebrachten Kategorieen der Tugend, der Freiheit, der Aufopferung umher, — prächtige Worte und unſchätzbare Dinge, für die nur in dieſer Abſtraction ſich Niemand, und am Wenigſten poetiſch, intereſſiren kann, wie wir das ja auch in unſrer eigenen Literatur bereits zum Ueberdruß erfahren haben.

So iſt die niederländiſche Literatur im Ganzen niemals über die Blüthe hinausgekommen, welche ſie in ihren erſten Anfängen, zur Zeit Hooft's und van Vondel's, erreicht hatte. Dieſe Blüthe ſelbſt aber hat ſie erreicht, nur weil ſie damals die Fermente der Gegenwart in ſich aufnahm und von dem Lebenshauche jener Zeit ſich ſelbſt willig durchſtrömen ließ. Aber ſie hat es verſchmäht und dem urſprünglichen deutſchen Genius überlaſſen, die Entwicklung des Geiſtes weiter zu führen, von der ſie ſelbſt fortan ſich ausgeſchloſſen. Die weitere Geſchichte der niederländiſchen Literatur daher, ſo ſtattliche Fachwerke die Literarhiſtoriker auch noch weiterhin mit Namen und Jahreszahlen und Büchertiteln auszufüllen pflegen, kann doch weder uns an dieſem Orte, noch die Literaturgeſchichte als eine Geſchichte der Geiſtesentwicklung überhaupt intereſſiren. Denn was ſoll ſie melden von dem, der an dieſer Entwicklung ſelbſt kei-

nen Theil mehr hat, als etwa die einfache Notiz dieſer Thatſache?

Auch nur hindeuten wollen wir daher auf den beachtenswerthen Umſtand, daß das Komiſche in der niederländiſchen Literatur faſt zu gar keiner Geſtaltung und Entwicklung gekommen iſt. Dies iſt wohl um ſo überraſchender, eine je glücklichere Komik, ein je friſcherer Humor ſich mit ſprüchwörtlich gewordener Meiſterſchaft gerade in der Malerei der Niederländer entfaltet hat. Aber die innere Entwicklung ihres Geiſtes iſt eben nicht weit genug gediehen, jener innere Kampf machtvoll erſchütternder Gegenſätze iſt in ihnen nicht lebendig genug durchgekämpft worden, als daß der Humor ſeine Siegesfahne auch auf dem geiſtigſten Gebiet, dem Gebiet der Poeſie, hätte ſchwingen mögen. Ihre Komik iſt daher in der ſinnlicheren Welt der Malerei, bei der getreuen ſinnlichen Abſpiegelung dieſer wohlgenährten Weiber, dieſer edlen Stoffe, Roſſe, Becher, dieſer Feſtlichkeiten und Zechgelage ſtehen geblieben, in der Poeſie ſelbſt hat ſie keinen Ausdruck gefunden.

Wie daher nach jenem raſchen Abblühen der niederländiſchen Poeſie und dem Rücktritt ihrer Lebenselemente in die deutſche Literatur um den ſtarren Leichnam derſelben bald der franzöſiſche, bald in neueſter Zeit engliſcher und deutſcher Einfluß ſich geſtrit-

ten haben, wie aber noch immer der Salomo nicht erſtanden iſt, deſſen Geiſterring die Geſtorbene lebendig mache, das im Einzelnen zu verfolgen kann billig den Nomenclatoren zu treuer Aufzeichnung überlaſſen bleiben, bis dereinſt ein neuer Lebenshauch auch die niederländiſche Literatur durchrieſeln und auch dieſe letzten Jahrhunderte derſelben mit ihrem müßigen Hin = und Wiedertreiben, gleich den Träumen und Ahnungen eines langen Schlummers, bedeutſam machen wird. Daß inzwiſchen gegenwärtig eine Literatur, deren Blüthe eingeſtandener Weiſe ſeit zwei Jahrhunderten vorüber iſt (ein Schickſal, das mit der niederländiſchen, um nur von dem Nächſtgelegenen zu ſprechen, die italieniſche und ſpaniſche theilen) und in der zu keiner Zeit irgend eine Phaſe der geiſtigen Entwicklung vollſtändig und erſchöpfend, wie etwa in den alten Literaturen, ſich ausgelebt hat, dem unbefangen poetiſchen Genuſſe unſerer Gegenwart keine oder doch nur eine ſehr geringe Nahrung darbieten kann, dies Alles, dünkt uns, liegt auf der Hand — und ſo ſoll man den Todten ihre Todten laſſen.

Schon aber, aus derſelben gemeinſchaftlichen Wurzel, neben dieſem hinwelkenden, abſterbenden, erhebt ſich in kräftigem Wachsthum ein neuer friſcher Stamm. Die flämiſche Sprache, dieſelbe urſprünglich mit der niederländiſchen, nur durch locale wie geſchichtliche Verhält-

niſſe leiſe nüancirt, nachdem ſie Jahrhunderte hindurch unſcheinbar, unfruchtbar, gleichſam nur noch im Verborgenen hinvegetirt, beginnt plötzlich in dieſen unſern jüngſten Tagen, angeweht von jenem Hauch der Freiheit und der nationalen Selbſtändigkeit, welcher den jungen belgiſchen Staat erfüllt, erſtarkend zugleich an dem Gegenſatz und der Abwehr des franzöſiſchen Weſens, — die flämiſche Sprache, ſage ich, nach langer, öder Erſchlaffung, beginnt plötzlich ein neues, kräftiges Leben zu entwickeln und den Anlauf zu nehmen zu einer eigenen, lebendigen Literatur. Hier finden wir Alles, was die Literatur, was die geiſtige Bildung, die politiſche Praxis der Niederländer uns vermiſſen läßt: geiſtige Regſamkeit und Friſche, ein energiſches, ausdauerndes Beſtreben, die großen Fragen der Zeit, die Aufgaben der Philoſophie, der Geſchichte zu begreifen und ſich an ihrer Löſung zu betheiligen, endlich und vor Allem, ſtatt jenes zähen Egoismus, jener kleinlich krämerhaften Chikane, welche die Niederländer uns entgegenſetzen, vielmehr ein freudiges Entgegenkommen, ein offnes, fröhliches Bekenntniß der gemeinſamen germaniſchen Abkunft, ſowie ein liebevolles, ja zärtliches Aufſuchen alles desjenigen, woran die junge Verwandtſchaft ſich kräftigen, die neue Freundſchaft erſtarken möge. Hier Gemeinſamkeit der Intereſſen, der materiellen ſowohl als der geiſtigen,

hier jener naive Reiz, jene anmuthige Friſche, welche die Anfänge junger Literaturen zu umgeben pflegt; hier gleichfalls ein Idiom, das uns mit vaterländiſchem Laut anheimelt, und dabei unſerm Ohr doch minder unangenehm, unſerm Gefühl minder abſchreckend, als der breitſpurige, herbe Dialect der nördlichen Provinzen; hier, mit Einem Worte, Blut von unſerm Blut, Geiſt von unſerm Geiſt!

Es würde uns zu weit führen und iſt nicht des Ortes hier, die Möglichkeiten auszumalen, welche dies Wiedererwachen der flämiſchen Sprache und Literatur auch für uns (und nicht bloß in ſprachlicher, nicht bloß in literariſcher Hinſicht) herbeiführen kann, noch die Folgen, welche aus einer aufrichtigen und innigen Verbrüderung Belgiens mit Deutſchland, einer Verbrüderung, gegründet auf das Bewußtſein der gemeinſchaftlichen germaniſchen Abſtammung, aber ebenſo auch auf die Gemeinſchaftlichkeit der geiſtigen Bildung und Intereſſen, für beide Theile hervorgehn würden.

Nur erinnern wollen wir, daß es auch hier nicht genug iſt, bei Muſikfeſten und feierlichen Zuſammenkünften, unter Liedern und Gläſerklirren, der dargereichten „Broederhand" die unſrige gleichfalls darzubieten: ſondern vielmehr daß es auch hier die Freiheit iſt, der allein es anſteht, ja die allein im Stande iſt, das Bündniß zweier Völker einzuſegnen. —

Ueber Reiſen und Reiſeliteratur der Deutſchen.

Man hat es noch nicht für werth erachtet, unſere Reiſebeſchreibungen, ſoweit dieſelben nicht in rein wiſſenſchaftlicher oder doch gelehrter Rückſicht geſchrieben wurden, ſondern mehr oder weniger in das Gebiet derjenigen Literatur hinübergreifen, welche man die ſchöne zu nennen pflegt (und von dieſen allein ſoll hier die Rede ſein), einer überſichtlichen und zuſammenhängenden Darſtellung, Entwicklung und Beurtheilung zu unterwerfen. Und doch möchte auch an dieſem abgeſonderten, mehr blätter- als früchtereichen Zweige ſich deutlicher, als man glaubt, das eigenthümliche Wachsthum und der geſammte Bildungsgang des großen Baumes unſrer Literatur, ja unſrer geiſtigen Entwicklung überhaupt nachweiſen laſſen.

Zwar allzuweit werden wir dabei nicht zurückgreifen dürfen. Gereiſt allerdings wurde auch in frühern Zeiten, nicht bloß in Geſchäften, nicht bloß zu Handelszwecken, ſondern allerdings auch, wie man es nur immer von einem Traveller oder gar einer „Reiſendin" unſrer Tage verlangen mag, gereiſt um des Reiſens willen.

Und dennoch war ein Unterſchied, ein höchſt beträchtlicher. Die Reiſen des Mittelalters — oder richtiger geſagt, in der Uebergangsepoche vom Mittelalter zur modernen Zeit, im ſechzehnten, ſiebzehnten Jahrhundert (denn in der That fangen ſie erſt hier an ſich zu zeigen) waren nicht bloß, wie heutzutage, ein Schmuck, allenfalls eine Schule des Lebens, nein, ſie waren unmittelbar ein Stück des Lebens ſelbſt. Sie waren meiſtentheils mit Kriegsdienſten verbunden, welche man hier oder dort in der Fremde, in Flandern, in Italien ꝛc. leiſtete; man reiſte, indem man Soldat war, man wurde Soldat, um reiſen zu können. Sogar gelehrte Männer, Männer, welche weit weniger durch hohlen Durſt nach Abenteuern, als durch beſtimmte wiſſenſchaftliche Zwecke in die Fremde gezogen wurden, verſchmähten es nicht, ſich gelegentlich als Landsknecht oder dergleichen anwerben zu laſſen, um etwa die Alpen zu überſchreiten oder die Woge ferner Meere zu durchkreuzen; ſie ergriffen (man erinnere ſich, unter Vielen, an Ulrich von Hutten

und ſeine Römerfahrt) den ſtrengen Dienſt des Mars, um, unter ſeinem Schutz, nur deſto eifriger den Muſen dienen zu können.

Und was ferner ein weſentlicher Unterſchied iſt: nicht ſowohl eine Auffriſchung, eine bloße Bereicherung des Lebens war es, was man bei dieſen Reiſen beabſichtigte: vielmehr eine völlige Veränderung, eine gänzlich neue Begründung. Wenige, wenn das Glück ihnen irgend wohl wollte, der Fürſt oder Heerführer, in deſſen Dienſt ſie ſtanden, ſich günſtig, das Land angenehm, die Frauen geneigt erwieſen, kurzum, wenn das Glück ihnen irgendwie die Hand bot zu dauernder Anſiedlung, ſo waren Wenige, welche dieſe Hand verſchmäht hätten; es waren mehr Auswanderungen, als Wanderungen, mehr Anſiedlungen, als Reiſen. Die Welt war auch damals in Bewegung, gewiß: aber die Elemente vertauſchten ſich nur, es war keine innerliche Erweiterung, nur eine äußerliche Veränderung, ſie kehrten nicht, geſättigte Wogen, mit dem Inhalt der Fremde in die alte Heimath zurück, ſie tauſchten ſich nur gegen einander aus; die Welt wurde breiter, nicht tiefer, das Leben größer, nicht reicher.

Zu ſchriftlichen Aufzeichnungen hatten dieſe Leute, Leute des Schwertes und der That, begreiflicher Weiſe keine Zeit; ſelbſt die Gelehrten unter ihnen begnügten

ſich, etwa einzelne beſonders lebhafte Eindrücke, beſonders intereſſante Abenteuer in lateiniſchen Verſen, in zierlich gefeilten Diſtichen feſtzuhalten. Es gehörte ſchon ein Gelehrter von Haus, ein Philolog von Handwerk, ein Alterthumsforſcher von Profeſſion, wie Conrad Celtes, dazu, um derlei vereinzelte Momente in größere Maſſen zu verarbeiten und in einer Reihenfolge von Elegieen, beſchreibenden Gedichten, Lobgedichten ꝛc. ein ziemlich vollſtändiges Bild ſeiner geſammten Reiſen zu entwerfen. Dies, wie geſagt, war ſchon eine Ausnahme; die Mehrzahl reiſte fürs Leben, nicht für die Literatur, die glorreiche Erfindung der Tagebücher war noch nicht gemacht, es gab noch keine Buchhändler, welche Vorſchuß leiſteten auf Reiſebeſchreibungen vor der Reiſe ſelbſt, noch keine Autoren, welche reiſten um zu ſchreiben, ſchrieben um zu reiſen.

Eine andere Geſtalt gewann dies, ſeitdem, im Laufe des ſiebzehnten Jahrhunderts, der urſprünglich ritterliche, thatluſtige Charakter der Nation, der namentlich auch in dieſen Reiſen und Heerzügen ſich Luft zu machen geſucht, zurücktrat und endlich ganz verſchwand gegen gelehrte Stubenſitzerei, philologiſchen und theologiſchen Pedantismus, Philiſterei und Bequemlichkeit. Die frühern Reiſen waren eine Befriedigung der Thatluſt, ein Stück Leben ſelbſt, ein buntes, vielfarbiges, geweſen: jetzt, zu

der encyklopädiſchen Bildung der Zeit, die ſich namentlich auch in der gleichzeitigen Entſtehung des Journalismus, als der eigentlich encyklopäoiſchen Literatur, kund gab, bildeten encyklopädiſche Reiſen, Reiſen voll gelehrten Intereſſes, voll Sammelfleiß und Curioſitätenkrämerei, ein ſo nöthiges, wie glückliches Supplement; die Polyhiſtorie, welche in den Wiſſenſchaften herrſchte, wollte auch äußerlich ein ihr entſprechendes Terrain beherrſchen. Wie früher Feldlager, Belagerungen, Kriegszüge, ſo jetzt wurden Muſeen, Bibliotheken, Sammlungen, ſo Höfe, berühmte Gelehrte, literariſche Geſellſchaften das Ziel der Reiſen; es ſind die Reiſen der alten Magiſter, der Hofmeiſter, der Mentoren.

Beſchrieben wurden dieſe Reiſen allerdings: aber nicht anders, es ſei denn in Folio, zum Mindeſten in Quart, mit zahlreichen Kupferſtichen, zuvörderſt der WohlEhrbare, HochAnſehnliche ſelbſt, mit Wolkenperücke und Amtstalar, wie er, der Heimgekehrte, der Weitgereiſte, das Wunder ſeiner Vaterſtadt, ſtattlich einherſchritt unter ſeinen erſtaunten Mitbürgern. Aber an der ſchönen Literatur hatten dieſe Beſchreibungen doch keinen Theil, noch ſie an ihnen: es waren trockne, gelehrte Compendien, Werke, mit Einem Wort, wie (um ſogleich das bedeutendſte dieſer ganzen Richtung, ein in ſeiner Art noch heut nicht unverdienſtliches Werk zu nennen)

„Joh. Georg Keyßlers, der Königlich Großbritanniſchen Societät der Wiſſenſchaften Mitgliedes, Neueſte Reiſen durch Deutſchland, Böhmen, Ungarn, die Schweiz, Italien und Lothringen, worinnen der Zuſtand und das Merkwürdigſte dieſer Länder beſchrieben und vermittelſt der Natürlichen, Gelehrten und Politiſchen Geſchichte, der Mechanik, Maler = Bau = und Bildhauerkunſt, Münzen und Alterthümer, wie auch mit verſchiedenen Kupfern erläutert wird. 1741, 2 Bde in Quart" — ein Werk, über das wir nichts Weiteres hinzuzuſetzen brauchen, da ſchon dieſer Titel es hinlänglich charakteriſirt.

Und ſo iſt denn, irren wir nicht, die erſte Einführung der Reiſeliteratur in die ſchöne Literatur überhaupt erſt in der Blüthezeit der Sentimentalität und der gemüthlichen Ueberſchwänglichkeit erfolgt. Es war gerade in dieſer Zeit, als Yorick's Sentimental Yourney, ſchon 1768 überſetzt (von Bode: dieſe Ueberſetzung erlebte bis in den Anfang des neuen Jahrhunderts fünf Auflagen), erſchien, und konnte es nicht fehlen, daß, bei der damaligen Muſtergiltigkeit der engliſchen Literatur im Allgemeinen, ſodann bei der wunderbaren Energie, mit welcher gerade Sterne, in ſeinem bizarren Gemiſch von Empfindſamkeit und Frivolität, von Enthuſiasmus und Nüchternheit, das ausſprach, was weit und breit, diesſeit und jenſeit des Meeres die Gemüther bewegte, die Nach-

ahmungen Yorick's und mit ihnen die ſentimentalen Reiſen ſich ebenſo häuften, wie wir nur irgend in unſern Tagen andere Könige andern Kärrnern zu thun geben ſehen.

Es geſellte ſich dazu, daß jener ſentimentale Hang, wie er durch die Naturmalerei (in Brockes und mit entſchiedenſtem Erfolg in Kleiſt) war verbreitet worden, nun auch ſelbſt wieder eine neue, bis dahin unerhörte Art des Naturgenuſſes, um nicht zu ſagen der Naturſchwelgerei, ein Jagen und Suchen nach Naturbeſchauung, ein Erbauen und Begeiſtern an landſchaftlichen Schönheiten hervorbrachte, welches gerade dieſes Genre der Reiſeliteratur ungemein befördern mußte.

Denn wie dazumal die Schwärmerei für Natur und Naturgenuß unſere Jünglinge (man erinnere ſich der göttinger Verbündeten!) hinaustrieb ins Freie, in die ſüße Pracht der Blüthezeit, die ſtille Melancholie der Mondnacht, und wie unſere Poeten dieſe Eindrücke in Oden und Liedern wiedergaben: ſo trieb ſie dieſelben auch weiter ins Land hinaus, ſchwellte ihnen die Bruſt mit Wanderſehnſucht, und ließ ſie endlich ebenſo das Geſehene und Erfahrene in Reiſebeſchreibungen niederlegen. Es war überdies die Zeit, wo, nach dem Göthe'ſchen Ausdruck, die Literatur ſich näher rückte: literariſche Freundſchaften wurden geſucht und geſchätzt und namentlich

auf Reiſen und Beſuchen mit raſchem Enthuſiasmus gegründet. Ja als nun bald darauf in dieſe wunderliche Maſſe durch Lavater's Phyſiognomik ein neues, mächtiges Ferment hineinkam, da gab es für die Reiſeluſtigen einen ſolchen Ueberfluß von Motiven, Titeln und Berechtigungen, daß nicht allein der Parnaß in wandernder Bewegung erſcheint, ſondern auch die übrige Welt mehr und mehr in dies Treiben hineingezogen wird.

Eine beſondere Geltung gewinnt von da an die Schweiz, theils als das Mekka der Naturreiſenden, theils aber, was man ja nicht außer Acht laſſen darf, der literariſchen Bedeutung wegen, die ſich damals an die Schweiz knüpfte und wie mit einem Heiligenſchein jene Ufer und Inſeln des zürcher Sees umgab, an denen einſt Klopſtock ſeine Fanny zu vergeſſen geſucht hatte, und die nun fortlebten in den geliebteſten ſeiner Oden: nicht zu erwähnen, daß nun auch Lavater, für Manche der Meſſias ſelbſt, für Unzählige ein Prophet deſſelben, in der Schweiz ſeine heilige Stätte gegründet hatte. Dieſe Richtung der deutſchen Sentimentalität hat ſich außerordentlich lange behauptet; wir dürfen nur den Namen Matthiſſon nennen, um unſere Leſer ſogleich daran zu erinnern, wie viel von dieſem ſanften, ſüßen, enthuſiaſtiſchen Ichor (denn gemeines Blut, wie andere Menſchen es auch haben, wagen wir dieſen Lebensſaft

der Sentimentalen nicht zu ſchelten!) noch in der gegenwärtigen Literatur und dem nie ausſterbenden Troſſe der Nachahmer ſich regt.

Allein unſre Poeſie ſelbſt war nicht lange in der Sentimentalität, dieſem bloßen ſelbſtſüchtigen Selbſtempfinden des bewegten Ich, ſtecken geblieben. Es war dies nur ein Kriegslärm geweſen, mit welchem ſie überhaupt das Subject, das ſie ſeit Jahrhunderten in Convenienz und Dogma verloren, als poetiſches Eigenthum ſich wiedererobert hatte. Nicht mehr abſtract das Subject und ſein maßloſes Pathos allein (wie in den Stürmern und Drängern), ſondern das ſchöne Subject ward Ziel und Aufgabe der Poeſie; Winkelmann, Heyne und Homer löſten Brockes, Kleiſt und Klopſtock ab, die Kunſt trat an die Stelle der Natur, und — Göthe reiſte nach Italien.

Dieſes Land von nun an ward, was bis dahin die Schweiz geweſen; die Gletſcher und die Seen und der Rheinſturz mußten zurückweichen vor dem Apoll von Belvedere, der Sixtiniſchen Capelle und der Kuppel der Peterskirche. Mit einem Worte, die Bewunderung der Schweiz fing an die Stelle einzunehmen, in welcher der Italienfahrer auf ſeiner Reiſe ſelbſt die Schweiz erblickte: ſie lag an der Schwelle ſeines Allerheiligſten, er nahm ſie mit, wie im Vorbeigehen, ſie war ein Zweites und

Beiläufiges geworden, während von Rom Einer dem Andern zurief, daß es noch immer die Herrscherin der Welt, Italien noch immer der Garten der Erde sei.

Dieser Uebergang vom Naturenthusiasmus zur Kunstschwärmerei zeigt sich zum Theil noch in Heinse's Reisebriefen. Bald aber kam die Kunst und mit ihr Italien zur unbestrittenen Hegemonie, und es ist fast rührend anzusehen, wie von Weimar, als dem eigentlichen Mittelpunkt dieser Cultur, die in Göthe ihren hauptsächlichen und unvergleichlichen Repräsentanten hat, Einer den Andern nachzieht nach Italien, wie das bloße Wort Italien ein Funke wird, der Unruhe in die Glieder treibt und das Blut sieden macht, und wie dieser allgemeine außerordentliche Rausch bald selbst diejenigen erfaßte, die doch ihren Durst aus ganz andern Gefäßen zu stillen im Sinne hatten, als aus dem köstlichen antiken — und also heidnischen, also ungeweihten Becher Italiens.

Denn schon 1791 reisten die Stollberge, auch jenen Apoll von Belvedere und all jene Ueberreste heidnischer Kunst anzusehen, von denen sie nachher meinten, die alten Bilder, Götter wie Menschen, Männer wie Weiber, sähen doch alle nur aus wie melancholische, verdrießliche, zornige Heiden, und „selbst auf den Gesichtszügen der ewigen Götterjugend schwebe, wie eine

ſchwarze Wolke, der Gedanke des Todes" (Reiſe, II, 310; vergl. Bd. III, 75). Dieſe alſo, das ſieht man, trieb Begeiſterung und Liebe für die alte Kunſt nicht nach Italien, und Göthe und Schiller ſchoſſen daher auch die Pfeile ihrer Xenien gegen dieſe Stollberg'ſche Reiſe. Freilich, hätten ſie damals ſchon geahnt, was bald darauf die Welt erfuhr, daß nämlich nicht die ewig ſprudelnde Quelle der alten Kunſt, ſondern ein Tröpfchen Weihwaſſer aus dem Becken zu Rom es geweſen war, wonach die Stollberge dürſteten, und hätten ſie damals ſchon gewußt, welche würdige Begleitung dieſe Reiſenden an dem Herrn von Droſte, dem nachherigen Erzbiſchof (denn es krümmt ſich früh, was ein Haken werden will!), gehabt hatten, ſie würden ihre Pfeile vermuthlich anders gerichtet oder voll ſtummen Grams im Köcher behalten haben.

So dürfen wir hier die Stollberg'ſche Reiſe als den Uebergang zu einer neuen Phaſe betrachten, in welche mit ihr unſere Literatur überhaupt und ſomit auch die Literatur der Reiſen getreten iſt: jene Phaſe meinen wir, in welcher man die heitere Bläue des italiſchen Himmels mit der wüſten Dämmerung des Mittelalters vertauſchte, wo an die Stelle der ſchlankſäuligen, luftigen Tempel des Alterthums die engen, ſchnörkelhaften Bogen gothiſcher Kloſterkirchen traten, wo man den

Apoll für einen St. Sebaſtian, die lächelnde Mutter der Grazien für ein Muttergottesbild dahingab, kurzum: wo die Reaction der Romantik begann und Tieck — nicht der Verfaſſer der Novellen, ſondern der Herausgeber von Sternbald's Wanderungen — auf den Stuhl des Meiſters ſollte erhöhet werden.

Italien freilich blieb bei dieſem Wechſel noch immer unverändert das Ziel der Pilger. Steht doch in Rom nicht bloß der Faun, auch der Papſt lebt in Rom, und nicht Rafael allein hat gemalt, ſondern auch vor ihm haben Meiſter, welche zweifesohne frömmer, als geſchickt, und beſſere Chriſten, als Künſtler waren, Heilande am Kreuz und betende Marien und Wunder und Myſterien gemalt. So bekam nun Italien zu dem Ruhm, die lieblichſte Heidin zu ſein, auch noch den der frömmſten Heiligen; zu dem Epheukranz ward die Dornenkrone, zu dem weltlichen das geiſtliche Diadem geſellt — ja ſind wir recht berichtet, ſo haben auch die neuen Pilger in Perſon dieſe doppelte Natur Italiens, die überſinnliche und ſinnliche, in der eigenen Praxis recht wohl zu vereinigen gewußt.

Im Ganzen freilich iſt dieſe Richtung weniger in Reiſebeſchreibungen vertreten worden. Dieſe Gattung wäre dem transcendenten Enthuſiasmus dieſer Herren zu plan, zu trivial, zu proſaiſch geweſen; auch hätte ſelbſt

die dünnste Reisebeschreibung mehr Leib, mehr Plastik erfordert, als sie meist aufzuwenden im Stande waren. Sie verarbeiteten daher Italien mehr gelegentlich, mehr gesprächsweise; auch gehören zu ihnen jene Vielen, die nur den Pinsel zu führen wissen, jene Maler, die mit ihren Marieen und Engeln und Heiligen uns nur Langeweile oder im glücklichsten Falle Bedauern über das verirrte Talent erregen. —

Desto munterer dagegen gedieh und gedeiht noch heute jene ältere kunstkennerische Reisebeschreibung, wiewohl sie sich allmälig aus der Sphäre der schönen Literatur zurückgezogen und, die Kunst mit den Künsten, die Poesie mit der Industrie vertauschend, sich mit Vasengemälden und ein Bischen Mythologie und ein Bischen Archäologie in der Wissenschaft dilettirend niedergelassen hat.

Hier möchte wohl gleich der Ort sein, ein Vorurtheil oder Mißverständniß der jüngsten Zeit zu berichtigen: dieses nämlich, als ob die Stimmen, welche neuerlichst in Spott und Warnung gegen die einseitige Ueberschätzung Italiens und das wunderlich übertriebene Gewicht sich erhoben haben, welches die exclusiven romantischen Cirkel auf den Besuch dieses Landes legen, damit einen Bannspruch über Italien überhaupt hätten aussprechen und jenem komischen Wehe! Wehe! sich an-

schließen wollen, welches ein bekannter, nun wohl auch vergessener Reisender über Italien ausrief, weil er den Biß der italienischen Flöhe und anderes ähnliches Ungemach nicht hatte ertragen können. Selbst Wohlmeinende haben sich diesem seltsamen Mißverständniß mit einem Eifer und einer Gereiztheit hingegeben, die unbegreiflich scheint, dennoch aber, wenn wir nicht irren, sich sehr leicht erklären läßt.

Nämlich wir Deutsche sind gründlicher und inniger Natur; eine Reise nach Italien ist (oder war doch bis vor Kurzem) der Mehrzahl von uns nicht, wie etwa den professionirten travellers anderer Nationen, die ihre season in Rom oder Neapel machen, weil es eben zu Hause keine comfortablen Vergnügungen giebt, nur ein veränderter Aufenthalt, ein bloßer Zeitvertreib, eine Ergötzungsreise: sondern den Meisten ist oder war es eine Herzensangelegenheit, ein lange und sehnlich gehegter Wunsch, ein Traum der Kindheit, den sie endlich nach jahrelanger Ungeduld nur spät und mühsam auszuführen im Stande sind. Schon daß wir nicht so reich sind, wie unsere Nachbarn, daß die größere Mehrzahl, die vielen Gelehrten und Künstler, die es nach Italien treibt, diese Reise oft erst durch Opfer, durch Entbehrungen und Einschränkungen erkaufen müssen, erhöht ihnen den endlichen Werth derselben, bringt sie zu Italien immer ent-

ſchiedener in das Verhältniß des Liebenden zur Geliebten, macht ſie aber auch eben deshalb um ſo gereizter und empfindlicher gegen jedes Wort, welches die unbedingte Schätzung, alſo Ueberſchätzung Italiens in Zweifel zieht und auch hier auf das richtige Maß, die ernſte Wahrheit dringt.

Und mehr, ſcheint es uns, haben jene Stimmen ſelbſt niemals gewollt. Oder wer möchte in Wahrheit die hohe Bedeutung läugnen, welche Italien durch ſeine Natur, ſeine Kunſt, nicht minder, wennſchon auf eine weniger freundliche Art, durch ſeine Geſchichte für einen Jeden hat, der es mit offenen Augen und geradem Sinne zu betrachten weiß? Gewiß, ſo lange auf unſern Fluren der nordiſche Nebel laſtet, den der ewig blaue Himmel Italiens nicht kennt; ſo lange jene üppige Natur, jenes heitere Sinnenleben, das bei uns nicht zur Reife gedeihen kann, in Italien ſich lieblich, in fröhlicher Fülle, entfaltet; ſo lange die Schönheit der Kunſt, die Erinnerung alter Zeiten ein Herz bewegt; ſo lange endlich es auch von Nutzen für uns ſein wird, zu ſehen, was bei allen Geſchenken der Natur, allen überſchwänglichen Gaben des Himmels, aus einem Volke wird, wenn es verlernt hat, ein Volk zu ſein, und wie wenig die äſthetiſche Befreiung allein genügt: — ſo lange wird Italien von unſern Dichtern, unſern Künſtlern, unſern

Gelehrten besucht werden, so lange wird es die köstliche Bildungsschule bleiben für Jeden, der den Aufenthalt in diesem Lande wirklich zu würdigen versteht.

Aber da eben hängt es! Wie es im Alterthum nicht Jedem frei stand, Korinth zu besuchen, so und noch viel mehr ist es nicht Jedem vergönnt, Italien zu sehen, auch wenn er mitten auf dem spanischen Platze stände und alle Gassen von Neapel kennte, wie die Winkel seines Vaterhauses. Denn waren es nur gemünzte Talente, nur Frische und Jugendkraft des Körpers, was man nach Korinth mitbringen mußte, so bedarf es in Italien vielmehr geistiger Talente, es bedarf geistiger Jugend und frischer, ungeschwächter und unverblendeter Sinne, um nicht als ein Geck über die Alpen zurückzukommen, die man erst als ein Thor überstiegen hat. Nur gegen diesen Mißbrauch Italiens kann, unsers Bedünkens, jene Polemik gerichtet sein — gegen jene Schwätzer, die noch heut die gut neapolitanische Hyperbel: vedi Napoli e mori! in unserer deutschen Gegenwart wollen zur Wahrheit machen; gegen jene Gelehrten, die sich wie Mauerschnecken festsaugen an pompejanischem Trümmerwerk, oder wie Milben einnisten in alte Schriften, aber die Fühlhörner einziehen und erschrocken davonlaufen, wo ein frischer Hauch der Geschichte sie anweht; gegen jene Dichter, die ein weiches Herz haben für die Wollust italischer Nächte

und die schwarzen Augen der römischen Mädchen und sogar für die Ruinen ich weiß nicht welchen alten Tempels, — aber kein Herz haben für den schwülen Mittag unsrer Geschichte, für den weinenden Blick unsres Volkes, für die Ruinen unsrer Freiheit; gegen jene Maler, die uns mit ein paar Albaneserinnen und einigen Marienköpfen und ein paar italienischen Landschaften abzuspeisen gedenken, wo wir Gemälde voll That und Handlung erwarten, die dem Inhalt unsrer Zeit entsprechen; gegen jene Aesthetiker endlich, die Wunderdinge geheimnissen von dem Kunstverständniß, das ihnen jenseits der Alpen aufgegangen, und die daher mit einem achselzuckenden: Er war nicht in Italien! jede andere Meinung, die an ihre ausschließlichen Kreise sich heranwagt, ablehnen zu dürfen meinen.

Diesen also, nicht dem schönen Italien selbst, nicht denen, die es verstehen und richtig würdigen, gilt der Krieg. Aber gegen diese ist es auch ein berechtigter, ein nothwendiger Krieg: ein Krieg, dessen Ausgang für die sittliche Erstarkung, die männliche Erhebung unsrer Literatur und somit also auch unsers Volkes wichtiger sein wird und einflußreicher, als man, bei der scheinbaren Geringfügkeit des Gegenstandes, etwa glauben möchte.

Auch hat Italien bereits in Wirklichkeit das Principat verloren, welches ihm bis dahin Reisende und

Reiſebeſchreiber eingeräumt hatten. Die Entwicklung der Poeſie iſt nicht bei Göthe, nicht bei dem ſchönen Subject ſtehen geblieben: eine Verſöhnung und Durchdringung der Poeſie und der Geſchichte, der Kunſt und der Wirklichkeit, der Literatur und des Lebens iſt in Ausſicht geſtellt, und wird von den verſchiedenſten Seiten, zum Theil ſehr bewußtlos, angeſtrebt.

Es gehört nicht hieher, zu entwickeln, welchen Theil an dieſer Arbeit des modernen Geiſtes die bekannte jüngere Literatur, die Literatur der dreißiger Jahre, halb übernommen, halb überkommen hat. Jedenfalls gebührt ihr das Verdienſt, dieſen neuen Tendenzen in der Reiſeliteratur zuerſt zum Durchbruch verholfen zu haben, wie denn dieſe Literatur überhaupt recht eigentlich der Tummelplatz und gleichſam die Domäne dieſer Autoren iſt. Auch wie dies gekommen, mögen wir hier im Einzelnen nicht nachweiſen; wir müßten von polititiſchen Denunciationen, von erzwungener Heimathloſigkeit, unfreiwilligen Reiſen und anderem gewaltſamen Unrecht ſprechen, einem Unrecht, an welchem bald nichts weiter merkwürdig ſein wird, als daß es, durch tägliche, ja ſtündliche Uebung, ſo ganz aufhört, merkwürdig zu ſein.

Auch iſt dies nur die eine Seite; von der andern her war es, im Guten wie im Böſen, im Wahren wie im Falſchen, freie Wahl dieſer Autoren, daß ſie ſich

mit ſo beſonderem Eifer auf Reiſen begaben und mit ſo überſtrömendem Fleiß eine ganze dickleibige Literatur der Reiſebriefe, Weltfahrten, Spaziergänge, Reiſenovellen producirten. Gemeinſam iſt ihnen Allen die Emancipation von Italien und der verjährten Ueberlieferung italiſcher Herrlichkeit. Nicht die Kunſt, ſondern die Politik, die Geſellſchaft, das öffentliche Leben iſt ihr Wahlſpruch: Paris daher, der Heerd der Julirevolution, das Herz der neuen Geſchichte, die Weltſtadt, wo Heine und Börne und nach ihnen die Hunderte deutſcher Flüchtlinge eine Stätte fanden, das Ziel ihrer Fahrt, — vorausgeſetzt nämlich, daß ſie überhaupt noch ein Ziel haben und nicht abſtracter Weiſe bloß „Welt fahren". Und wer möchte läugnen, daß dieſer politiſche, dieſer ſociale Geſichtspunkt bei Weitem der wichtigſte iſt, den ein Reiſender haben kann? Hätten ſie denſelben alſo nur immer in Wahrheit feſtgehalten, hätten ſie wirklich immer nur den Pulsſchlag der Zeit behorcht und in wahrhafter lebendiger Schilderung uns ein Bild eigener wie fremder nationaler Zuſtände gegeben, ſo würde dieſe Reiſeliteratur durchaus nur mit Dank aufzunehmen und als ein bedeutender Gewinn und Fortſchritt unſrer Literatur überhaupt zu ſchätzen ſein.

Aber dazu wäre Mancherlei nöthig geweſen, was gerade ſie entweder nicht aufwenden wollten oder nicht

konnten: — zunächſt alſo (da Niemand durch das Reiſen wird, was er nicht zu Hauſe im innerſten Kern ſchon geweſen iſt) Kenntniſſe und Studium, allerdings ein läſtiges Gepäck, das ſich minder leicht erwerben läßt, als eine Taſchenpolyglotte und Reichard's Paſſagier auf Reiſen. Es wäre dazu innerer Fond und eigne productive Kraft nöthig geweſen, ſtatt daß nach dem eigenen Bekenntniß dieſer modernen Weltfahrer ihre Reiſen nur zur Anreizung und Belebung ihrer productiven Kraft, nur zur Ausfüllung des ungeheuren Vacuum dienen ſollen, das ſie ſelbſt in ſich verſpüren, — fürwahr, ein großartiger Luxus! Ehedem freilich genügte unſern Poeten ein Blick aufwärts zu dem blauen Himmel, ein Athemzug erquickender Frühlingsluft, ein Gang durch den duftigen grünen Wald, um das Herz zu erfriſchen, die Kraft zu beleben und die Saiten der Seele zu harmoniſchem Spiel zu ſtimmen. Gutmüthige Kinderzeit der Literatur, wo man ſich Decennien lang, wie von etwas Großem, von Kleiſt's „Bilderjagden" erzählte, die er in den Straßen von Potsdam, auf der Wachtparade und in der nächſten, einförmigen Umgebung ſeines Ortes ſollte angeſtellt haben! Jetzt bedarf es anderer Aphrodiſiaca, um die Productionskraft unſrer jungen Literaten anzureizen! Jetzt müſſen ſie Paris geſehen haben und London, und müſſen einen ſelbſtmitgebrachten türkiſchen Shawl

um das blaſſe Haupt winden können, eh' ihnen ein Verschen, ein Novellchen, eine kleine niedliche Tendenzkomödie glücken will! Ach und dennoch, ſo viel Länder ſie ſchon durchirrt, in ſo viele Meere (nämlich in den Seebädern) ſie ſchon, wie ein bedrängter Arion, geſprungen ſind: immer noch will der rechte Trieb und Aufwuchs nicht kommen, es läßt ſich kein Ems entdecken für die unfruchtbare Poetenſeele, und die „Delphine," welche geſchwommen kamen, haben nur unausſprechlich thörichte Novellen, unſäglich vergeſſene Komödien gebracht — und überdies bekanntlich ſchon längſt ſich im Sande feſtgefahren.

Dies nämlich iſt der Uebelſtand, daß die Erde zwar groß iſt, aber doch nicht unendlich, daß es der Länder und Städte zwar viele giebt, aber doch nicht unzählige, und daß den Weltfahrern die Welt ehe (wie das Sprichwort ſagt) mit Bretern vernagelt iſt, als ſie des eigenen Vortheils wegen wünſchen. Darum nun, und weil man doch intereſſant ſein wollte, quand même, und weil ſelbſt das ſtrenge Feuer des Ungemachs jenen Individuen die Schlacken der Eitelkeit und des Egoismus nicht hat ausbrennen können, vielmehr ſie nur noch feſter mit ihnen verſchmolzen hat (ein Urtheil, welches, ſo herb es iſt, wir dennoch ohne Scheu ausſprechen oder eigentlich nur wiederholen dürfen, da jene Individuen durch die Stellung, welche ſie zur Literatur, zur Wiſſenſchaft, zum

Leben einnehmen, es sich längst selbst gesprochen haben und durch ihre eigene Zerrüttung und Selbstverfolgung, ihre kleinlichen Fehden, ihre kindisch gehässigen Anfeindungen es täglich neu belegen!), — darum hat man die neueste Reiseliteratur in eine Klatschliteratur verwandelt, darum hat man, so schlecht der ehrlichen Bourgeoisie diese aristokratische Haltung auch lassen will, das famöse Beispiel jenes Verstorbenen so begierig nachgeahmt, der gar nicht nöthig hat, noch länger mit der Maske der Leiche zu coquettiren, da er wirklich nur eine geschminkte Leiche ist; darum (vielleicht noch aus andern Gründen) machte man Jagd auf Zötchen und Anekdötchen, portraitirte Männer, bei denen man kaum im Vorzimmer seine Karte abgegeben, und brachte jenes System literarischer Spionerie auf, um dessen willen ehrliche Leute, die nicht in der nächsten Woche in irgend einem „Skizzenbuche" wollen abgemalt sein, reisenden Literaten keinen Zutritt mehr gestatten.

Zwar ist auch diese Klatsch-Reiseliteratur älter, als diese Reisenden selbst wissen — was allerdings nicht viel sagen will, wenngleich sie zum Theil Literaturgeschichte schreiben, aber wohlgemerkt! auch nur schreiben. Denn schon vor sechzig Jahren suchte man die halbwissenschaftlichen statistischen und geographischen Reisen durch diesen Zusatz der Klatscherei etwas schmackhafter

und gaumenkitzelnder zu machen: wofür ſtatt aller andern nur Risbeck's zu ihrer Zeit begierig geleſenen „Briefe eines in Deutſchland reiſenden Franzoſen" und viele Partieen der verrufenen Nicolai'ſchen Reiſe, beſonders in den letzten Bänden, aus ſpäterer Zeit zum großen Theil auch Weber's Reiſen als Beiſpiel dienen mögen.

Zum Syſtem iſt dieſe Klatſchliteratur allerdings nur erſt in neueſter Zeit geworden, nachdem der Verſtorbene, weil ja Todte ſich nicht zu ſchämen brauchen, das Eis der keuſchen Scham durchbrochen hat; erſt in neueſter Zeit iſt das Reiſen und Reiſebeſchreiben eine Profeſſion, die reiſenden Autoren ſelbſt Handwerker geworden, nur mit dem Unterſchiede, daß Handwerker ſonſt auf Reiſen gehen, um etwas zu lernen, dieſe aber, weil ſie nichts gelernt haben und auch nichts lernen wollen.

Denn daß ihnen das Reiſen eine bloße Profeſſion, ein bloßes Handwerk iſt, bekennen ſie ja ſelbſt. Wir erinnern uns z. B. „Reiſenovellen" geleſen zu haben, wo der Verfaſſer ſich ſelbſt einführt, zuſammenſitzend im Poſtwagen mit einigen Handlungsreiſenden; auf ihre Frage nach ſeinem Principal antwortet er ganz humoriſtiſch: „Ich reiſe für das Haus . . .," nämlich die Firma des verlegenden Buchhändlers, mit einigen andern unſaubern Witzen, die wir hier nicht wiederholen mögen. Wahrlich, ein würdiger Anfang, ein edles Selbſtgefühl,

dieſe Zuſammenſtellung von Meßreiter, Weltfahrer und — Literaten!

Dieſem Bewußtſein dieſer Reiſenden entſpricht denn auch die Ausführung der Reiſebeſchreibungen, welche, unbekümmert, quid pulcrum, quid honestum, nur das Piquante, das Moderne, das Unerhörte zur Abſicht haben. So entſinnen wir uns ferner, in einem Journale vor etlichen Jahren einen Bericht aus Algier, dem Indien derer, die keine reiſenden Fürſten ſind, geleſen zu haben, in welchem eben derſelbe Reiſenovelliſt erzählt, wie am Abend oder doch bald nach ſeiner Ankunft in Algier er ſelbſt ſich in ein mauriſches Freudenhaus führen läßt, während ſeine Gemahlin der Beſchneidung eines arabiſchen Knaben beiwohnt; nachher kommen Beide zuſammen und theilen ſich ihre Erfahrungen mit — und zu guter Letzt wird die ganze intereſſante Hiſtorie, die allerdings mit einem Male den uralten Schleier von Afrika aufhebt, in einer Zeitſchrift abgedruckt!! Fürwahr, man könnte dies naiv nennen, wenn es nicht frech wäre. Aber doch, was geſchieht nicht, um intereſſant, um modern, um emancipirt zu ſein? —

So nun iſt es gekommen, daß die Reiſeliteratur in der That der Auskehricht der geſammten Literatur geworden, und es wäre wahrlich mehr als traurig, nämlich lächerlich zugleich, wenn die neue Aera, welche man uns pro-

phezeihte und welche man ſelbſt herbeizuführen ſich vermaß, in dieſem Sumpf zu Ende gehen ſollte. —

Allein ſie wird es nicht! Auch die Reiſeliteratur ſelbſt wird ſich aus dem Pfuhl der Perſönlichkeiten und Klatſchgeſchichten, in dem ſie in dieſen letzten Jahren ſich ſo behaglich eingewohnt hat, mit neuer Kraft, zu erneutem, ehrenvollerem Daſein erheben. Ja gerade, was beim erſten Anblick das Uebel nur noch zu vermehren droht, wird es vielmehr vermindern: dieſe weltumſchließenden Eiſenbahnen, dieſe Dampfwagen, Dampfſchiffe, dieſe unermeßliche, täglich wachſende Erleichterung des Verkehrs, indem ſie die Zahl der Reiſenden ins Unendliche ſteigert, wird ſie zugleich eben dadurch die Zahl unſrer Reiſebeſchreiber auf ein entſprechendes Maß zurückführen und in Folge deſſen auch dieſe Literatur ſelbſt von jener Verſchleuderung, jener Unredlichkeit und Liederlichkeit befreien, welche, hier wie überall, die Folge einer zu weit getriebenen Concurrenz zu ſein pflegt. Vor Allem dieſe Klatſchhiſtörchen, dieſe Anekdoten und Perſönlichkeiten, welchen Werth werden ſie noch behalten, welchen Gaumen werden ſie noch kitzeln, ſeitdem ein Jeder im Stande ſein wird, dergleichen, ſobald es ihm beliebt, in eigener Perſon ſogar zu beleben? Wer wird ſich von der Lais mögen erzählen laſſen, ſobald ihre Thür ihm ſelbſt geöffnet iſt?!

So wird die Entwicklung der Geschichte auch hier wieder jenem Speer des Achilles gleichen, welcher die Wunden heilte, die er schlug; die Kunst, die Bildung, die sittliche Energie eines starken, männlichen Charakters wird sich wiederum eines Gebietes bemächtigen, auf dem, einige so ehrenwerthe wie anerkannte Ausnahmen der jüngsten Zeit abgerechnet, seither nur die Industrie, die Roheit, die Charakterlosigkeit ihr gewissenloses Spiel getrieben — und auch die Reiseliteratur wiederum wird sich dem erneuten Organismus unsrer Literatur als gesundes Glied dienstbar einreihen.

Ueber die Armuth der komiſchen Literatur, beſonders der Deutſchen.

Es iſt eine oftmals anerkannte und oft beklagte Thatſache, — beklagt vornämlich von denen, die von der Unbehaglichkeit des eigenen bedrängten und getrübten Daſeins in der ewig heiteren, ewig freien Region des komiſchen Kunſtwerks geneſen wollten, — daß die Literatur des Komiſchen ſo eng und unvollſtändig iſt. Der Schriften zwar, die ſich ſelbſt als komiſche ankündigen, in der That aber nur für uns komiſch werden durch das vergebliche und unzulängliche Bemühen, mit welchem ſie, aufgewachſen zumeiſt als redliche Nutzpflanzen auf dem breiten Acker der Proſa, jene reinſte, höchſte Blüthe der Kunſt für ſich in Anſpruch nehmen, iſt eine vielleicht unüberſehbare Menge, und ſchon in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts konnte Flögel

(Geſchichte der komiſchen Literatur, 1784) eine Reihe von Bänden anfüllen mit den Titeln ſolcher Werke.

Deſto kleiner dagegen iſt die Zahl derjenigen, die das Komiſche nicht bloß als Schild an der Stirne tragen, ſondern denen es aus dem Auge blitzt als die wahrhaftige und innerſte Erfüllung ihres Daſeins. Sogar dieſe Zahl wird, man möchte ſagen, von Jahr zu Jahr kleiner; von Jahr zu Jahr ſcheint die Stimmung der Welt nicht bloß ernſter, nein, auch trübſeliger, die Literatur nicht bloß eintöniger, nein, auch mißfarbiger zu werden; die Ader des Humors droht auszutrocknen, nicht bloß hier oder da, unter dieſem oder jenem Volke, nein, in der Welt überhaupt, in der Literatur als Geſammtheit. Ja während die Waſſer der Sentimentalität, des Weltſchmerzes, der poetiſchen Verſtimmtheit, ſündfluthartig, von allen Seiten zuſammenlaufen, daß wir uns kaum vor ihnen zu retten wiſſen, iſt die Komik völlig im Trocknen; es droht ihr zu gehen, wie jenen Rieſenthieren der Vorzeit, von denen wir auch nur noch einzelne ungewiſſe Trümmer, einzelne Abdrücke und Spuren finden, ſie ſelbſt aber ſind verſchollen und verloren.

Das gemeine Bewußtſein der Leſewelt nun, die eine Ahnung davon hat, daß eben im Komiſchen die höchſte Befriedigung des Geiſtes vor ſich geht, iſt mit dieſer

Unfruchtbarkeit der komiſchen Literatur äußerſt unzufrieden. Ja es fehlt nicht viel, ſo hält ſie dieſe Dürre der komiſchen Literatur, dieſen Mangel an komiſchen Kunſtwerken weit weniger (und dies freilich wäre das Aeußerſte, wozu jenes Bewußtſein ſich erheben könnte) für eine Zufälligkeit, eine Laune des Schickſals, als geradezu für eine Verkehrtheit, eine Böswilligkeit der Dichter ſelbſt. Tagtäglich, räſonniren ſie, wohin man blickt, an jeder Straßenecke, in jedem Bierhaus, jeder Poſtkutſche, wo immer es ſei, geht des Komiſchen unermeßlich Vieles vor; es erfordert keine großen Veranſtaltungen, keine gelehrten Zurüſtungen und Vorkenntniſſe: es iſt eben da, urplötzlich, von ſelber, und wird alſogleich von einem Jeden verſtanden und erkannt; es bedarf keiner künſtlichen Deutung und Empfehlung: Jedem iſt es ein lieber, vielwillkommener Bekannter, überall, wo es auftritt, wird es mit freundlichem Gelächter begrüßt. Aber wozu ſind denn, folgert man weiter, die Dichter vorhanden, was nützen uns ſolche Schriftſteller, die nicht einmal verſtehen, mit dreiſter Hand in dieſen immer bereiten, allgegenwärtigen Stoff hineinzugreifen und, was das Leben ſo reichlich bietet, überzutragen in das Gebiet der Kunſt? Man brauchte ja nur das Leben ſelbſt, wie es iſt, unmittelbar abzuſchreiben, brauchte nur gleichſam zu regiſtriren und aufzuzeichnen, was ſich über-

all, vor unſern Augen, täglich begiebt — und eine reiche komiſche Literatur, reich genug wenigſtens, um das unmittelbarſte Bedürfniß der Leſewelt zu befriedigen und unſre Langeweile anmuthig hinwegzutäuſchen, wäre fertig — fertig ſogar ohne Arbeit, ohne Anſtrengung, ſelbſt ohne beſonderes poetiſches Talent.

Am Häufigſten werden derlei Klagen unter uns Deutſchen laut, die wir denn auch allerdings die ärmſten ſind in Betreff der komiſchen Literatur von allen Völkern: nicht darum allein, weil wir die wenigſten Bücher darin aufzuweiſen haben, ſondern mehr noch deshalb, weil dieſe wenigen ſo wenig gelungen ſind, ja weil die komiſche Literatur, die eine Ringſtatt des Genius, eine Fechtſchule verwegenſter Laune ſein ſollte, bei uns vielmehr, der Mehrzahl nach, zu einem Tummelplatz der Talentloſigkeit, der Trivialität und geiſtigen Ohnmacht geworden iſt. Auf dieſe Weiſe hat es geſchehen können, daß gegen die Beiden, die wir Alle als die ſiegreichen Heroen unſerer Literatur verehren, ſogar allen Ernſtes der Vorwurf verlautbart worden, daß ſie es verſchmäht hätten (ſo ſagt man), dem tragiſchen Lorbeer auch den Preis im Komiſchen beizufügen — als ob je ein Künſtler etwas Anderes hätte werden können, als er geworden iſt! als ob es auch dem reichſten, dem umfaſſendſten Genius verſtattet wäre, durch eigenen Entſchluß die

Bahn zu bestimmen, in welcher er sich auszeichnen will! als ob nicht auch das fruchtbarste, das glücklichste Talent, der gewandteste, vielseitigste Dichter seinen Inhalt — und damit also auch seine Schranke — von der Zeit empfinge und dem Volk und den Verhältnissen, in denen er lebt! — Andere wieder, die in Schiller und Göthe gar den absoluten Abschluß unserer Literatur zu erkennen meinen, haben daraus, daß diese größten Dichter des Komischen nicht Herr geworden, sogar es kaum angestrebt haben, gefolgert, entweder daß das Komische wohl überhaupt nur eine niedere Sphäre, die mit der Erhabenheit des Kothurns sich nicht vergleichen dürfe, oder daß wenigstens wir Deutschen zum Komischen kein Geschick haben: — wobei man viel von dem Ernsten und Sinnigen unsers Wesens geredet, auch wohl gar mit Pharisäermiene sich vor die Brust geschlagen und mit einem dankbar stolzen: Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin gleich diesen! die vortreffliche keusche, tiefe Natur unsers Volkes, des „christlich germanischen," über alle andere Völker erhoben hat.

Sehen wir denn, so vielen sich kreuzenden Meinungen gegenüber, dem Begriff des Komischen selbst etwas näher ins Auge — nicht zwar um ihn völlig zu erschöpfen und nach allen Seiten hin zu ergründen: dies würde gar nicht möglich sein ohne eine Masse vorgän-

giger philosophischer Bestimmungen und Auseinandersetzungen: aber doch nah genug, um uns über sein Wesen im Allgemeinen aufzuklären und jene vielbeklagte Armuth der komischen Literatur, zumal unsrer deutschen, nicht allein erklärlich, vielleicht sogar natürlich und nothwendig zu finden.

Verklärung und Versöhnung der Welt, wie sie ist, ist überall die allgemeine Aufgabe, die göttliche Vollmacht aller Kunst; an ihr, als dem Grundprincip, aus dem Alles sich herleitet, zu dem Alles hinstrebt, haben wir auch hier festzuhalten.

Die Tragödie nun verklärt die Welt, indem sie dieselbe vernichtet; sie löst die Widersprüche auf, indem sie sie aneinander zerschmettert, und aus diesem Chaos des Untergangs, jenseit der Brücke des Todes, hinüberdeutet auf die ewige Morgenröthe des Geistes und der Freiheit.

Die Komik dagegen, in heiterer Duldsamkeit, gesteht auch den Widersprüchen und Unvollkommenheiten des Lebens ihre Geltung zu. Denn so gewiß, so unerschütterlich felsenfest ist sie durchdrungen von der Wahrheit des Geistes und seiner unveräußerlichen Sieghaftigkeit, daß selbst die Irrthümer und Verkehrtheiten, die Mängel und Schwächen sie weder in Besorgniß noch Unwillen versetzen können. Im Gegentheil, sie erkennt durch

sie hindurch das Ewige und Unvergängliche und gesteht daher den Endlichkeiten des Daseins gern ihr neckisches Treiben zu, indem sie selbst es zum schönen, kunstgerechten Spiel verklärt. Wenn daher die Tragödie die Gegensätze zum gewaltsamen Conflicte bringt, so löst hingegen die Komik sie friedlich an sich selber auf; unbeirrt und unbeängstigt durch die Erscheinung des Unvernünftigen, Vergänglichen, Endlichen, führt sie dasselbe, wo immer es auftritt, sofort mit Liebe zurück in das Vernünftige und Absolute.

Dieser Triumph der Rückkehr des abgefallenen, endlichen Geistes in seine Unendlichkeit, diese Freude des Vaters, der den verlornen Sohn zurückführt in sein Haus, ist die Freude, das Erquickliche und Göttliche des Komischen: und so mögen wir das Gelächter, das behaglich erschütternde, wohl einer Festmusik vergleichen, mit welcher der Heimgekehrte empfangen wird. Freilich ist das Ewige allezeit bei uns: denn wir sind ja Geist vom Geiste: und darum, weil Niemand von ihm ausgeschlossen, ist auch kein Mensch ausgeschlossen von dem Genuß des Komischen; vielmehr — denn so nah, so gegenwärtig, so leicht geweckt bleibt uns das Ewige — wird es oft auch vom gewöhnlichsten Bewußtsein, selbst von Kindern erkannt, und es giebt des Gelächters viel auf Erden. Aber wir sind auch Fleisch vom Fleische,

und das Ewige iſt in uns getrübt. Von dieſer Trübung uns dauernd zu befreien und die vollkommenſte Verſöhnung mit uns und der Welt zu erlangen in der idealen Heiterkeit des Geiſtes, iſt die ſchwere, aber auch die würdigſte Aufgabe unſrer Bildung, als deren höchſte und wahrhaftigſte Stufe nun die Heiterkeit, als deren vollſter Genuß das Komiſche erſcheint. Ja wir dürfen in dieſem Sinne das Komiſche wohl auch die höchſte Bethätigung der Liebe nennen, indem wir uns von der Erſcheinung des Endlichen nicht mehr zu Zorn und Haß erregen laſſen, ſondern in ihm ſelbſt das Unendliche fröhlich erkennen, es zurückführen in die Wahrheit und — mit Einem Worte — das Unvernünftige vernünftig machen. Wo daher dieſe Liebe in der Heiterkeit, wo der Humor im Geiſte einheimiſch und die ganze Weltanſchauung eine humoriſtiſche geworden iſt, da wird aller Widerſpruch und alles Unvollkommene des Endlichen dem Beſchauer zu anmuthigſter Ergötzung ſich in die harmoniſche Vollkommenheit des Ewigen verklären, die Welt mit ihren Mängeln wird nur noch ein heiteres Spiel ſein, das jeden Augenblick hinüberdeutet und ſich auflöſt ins Ewige und das wir lieben, eben als die Hülle des Ewigen: — ein Bewußtſein, für deſſen innerſte Seligkeit wir die goldenen Wohnungen der Götter nicht eintauſchen mögen. — So, wenn es erlaubt wäre, von

dieſen Dingen in Gleichniſſen weiter zu reden, möchten wir das Verhältniß der Komik zum Abſoluten mit dem vielverbrauchten Bild der Sonne vergleichen, vor welche ſich Nebelſchichten gelagert haben: aber ſie vermögen die göttliche Gewalt des Lichtes nicht zu hemmen, vielmehr müſſen ſie ihm ſelber als eine Widerlage, ein Spiegel dienen, auf den die Sonne, in gaukelndem Reflex, die zierlichen Wunder der Fata Morgana hinzaubert. In genauerem Ausdruck daher bezeichnen wir die Komik als die vollendete Selbſtgewißheit des Geiſtes, der ſich zur abſoluten Heiterkeit abgeklärt und geſammelt hat.

Aber wenn wir ſchon den Einzelnen hochbeſeligt preiſen, der ſein Leben und ſeine Geſchicke mit dieſem nie ſchwindenden Sonnenglanz des Humors zu verſchönen weiß, ſo iſt es noch viel ſchwerer und bedarf noch viel geneigterer Sterne, wenn das Bewußtſein und die Stimmung ganzer Zeiten und Völker ſich zum Humoriſtiſchen verklären ſoll.

Und doch wird dies geſchehen müſſen, ſoll anders wiederum im Einzelnen diejenige Energie des Humors gedeihen, welche nöthig iſt, damit derſelbe, in urſprünglichſter Lebenskräftigkeit, ſich ſelbſt außer ſich ſetzt als Kunſtwerk. Darum, wie der Dionyſosdienſt der ſpäteſte war von den Gottesdienſten, die vom Aufgange her,

ſelbſt Boten des Aufgangs, die Gemüther zum Dienſt des Göttlichen verbanden: ſo iſt auch in der Kunſt und Literatur der Völker das komiſche Ferment, die alles durchdringende und idealiſirende Heiterkeit, die letzte und reifſte Blüthe. So iſt Ariſtophanes der letzte im Reigen griechiſcher Dichter; ſo hat bei den Italienern die Poeſie es nicht weiter zu bringen vermocht, als bis zu der bunten, luſtigen, übermüthigen Comedia dell' arte, in der das glückliche Behagen eines raſchen, ſinnlichen, von der Natur ſo reich begünſtigten, von der Antike ſo früh genährten Volkes ſich ſo liebenswürdig und ſo deutlich wiederſpiegelt, daß mitten in der nüchternſten Proſa des vorigen Jahrhunderts Gozzi, indem er dieſe Volkskomödie wieder zu beleben ſuchte, den proſaiſchen Tendenzen des Goldoni gegenüber der Poeſie eine neue, wenn auch flüchtige Anerkennung zu verſchaffen vermochte; ſo ſteht der Don Quixote des Cervantes an der Neige der ritterlichen Zeiten überhaupt; ſo ſteht Shakſpeare auf der Grenze vom Romantiſchen zum Modernen; ſo endlich haben nach ihm Fielding und ſeine Nachahmer die ganze liberale und humane Bildung ihrer engliſchen Welt und Zeit in ihren Romanen wie zum Abſchluſſe concentrirt.

Aber nirgend faſt (denn dies liegt in der irdiſchen Natur der Dinge) ſind Zeiten und Völker vom

Humor so durchaus durchdrungen worden, daß nicht die Kunstwerke, denen sie das Dasein gegeben, durch die Unvollkommenheit, in der in ihnen das Komische zur Erscheinung gelangt ist, das Zeitliche und Irdische ihrer Abstammung verriethen.

Besonders nach zwei Seiten hin ist gefehlt worden, nach beiden bei keiner andern Nation häufiger, als bei uns Deutschen, deren komische Kunstwerke deshalb auch die unreifsten sind und als solche den Leser am Wenigsten zu befriedigen vermögen.

Wir haben so eben gesagt, daß die komische Weltanschauung, vermöge ihrer vollen, sichern Sättigung und Erfüllung mit dem Ewigen, die schlechte Wirklichkeit, das Unwahre und Endliche, sich an sich selbst in ein heiteres Spiel auflösen läßt. Den Einen nun schien diese Auflösung der Welt zu weit zu gehen; den Andern schien eben dieselbe nicht weit genug gehen zu können.

Und wiederum bei den Ersteren lassen sich zwei Richtungen unterscheiden. Den Einen, den dogmatischen Poeten, mochte bei dem eignen Spiel ihrer poetischen Laune unheimlich zu Muthe werden; es beschlich sie, scheint es, die Sorge, ob nicht die Wirklichkeit, welche aufzulösen und zu verklären eben sie selber im Begriffe waren, vielleicht auch ihre Rechte haben dürfte. Diese vermeintlichen Rechte glaubten sie zu bewahren und an-

zuerkennen, indem ſie, lehrend und züchtigend, die Poeſie des Komiſchen für die Proſa der Endlichkeit benutzten. Das gab denn jene Satiriker, die ihre Zeitgenoſſen mit directer Lehre unterrichten, beſtrafen, verwarnen wollen und die viel mehr Prediger ſind, als Dichter; es gab jene Komödienſchreiber, deren ganze Stücke gleichſam nur dramatiſirte Chrien ſind zur Erläuterung, ich weiß nicht welcher erbaulich moraliſchen Wahrheit; es gab überhaupt jenes ganze Geſchlecht von Poetaſtern, die den Feenwagen des Humors zugleich als Packetpoſt für Moral und gute Sitte benutzen und den Gott des Lachens und der Luſt zur Schulmeiſterei anhalten wollen.

Nicht zwar, wie dieſe, im Philiſterhaften und Unwahren befangen, aber ebenſo wenig von der rechten, ſiegsgewiſſen Freudigkeit des Humors vollſtändig erfüllt, ſtellen ſich die Andern dar, welche nicht zwar die Wirklichkeit fürchten, ſondern (ſo ſcheint es) für die Wahrheit aller höheren und göttlichen Empfindungen ſelbſt. Das ſind die Leute, von denen die Anſicht herſtammt, als ſei die Komik doch nur eine niedrigere Potenz, als das Tragiſche, und das Weinen bei Weitem anſtändiger, vornehmer und poetiſcher, als das Lachen. Dieſe daher ſuchen dem Komiſchen durch einen tüchtigen Zuſatz von Sentimentalität die nöthige Verfeinerung zu geben. Es ſind das die Stammväter jener larmoyanten Komödien,

jener ſentimentalen komiſchen Romane, bei denen man vor Lachen nicht zum Weinen und vor Weinen nicht zum Lachen kommt: ſo daß der Effect des Ganzen nur ein unbehagliches Gähnen wird. Ja ſo paradox dies auch erſcheinen mag und ſo ſehr wir dabei auf den erzürnten Widerſpruch unſrer meiſten Leſer gefaßt ſein müſſen, ſo glauben wir doch, daß von dieſem oder einem ähnlichen, von hier aus zu erklärenden Irrthum ſelbſt Jean Paul nicht völlig frei geweſen iſt, ſo wenig er auch übrigens unter die ſo eben charakteriſirten Leute gehört, und ſo ſehr wir überhaupt in ihm den größten komiſchen Genius unſerer Nation (wenn auch nur in fragmentariſchen Offenbarungen) zu verehren haben. Wenigſtens wiſſen wir uns die, Frauen zwar und alten Jungfrauen ſehr wohlgefällige, nichts deſto weniger geſchmackloſe und falſche Sentimentalität, welche Jean Paul ſeiner komiſchen Muſe aufgeladen hat, kaum anders zu erklären. —

Dieſen Beiden gegenüber ſteht nun diejenige Richtung, welche man gegenwärtig, nach dem Vorgange Hegels (in der Einleitung zur Aeſthetik), als die falſche Ironie zu bezeichnen pflegt. Dieſe, indem ſie innerlich nichts, als das eigene, empiriſche Ich anerkennt und lediglich deſſen Befriedigung im Auge hat, vergreift, in dem übermüthigen Drange, mit welchem ſie die ganze Welt in einen Taumel der Auflöſung und Verflüchtigung

hineinzutreiben ſucht, ſich auch an dem wirklich Werth- und Inhaltvollen, an der eigenen Schöpfung der Kunſt. Von hier datirt jene vielgerühmte, hochgefeierte Selbſtironiſirung der Romantiker, die aber nicht einmal ihre eigene Erfindung iſt. Das Manoeuvre namentlich, mitten im Kunſtwerk das Kunſtwerk ſelbſt aufzuheben, entweder dadurch, daß man uns mit Schadenfreude ausdrücklich daran erinnert, dies ſei ja Alles nur Illuſion und zwei Schritte hinter dem entzückten Zuſchauer treibe eine ganz andere Welt ihr Spiel — oder dadurch gar, daß man dieſe andere empiriſche Welt, in ihrer ganzen brutalen Nacktheit, gefliſſentlich in das heitere Spiel der Dichtung hinübergelangen läßt: nicht anders, als wenn der Schauſpieler, der eben unſere Herzen fortreißt zu erhabenem Entſetzen als Lear oder Macbeth oder Richard, die Schminke ein wenig herunterwiſchen und verſchnaufend ſagen wollte: „Um Vergebung, ihr Herren, wozu der Lärm und die Thränen? Ich bin ja der Eßlair oder Seydelmann oder Devrient und es wird Niemand todtgeſtochen in unſerem Spiel —" dergleichen Manoeuvre, ſagen wir, iſt ſo alt, wie die Komik überhaupt. Schon bei Ariſtophanes finden wir die Spuren dieſer gefliſſentlichen Verletzung der Poeſie; ja im weiteren Sinne möchte die ganze Parabaſe, als das ausdrückliche Aufheben der poetiſchen Illuſion, als ein ſolcher kranker Flecken oder

richtiger, eine nicht zur Reife gediehene und daher verkrüppelte Entwicklung im Organismus der antiken Komödie zu betrachten sein, der jedoch eben hier, in dem gesammten Zustande der alten Welt, einer gewissen Nothwendigkeit und historischen Berechtigung nicht entbehrt. Wir finden dasselbe ferner bei Plautus und weiterhin in der ganzen italienischen Volkskomödie; sogar Shakespeare hat es nicht verschmäht, auch wohl einmal durch dieses Mittel zu wirken. Und der Wirkung freilich, wenn es auf diese allein ankäme, sind Mittel dieser Art bei der Mehrzahl des Publikums gewiß: ebenso gewiß, als wie Kinder und ungebildete Leute lachen, wenn z. B. der Schauspieler im Pathos seiner Rolle oder der Geistliche auf der Kanzel plötzlich, in der ergreifendsten Stelle, niesen oder husten oder irgend sonst durch eine unfreiwillige Demonstration der gemeineren Natur uns in die crasse Wirklichkeit der Dinge zurückversetzen muß.

Aus Allem bisher Gesagten nun ergiebt sich bereits von selbst, daß die Komik keineswegs, wie man zu sagen pflegt und wie namentlich diejenigen glauben, die sich über die Armuth der komischen Literatur beklagen, nur so am Wege liegt: vielmehr, wie gesagt, haben wir jene göttliche Heiterkeit, deren Tochter sie ist, als die letzte, reifste Frucht der ganzen Bildung, die äußerste und höchste Entwicklung des menschlichen Geistes zu erkennen. Mithin

werden wir auch aufhören, diese Armuth selbst zu beklagen und uns zu verwundern, daß die komische Dichtung überall, und nun gar bei uns, so selten zu einer völligen Kunstreife, einem wahren geistigen Abschluß gelangt.

Wir haben oben die vorzüglichsten Knotenpunkte in der Entwicklung des Komischen bezeichnet. Und doch, streng genommen, von all diesen Dichtern, so vorzüglich sie sind, hat doch den Preis des Komischen nur ein Einziger errungen, nur Einmal in der ganzen bisherigen Entwicklung der Welt, nur in dem Lande, wo der Tempel des Dionysos aufgerichtet stand, nur in Griechenland, und auch hier nur in der attischen alten Komödie, ist der volle Begriff des Komischen wahrhaft erreicht und verwirklicht worden. Selbst Cervantes, Shakespeare und Rabelais können, schon als vereinzelte Erscheinungen, den Vergleich mit jener Zeit nicht aushalten, da die alte Komödie, Trotz aller ihrer Unbändigkeit, in Athen doch legitim war, da der Chor der Ritter, der Wespen die Bühne beschritt und die entzückten Richter dem Verfasser der Frösche den Olivenzweig darboten. Dies war die Komödie im höchsten, einzig wahren Sinne. Nichts da von häuslicher Misere, von unglücklichen Liebespaaren, geprellten Oheimen, unverhofften Erbschaften! Ein Spiegelbild war es des groß-

artigſten, öffentlichen Staatslebens, eine poetiſche Kritik des geſammten attiſchen Daſeins in Politik, Religion, Literatur, immer friſch, immer witzig, immer erfindungsreich, ſtets ohne Schonung und doch niemals ohne Poeſie.

Aber ſelbſt in Athen, ſelbſt unter griechiſchem Himmel konnte dieſe köſtliche Blüthe ſich nicht lange friſch erhalten. Gleich als hätte ſie in ihrem erſten Auftreten die ganze Fülle ihrer Anmuth und Majeſtät verſchwendet, ſo zog, nach einer kurzen, glänzenden Epoche, die Komödie ſich aus jener großartigen, öffentlichen Sphäre in die niedern Kreiſe des Privatlebens, die dürftigen Intriguen der Familienwelt zurück: und dieſelben Bretter, auf denen vor Kurzem noch, zu unausſprechlichem Ergötzen des geſammten attiſchen Volkes, der Wurſthändler Kleon agirt hatte, mußten bald darauf die verſchmitzten Sclaven, die geſoppten Alten, die gewinnſüchtigen Hetären der mittleren und neuen Komödie tragen.

Woher dies geſchehen? Woher dieſer ſo raſche, ſo unaufhaltſame Untergang einer ſo reichen, ſo köſtlichen Literatur? Warum zwei Menſchenalter, ja höchſtens zwei, hinreichten, die Blüthe der Komik, ſelbſt bei einem ſo köſtlich organiſirten, ſo jugendfriſchen, ſo durchaus künſtleriſchen Volke, wie die Griechen es waren, zum Abwelken zu bringen?

Weil gerade in dieſer Zeit die griechiſche Freiheit verloren ging! weil daſſelbe Athen, das noch vor Kurzem von Obrigkeitswegen den Chor ausgerüſtet und bezahlt hatte, der, in ſeiner allgemeinen Verſpottung der Welt, am Wenigſten dieſe Obrigkeit ſelbſt verſchonte — weil, ſage ich, eben dieſes Athen bald darauf in die Hände einer oligarchiſchen, ängſtlich beſorgten Gewaltherrſchaft gerieth, um wenige Jahre ſpäter den Kranz der Ehre und des Ruhmes, den es ſo lange glorreich getragen, auf immer abzuliefern an ſeine macedoniſchen Eroberer!

Dies alſo die Löſung des Räthſels, das Stichwort gleichſam, das entſcheidende, dieſer ganzen Bewegung — und als ſolches auch das Ziel unſrer Betrachtung: wie es in dem einzelnen Subject der idealen Heiterkeit, das heißt eines unſtörbar aufgeklärten, unverwüſtbar freien, in ſich geſicherten Bewußtſeins bedarf, um das Komiſche hervorzubringen: ſo auch ganze Nationen, um wahrhaft eine komiſche Literatur zu haben, bedürfen ſie eines freien Staatslebens. Nur auf dem weiten, freien Grunde eines aufgeklärten, mit ſich ſelbſt einigen, in ſich ſelbſt befriedigten Bewußtſeins vermag die Komik ihre Wunder zu entfalten; nur auf dem weiten, freien Grunde eines durch ſich ſelbſt beſtimmten, ſich ſelbſt genügenden, freien Volkslebens vermag eine komiſche Literatur, eine komi-

ſche Kunſt ſich zu bilden. Halte man uns nicht die Erfahrung entgegen, daß eben unter geknechteten Völkerſchaften am Meiſten Empfänglichkeit für das Komiſche, daß unfreie Städte, wie Berlin und Wien, am Berühmteſten unter uns ſind durch ihre Witze und „geſpaßigen" Einfälle! Entſtehen und zuerſt gleichſam erwachen wird das Gefühl für das Komiſche, in ſeiner roheſten, anfänglichſten Geſtalt, das heißt ein Gefühl für die Verkehrtheiten der Welt und die Fähigkeit, ſich an denſelben durch einen Witz zu rächen, allerdings dort, wo dieſe Verkehrtheiten ſelbſt am Größten, ihr Druck am Empfindlichſten. Aber immerhin, meinen wir, iſt es ein großer Unterſchied zwiſchen einem vereinzelten Witzwort, einer inſtinctmäßigen Fertigkeit, die lächerlichen Seiten eines Gegenſtandes herauszukehren — und einem wahrhaften komiſchen Kunſtwerk; es iſt ein weiter Weg, meinen wir, von dem brutalen Witz eines Berliner Eckenſtehers, den ſchlauen Späßchen eines Wiener Wurſteſſers bis — wir wollen nicht ſagen, zu den grandioſen Schöpfungen, der vollendeten komiſchen Grazie eines Ariſtophanes: ſchon bloß dieſe Zuſammenſtellung wäre ein Frevel! nein, nur der gemüthlichen Heiterkeit, dem behaglichen Lächeln eines Voz, der, was auch die ſtrengere Kritik mit Grund an ihm ausſetzen möge, doch immer den Vortheil hat, einem Volke anzugehören und durch

alle seine Dichtungen die Basis eines Volkslebens hindurchscheinen zu lassen, welches, wie es sei, immerhin noch das freieste ist, das die gegenwärtige, geknechtete Erde trägt.

Und so wären wir also auch hier wieder zu jenem großen Mittelpunkt aller Geschichte und ihrer Bestrebungen, zu jener allgemeinen Antwort aller Fragen gelangt: Freiheit, das A und O aller Dinge, hat auch hier allein den Schlüssel in Händen, der den Zugang zum Reich des Witzes und der Komik öffnet; selbst ein (sollte man meinen) so beiläufiges, so untergeordnetes Ding, wie ein komischer Roman, ein komisches Gedicht, es kann nicht wahrhaft reifen, es sei denn allein an der Sonne der Freiheit.

Aber auch wie es kommt, daß gerade wir Deutschen die Aermsten sind an komischen Kunstwerken, ist nun, dünkt uns, kein Geheimniß länger: die Heloten unter den Völkern, die Proletarier der Geschichte, wie könnten wir es weiter bringen, als höchstens zum „Nante" und etwa, wo es hoch kommt, zu Herrn Hieronymus Jobsen?!

Also, Ihr wackern gelangweilten Seelen, die Ihr solch brennendes Gelüste tragt, Euch in den reinen, balsamisch stärkenden Fluthen der Komik selbst rein und stark zu baden —: es hilft nichts, entschließt Euch, rüttelt Euch

auf aus Eurer Michelei: Ihr müßt, wenn Ihr einmal was Rechtes lachen wollt, vorher auch den Muth haben, erſt einmal was Rechtes zu weinen — oder auch weinen zu machen! Ihr müßt, wenn Ihr ſo lüſtern ſeid nach komiſchen Büchern, auch verwegen genug ſein, die Vorſtudien dazu zu machen durch ſehr ernſthafte Thaten!

Aber die Geſchichte iſt nicht in die Hand der Philiſter gegeben, ſondern umgekehrt die Philiſter in die Hand der Geſchichte, das tröſtet uns — über die Zukunft unſrer Komik ſowohl, wie über viele andere gute Dinge außerdem.

Stellung und Zukunft des hiſtoriſchen Romans.

Kaum eine andere Literaturgattung hat bis auf dieſe Stunde ſo abweichende, ſo widerſprechende Beurtheilungen erfahren, als der hiſtoriſche Roman, dieſe jüngſte, recht eigentlich moderne Frucht der literariſchen Entwicklung überhaupt. Von der Leſewelt gierig verſchlungen, zum Liebling des Publikums erklärt, hat die Kritik ihm nur halbe, mißgünſtige Blicke zugeworfen. Die Mehrzahl unſrer Aeſthetiker hat keinen Anſtand genommen, den hiſtoriſchen Roman geradewegs für eine Verirrung, eine Schöpfung weit mehr der Induſtrie, als der Kunſt, ein bloßes Product der unmäßig geſteigerten Schreib- und Leſeluſt unſers papiernen Jahrhunderts zu erklären. Ja wer es recht gut mit ihm meinte, der bezeichnete ihn wohl als eine Zwittergattung, einen Baſtard von Poeſie

und Proſa, ein Surrogat gleichſam der Kunſt, wie es ſich ziemt für unſre proſaiſche, halbe, kunſtarme Zeit.

Allein auch dieſe Anſicht, ſo probabel ſie ausſieht und von ſo viel Gründen der Wahrſcheinlichkeit und der täglichen Erfahrung ſie auch unterſtützt wird, ſo erſcheint ſie uns nichts deſto weniger bedenklich, inſofern wenigſtens, als von der Gattung ſelbſt und ihrem Begriff, nicht von einzelnen beſtimmten Erſcheinungen, von augenblicklichen Entwicklungsſtufen die Rede iſt.

Der hiſtoriſche Roman ſoll ein Krüppel, eine Zwitterſchöpfung ſein — ganz wohl! Allein ſo wenig ſich läugnen läßt, daß allerdings die Natur Gattungen und Formen hervorbringt, die ewig zu einer gewiſſen Zwitterhaftigkeit, einer verkrüppelten Halbheit gleichſam verurtheilt ſind, ſo iſt doch der menſchliche Geiſt, eben weil er Geiſt iſt und nicht Natur, mächtiger und freier in ſeinen Schöpfungen als dieſe. Daher auch in der Poeſie nicht kann er (kann nicht: weil er damit ſeinem eigenen Weſen, ſeiner eigenen Freiheit widerſprechen würde) Formen hervorbringen, die wir ſchlechthin verwerfen und verdammen dürfen. Vielmehr auch ſie, wie Alles, was Frucht des Geiſtes iſt, werden nothwendig einen Keim zukünftiger glücklicher Entwicklung, als eine Mitgift ihres Schöpfers, in ſich tragen, auch von ihnen immer wird es einen Weg geben müſſen vom Unvollkommenen

zum Vollkommneren, auch für sie muß es ein fröhliches, glorreiches Ostern, einen vollen, warmen Sommer der Kunst geben, der alle Knospen zur Blüthe, alle Früchte zur Reife, alle Anfänge zur Vollendung, alles Halbe zum Ganzen bringt.

So auch der historische Roman. Auch in Betreff seiner ist der Vorwurf des Zwitterhaften, Verkrüppelten, den man ihm macht, daß er nicht Fisch noch Fleisch, nicht Geschichte noch Dichtung sei, bei Lichte besehen und wenn wir, wie gesagt, die Idee des historischen Romans, nicht bloß seine zeitweilige Erscheinung ins Auge fassen, mehr blendend als wahr, mehr scheinbar als begründet. Derselbe zielt darauf hin, daß hier eine (wie man es nennt) Vermischung zweier Gebiete, eine unstatthafte Vermengung von Poesie und Historie vor sich gehe. Aber diese Anklage, warum hat man sie nicht auch gegen das historische Drama erhoben, bei dem sie doch, wenn überhaupt, nothwendig eben so gegründet sein müßte, als bei der Gattung des historischen Romans? Und warum steht umgekehrt das Drama mit frei erfundnem Stoff ziemlich in demselben Mißcredit und erregt dieselben Bedenklichkeiten, wie der Roman mit gegebenem, mit historischem Stoff?

Die Beantwortung dieser Frage liegt auf der Hand. Was in dem historischen Roman sowohl, als im histo-

riſchen Drama vorgeht oder nach dem Begriffe beider in ihnen doch vorgehen ſoll, iſt keineswegs eine bloße mechaniſche Vermengung von Dichtung und Geſchichte, keine getheilte Maske, die auf der einen Seite hiſtoriſch ernſt ſieht und auf der andern poetiſch lächelt: ſondern wo dies der Fall iſt, da iſt es eben Ungeſchick und Fehlgriff des Poeten — oder auch, damit wir billiger urtheilen, und wie es namentlich im hiſtoriſchen Roman zur Zeit noch ſtattfindet: die Schuld liegt an der niedrigen Stufe, auf der ſich die ganze Gattung in ihrer hiſtoriſchen Entwicklung dermalen noch befindet.

Die Zwitterhaftigkeit des hiſtoriſchen Romans iſt alſo allerdings ein Factum, eine Thatſache, aber darum doch noch keine Wahrheit. Daß nun aber, wo dieſe Unvollkommenheit ſich findet, ſie im Roman augenſcheinlicher und auffälliger iſt, als im Drama, davon liegt der Grund in der Form und äußern Erſcheinung des Drama, die ſcheinbar poetiſcher iſt, als die des Romans. Dieſes Perſönlichwerden der hiſtoriſchen Figuren, dieſe Lebendigkeit der unmittelbaren Rede, dieſer Wechſel des Dialogs, dieſe Illuſion der Bühne, dieſes ganze Weſen des Drama, berechnet mehr für das Auge des Zuſchauers als des Leſers — dies Alles entfernt vom Drama die Aehnlichkeit der Hiſtorie, es läßt ſchon durch ſeine Erſcheinung auf den Brettern eine andere, neue Welt aufge-

hen, die dem gemeinen Sinne ſchon an und für ſich, ſchon durch ihre Lampen und Lumpen etwas Poetiſches hat und ſchon dadurch den Gedanken an die Wirklichkeit und alſo auch das Mißbehagen nicht aufkommen läßt, welches die Vermengung von Poeſie und Proſa, dies unerquickliche Schweben zwiſchen Erd' und Himmel, an ſich hat, und das bei dem hiſtoriſchen Roman, der all' jener Vortheile entbehrt und in ſeiner äußern Form ſich ſogar an die Geſchichte völlig anzuſchließen ſcheint, im Gegentheil ſehr nahe liegt. Darum alſo wird jenes Ungeſchick uns bei dem ſchlechten hiſtoriſchen Roman fühlbarer werden, als bei dem ſchlechten hiſtoriſchen Drama; vorkommen aber thut es bei beiden, ſowohl im Roman als auch im Drama, und bietet ſich für dies Letztre, um nur nach dem Nächſten und Bekannteſten zu greifen, aus ältrer Zeit in den Kotzebueſchen (Bayard, Octavia ꝛc.), aus neuerer in den Raupachſchen ſogenannte hiſtoriſchen Tragödien eine reiche Auswahl von Belegen und Beiſpielen dar. — Das wahre Verhältniß aber, die eigentliche Aufgabe und Idee des hiſtoriſchen Romans iſt keine andere, als die der Poeſie ſelbſt, in der ihm daher allerdings eine Stelle zukommt, nämlich dieſe.

Wie die Poeſie (oder die Kunſt ſchlechthin) einerſeits das Organ iſt, durch welches das Innre des Poeten, die Welt der gemüthlichen Zuſtände, die Beſonder-

heit individueller Leiden und Freuden in der Allgemeingiltigkeit der Schönheit ſich als ein Aeußres und Allgemeines offenbart, ſo iſt es andrerſeits gleichfalls die Aufgabe der Poeſie, die Zuſtände und Begebenheiten der äußern Welt, die Welt der Erſcheinungen, vor Allem die Thatſachen der Geſchichte von dieſer ihrer ſtarren Aeußerlichkeit zu erlöſen, gleichſam ihren lebendigen Herzſchlag aufzuſpüren, ihren leiſen Anfängen in den Herzen der Menſchen nachzugehen, das Allgemeine als ein Beſondres, das Aeußerliche als ein Innerliches darzuſtellen.

Die Kunſt iſt alſo eine Vermittlerin zweier Welten; ebenſo wie die Religion dies in der Unmittelbarkeit des Glaubens, die Philoſophie in der Nothwendigkeit des Wiſſens ausübt, ſo die Kunſt in der Erſcheinung des ſinnlich Schönen. — Wenn wir nicht irren, ſo war es Jean Paul, der mit Rückſicht auf dies Verhalten der Kunſt die Poeſie mit dem Regenbogen verglichen hat, der eine Brücke wölbt zwiſchen Erd' und Himmel — ein Bild, dem wir, ſo anmuthig es auch übrigens ſein mag, dennoch darum unſre völlige Beiſtimmung verſagen müſſen, weil die Illuſion des Regenbogens eben nur eine Illuſion iſt, die keine Exiſtenz an ſich, kein faßbares, unabhängiges und dauerndes Daſein hat. Dies aber iſt gerade das Weſentliche der Poeſie, daß, mag

ſie nun das Innre nach außen, das Aeußre nach innen kehren, mag ſie den Himmel in die Erde, die Erde in den Himmel, das Herz in die Geſchichte, die Geſchichte in das Herz tragen, immer aus dieſem Proceß ein Drittes entſteht, welches gleichzeitig ſowohl das Eine als das Andre, als auch weder das Eine noch das Andre, ſondern in ureigner Kraft, in eignem lebendigen Daſein, ein drittes Neues iſt, in welchem jene beiden als Momente verſchmolzen und verſöhnt ſind. Wir wiſſen daher für die Poeſie kein beßres Bild, als den Heiland der chriſtlichen Mythologie ſelbſt: zugleich Gott und Menſch und doch weder Gott noch Menſch, ſondern beides, Gottmenſch. So auch die Kunſt. Die Dialektik, die ſich hieraus ergiebt, nämlich die Poeſie einerſeits als Lyrik, andrerſeits als Epik, und im organiſchen Zuſammenwachſen beider als Drama, iſt bekannt genug und brauchen wir uns hiebei nicht aufzuhalten. —

Die Anwendung auf den hiſtoriſchen Roman iſt leicht gemacht. Auch hier handelt es ſich nicht um eine bloße Vermengung von Geſchichte und Poeſie, nicht bloß um einen blendenden Regenbogen, den der Poet von der dürren Erde der Geſchichte als eine Brücke hinüberſchlägt in den blauen Aether der Dichtung und den er mit den buntſchillernden Farben ſeiner Phantaſie bekleidet: ſondern auch hier ſoll eine Welt in der andern aufgehen,

die Geſchichte ſoll verinnerlicht werden, die Poeſie, dies Feuer, das die widerſtrebenden Erze unlösbar zuſammenſchmilzt, dieſe dynamiſche Wirkung des Genies, ſoll den tiefſten Kern der Geſchichte auffinden, erfaſſen, verſchlingen, wiederſchaffen, geſtalten, und ſo das epiſche Gedicht gebären, dem unſre Literatur, als ihrem Heiland, entgegenſchmachtet.

Denn allerdings iſt das wahr, daß nun zwiſchen dem epiſchen Gedicht und dem ſogenannten hiſtoriſchen Roman eigentlich kein Unterſchied mehr bleibt, als der Unterſchied der Form, inſofern für das Epos die gebundene Rede, Vers und Reim, für den hiſtoriſchen Roman die ungebundene, die Proſa, in Anwendung gebracht zu werden pflegt.

Aber wie alle formalen Unterſchiede, ſo iſt auch dieſer Unterſchied ein durchaus flüſſiger und unbeſtimmter, den auch, in zahlreichen Beiſpielen, die Geſchichte factiſch bereits widerlegt und aufgehoben hat. Denn wie der Literarhiſtoriker auf der einen Seite epiſche Gedichte in ungebundner Rede kennt (Thümmel's Wilhelmine, der Tod Abel's von Geßner ꝛc.), ſo giebt es auf der andern Seite auch hiſtoriſche Romane (z. B. die angeblichen Heldengedichte von Friedr. Aug. Müller: Richard Löwenherz, Alfonſo ꝛc., die in den neunziger Jahren erſchienen), ja ſogar moderne, wie Byron's Don Juan, Puſch-

kin's Eugen Onägin und Andres der Art, die eine ſtreng poetiſche Form in Anſpruch nehmen.

Nun wird es aber wohl außer Zweifel ſein, daß die Poeſie, wenn ſchon ſie, als ein Geiſtiges, nicht an den Buchſtaben des Metrums gebunden iſt, und wenn freilich der ſchlechte Poet proſaiſch bleibt, er mag nun Versfüße zählen oder Perioden abhaſpeln, dennoch zu ihren höchſten und vollendetſten Effecten ſich auch ſtets einer Sprache bedienen wird, welche, wie ja die Wiedergeburt im Schönen überall Aufgabe der Poeſie iſt, ſo gleichfalls poetiſch wiedergeboren und durch Rhythmus, Vers und Reim über das Gemeine erhoben, von der Kunſt ſelbſt zu ihrem eigenſten Werkzeug gebildet und geweiht iſt. Wir müſſen zwar gerade heut zu Tage noch ein breites Gerede darüber hören, ob dies auch wirklich der Fall, ob Vers und Reim nicht bloß ein Ueberfluß des Luxus, ſogar ein Hinderniß des Effectes und der Wahrheit, und ob namentlich nicht das Drama in Proſa dem Drama in Verſen bei Weitem vorzuziehen ſei. Allein dieſer Streit iſt müßig; unſre größten Dichter haben ihn durch die That geſchlichtet, Göthe und Schiller an der Spitze, die nicht, wie unſre heutigen Poeten, den dramatiſchen Vers fertig und mundgerecht vorfanden, ſondern die den Uebergang von der proſaiſchen zur poetiſchen Sprache ſelbſt mühſam machen und

mit eigner Anſtrengung uns einen Boden erobern mußten, den wieder zu verlaſſen man uns heute überreden will.

Aber wie geſagt, dieſer ganze Streit iſt heut zu Tage überflüſſig und wurzelt, wie ſo Vieles, dem man den Anſtrich hiſtoriſcher Kriſen zu geben ſich bemüht, in der That nur in der Perſönlichkeit der Streitenden ſelbſt. Oder dieſe Herren, die jetzt ſo laut für die Proſa als die wahre Kunſt-, die wahre Bühnenſprache eifern und mit ihren proſaiſchen Dialogen die alte Faulheit unſrer Schauſpieler, die Schiller mühſelig überwunden, wieder wach ſchmeicheln — was wetten wir, ſie ſchrieben ungemein gern in Verſen, wenn ſie — es nur könnten? Allein wie die Natur ſie überhaupt zu allem Andern ehe beſtimmt hat, als zu Dichtern, ſo hat ſie ihnen auch das Talent der poetiſchen Sprache vorenthalten: es iſt nicht Wahl, nicht Reflexion, nicht tiefſinnige hiſtoriſche Erkenntniß, daß ſie ihre Bühnenſtücke in Proſa ſchreiben und die derartigen Stücke ihrer Freunde vertheidigen, ſondern die leidige Noth iſt es, weil ſie keinen Vers zu machen im Stande ſind. Exempla sunt odiosa.

Doch kehren wir von dieſer Abſchweifung zurück. Dies wollten wir ſagen, daß der hiſtoriſche Roman in ſeiner weitern Entwicklung zum epiſchen Gedicht ſich auch

den äußern naturgemäßen Bedingungen deſſelben, der gebundnen Rede, fügen und demgemäß, mit der wachſenden Reife der Nation und ihrer thatſächlichen epiſchen Kraft, auch äußerlich und vollſtändig zum wirklichen Epos reifen wird.

Denn mag allerdings bei den einzelnen Individuen das Talent als eine zufällige Gunſt des Himmels, unabhängig von Geburt und Verhältniſſen, eine ſchöne Willkür der Himmliſchen, erſcheinen, ſo iſt dies doch anders mit den Talenten, den Dichtern, den poetiſchen Productionen, die eine Nation als ein Ganzes erzeugt. Hier hört die Willkür auf, wir ſind im Stande, die nothwendigen Zuſammenhänge zwiſchen dem geſammten Leben der Nation und ihrer Leiſtung in Wiſſenſchaft und Kunſt zu erkennen, ja wir ſehen ein, daß auch die großen Dichter einer Zeit und eines Volkes nur gleichſam die Blüthen ſind, in denen das allgemeine Leben dieſer Zeit und dieſes Volkes ſich aufſchließt, und daß mithin nichts blühen kann, wozu dieſer mütterliche Boden nicht fruchtbar und fähig iſt.

Das Epos iſt nun eine ſolche Blume, zu welcher unſer modernes deutſches Daſein noch nicht reif iſt. Ein Volk, ſo lange ausgeſchloſſen von der unmittelbaren und ſelbſtbewußten, ſelbſtbeſtimmten Theilnahme an der Ge-

ſchichte, ſo mit geſchloßnen Augen nur in die Durchgrüblung ſeiner ſelbſt, in die Lyrik des eignen Gemüthes vertieft, kann keine epiſche Literatur, kann zum Höchſten, wie allmälig in unſern Tagen das hiſtoriſche Gefühl, die politiſche Mündigkeit der deutſchen Nation ſich zu regen anfängt, Anfänge und Einleitungen zu einem künftigen Epos haben. Und dieſe ſehen wir denn nun eben im hiſtoriſchen Roman. Alſo nicht erſetzen, wie man uns jetzt von den verſchiedenſten Seiten her einreden will, ſoll der Roman uns das Epos; auch nicht, wie andre, zum Theil ſehr achtungswerthe Forſcher thun, ſind wir Willens, in ihm nur die zerbröckelnden Trümmer, den proſaiſchen Ausgang und Endpunkt einer frühern epiſchen Literatur zu erblicken: es kommt ja ohnedies bei jedem Punkt nur auf die Stellung an, ob wir ihn als einen Anfang oder ein Ende betrachten wollen und ſind wir unſers Theils, weil die Geſchichte kein abſolutes Ende kennt, immer viel mehr zu Erſterem geneigt. Demnach alſo auch in dem Roman, namentlich dem hiſtoriſchen, wollen wir vielmehr den Anfang und das allmälige Werden unſers künftigen Epos erkennen, nicht zweifelnd, daß, wie unſer hiſtoriſches Daſein ſich zu voller harmoniſcher Geſtaltung verklären wird, ſo auch die Form des hiſtoriſchen Romans ſich immer harmoniſcher entwickeln, immer mehr ſich mit den Elementen

der Kunſt erfüllen und ſättigen, nach immer vollſtändigerem künſtleriſchen Ausdruck ringen wird: bis es endlich wieder daſteht, in vollendeter Schönheit, in einer neuen Zeit, einem neuen Staate, unter einem erneuten, freien Volke: das neue epiſche Gedicht.

Nicolaus Lenau.

Eine Charakteriſtik.

Das Jahr achtzehnhundert und dreißig, epochemachend für die geſammte moderne Geſchichte, wie es iſt, hat auch auf die deutſche Literatur einen ſehr merklichen, ſehr tiefgreifenden Einfluß geübt. Selbſt, von der man es am Wenigſten hätte erwarten ſollen, die deutſche Lyrik, hat von hier eine ſo umfangreiche wie nachhaltige Einwirkung, ja wir dürfen ſagen: eine völlige Umwälzung und Umgeſtaltung erfahren. Schon das äußerliche Verhalten des Publikums zur Lyrik wurde urplötzlich ein anderes. Während wir, in der Geſchichte der zwanziger Jahre, mehr als einmal zu der Bemerkung genöthigt werden, daß, wenn das Publikum über ſeine Dichter klagt, als über Leute, die es nicht zu packen und zu ergreifen wiſſen, auch wohl die Dichter einigen Grund

haben, ſich über das Publikum zu beklagen, das ſich nicht will ergreifen laſſen, ſelbſt nicht von einen ſo außerordentlichem Talent, wie (um nur Einen anzuführen) Platen es unläugbar war: ſo dagegen, ſeit dem Beginn der dreißiger Jahre, ſehen wir das Publikum den lyriſchen Dichtern ſich ordentlich entgegendrängen. Statt, wie ſonſt, die dargeſtreckte Hand kalt und gleichgiltig zurückzuweiſen, ſtürzt es ſich ſeinen Dichtern jetzt freiwillig in die Arme; ſtatt der früheren Lauheit jetzt enthuſiaſtiſche Bewunderung; ſtatt der Krittelei und Ungenügſamkeit jetzt ſogar eine nicht ungefährliche Nachſicht und Verwöhnung. Selbſt ältere Dichter, denen es bis dahin nur in geringem Grade gelungen, in die Nation einzudringen, ſehen wir jetzt — und nicht etwa in Folge neuer, zeitgemäßer Productionen, nein: ohne ihr Zuthun und mit denſelben früheren Gedichten, die bis dahin nur ein halbes Ohr gefunden, ſehen wir ſie jetzt auf einmal einen allgemeinen Siegeszug halten durch alle Gauen des Vaterlandes, alle Herzen des Volkes. So namentlich Uhland, deſſen Thätigkeit allerdings weit vor die dreißiger Jahre fällt, der aber ſeine hauptſächlichſte Wirkſamkeit und ſeine allgemeine, für einen Dichter unſrer Tage geradehin einzige Verbreitung erſt in dieſen letzten Decennien, ſeit dem Jahre dreißig, gefunden hat.

Aber noch mehr freilich traf dieſer Sonnenblick der Volksgunſt diejenigen Dichter, die unmittelbar unter ſeinem Strahle emporwuchſen — und wiederum keinen von ihnen mehr, keiner ward freudiger begrüßt, keiner liebevoller aufgenommen, als Nicolaus Lenau. Beweis dafür jene zahlreichen, raſch aufeinander folgenden Auflagen ſeiner Gedichte; Beweis jene lebhafte Erwartung, jene freudige Spannung, welche jedem ſeiner neuen Werke, ſobald davon im Publikum verlautete, vorherging; Beweis endlich dieſe tiefe Trauer, dieſe allgemeine Wehklage, welche in dieſem Augenblick, während der Krankheit des verehrten Dichters, das deutſche Vaterland erfüllt.

Zwar, was beweiſt dies Alles? werden uns Einige einwenden. Schon ſchlechtere Leute, als Lenau ſein mag, wurden von dem leichtbewegten, wankelmüthigen Publikum ſogar mit noch größeren Zeichen der Theilnahme und der Verehrung überhäuft; noch viel geringere, ja geradehin die geringſten, die zweideutigſten Talente ſind einige Zeit lang von der Leſewelt, wie man ſo ſagt, verſchlungen worden — was Alles entſcheidet das für ihren wahren, ihren künſtleriſchen Werth? Was kümmert die Kritik überhaupt, die unparteiiſche, gerechte, die principielle Kritik — was kümmert ſie ſich um die Meinung, welche das Publikum, das leidenſchaftliche,

bewußtloſe, von einem Schriftſteller hegt? Sogar ſteht die Sache nicht bereits ſo, daß, was dem Publikum gefällt, von der Kritik verworfen wird — und umgekehrt?

Schlimm genug, wenn es ſo ſtände! Es würde das den Beweis liefern von einer Zerriſſenheit des öffentlichen Bewußtſeins, einer Verſchiedenheit der Bildung, ſogar der Empfindungen, welche für das geſammte Schickſal unſrer Nation, ihre literariſche wie politiſche Zukunft, nur wenig Gutes in Ausſicht ſtellte.

Allein dies beiſeit, ſo iſt doch dieſe Gunſt, welche Lenau zu Theil geworden, dieſe Liebe, die man ihm widmet, dieſe Verehrung, die man ihm zollt, immerhin eine Thatſache, welche, wie alle übrigen Thatſachen, der Kritik verſtattet ſein muß, zu Anknüpfung und Begründung ihres Urtheils zu benutzen.

Ja um bei dieſer Gelegenheit einige Augenblicke dabei zu verweilen: was iſt es denn überhaupt mit dieſer ariſtokratiſchen Verachtung der Menge, dieſer großſinnigen Geringſchätzung der öffentlichen Stimmung, welche, namentlich in jüngſter Zeit, von einigen Seiten her ſo gefliſſentlich an den Tag gelegt wird? — Nichts Gutes, dünkt uns, ſo wenig in literariſchen, wie in allen übrigen Dingen. Das Urtheil, welches ein Schriftſteller in der öffentlichen Meinung, die Aufnahme, die ein Dichter beim Publikum findet, wie viel Unlau-

teres und Unfreies zu Zeiten darin mit unterlaufen möge, ist doch auf die Dauer weder etwas Zufälliges noch Willkürliches. Vielmehr, wie der Schatten, den ich werfe, wie wesenlos er an sich sei, doch nothwendig, untrennbar zu meinem Körper gehört, ein Bild, ein Abriß meiner selbst: so auch die Aufnahme, welche einem Dichter vom Publikum zu Theil wird, ergänzt gleichsam und vervollständigt erst seine eigene Erscheinung, sie ist die andere Seite gleichsam seines Wesens, das sich erst in Beidem, in Talent und Wirkung, That und Folge, vollständig entwickelt.

Allerdings ist andrerseits auch dies zuzugeben, daß der Standpunkt des Publikums, als ein naiver, nicht der unbedingt wahre, das Organ, mit welchem es auffaßt, nicht der denkende Geist, nur das bewegte Gemüth, sein Zweck und Ziel nicht der Begriff ist, sondern das Behagen, und daß mithin der Kritiker, der es unternimmt, dem Publikum seine Lieblinge begreiflich zu machen, ihm gegenüber allerdings eine schwierige Stellung haben wird, wiefern nämlich das Begreifen weder mit Lob noch mit Tadel, mit Gunst oder Ungunst zu thun hat. Dies aber in der That sind die beliebten Kategorieen, die gemeinhin als die einzig anwendbaren gelten, und an die unsre Recensiranstalten das Publikum gewöhnt haben: lobt er ihn oder tadelt er ihn? macht

er ihn ſchlecht oder ſtreicht er ihn heraus? Siehe da die Axe, an der in den meiſten Fällen das Intereſſe, welches das Publikum an der Kritik nimmt, ſich dreht! die Pole, zwiſchen denen die Erwartung des Publikums ſchwankt, wo von Beurtheilung ſeiner Dichter, ſeiner Lieblinge die Rede iſt!

Und wär' es immer nur die Erwartung des Publikums! Aber der Mehrzahl nach die Dichter ſelbſt befinden ſich auf demſelben Standpunkt; auch ihnen iſt die Kritik zumeiſt eine blinde Göttin — blind daher, weil ſie Tod und Leben, Gutes und Böſes austheilt ohne doch zu ſehen, an wen und wohin; auch ſie halten den Kritiker für den geborenen Erbfeind, den natürlichen Verfolger der Poeſie oder — wie ſie ſich mit Wohlgefallen auszudrücken pflegen — der „Production," der die ſchönen, verheißungsreichen Eier austrinkt, wie der Ichneumon, ſagt man, dem Krokodil. Die Einen daher, auf die Unmittelbarkeit ihrer Begeiſterungen pochend, halten jedes Gedicht überhaupt für etwas Unbegreifliches, das, wie in der Ekſtaſe geſchaffen, ſo, ein wunderſames Myſterium, nur in der Ekſtaſe kann aufgenommen werden. Dieſe verachten die Kritik als etwas Proſaiſches, das ganz außer Stande, den Dichter zu begreifen; dieſe ſind es, von denen jene anmuthigen Stereotypwitze auf die Recenſenten ſtammen, die ihnen all-

zumal wie brummende, ſummende Käfer im Roſenbuſch vorkommen. Andere, im löblichen Bewußtſein ihrer eigenen poetiſchen Unbefangenheit, dehnen den Anſpruch der Unbefangenheit, welchen ſie an den Kritiker machen, dahin aus, daß er — wie ſie es nennen — tendenzfrei, ohne Farbe, ohne Richtung, mit andern Worten ohne Syſtem und ohne Philoſophie ſei: womit denn ſtatt einer wahren und ſelbſtbewußten Kritik vielmehr jedem perſönlichen Belieben, jeder Willkür der Neigung und des Zufalls das Wort geredet wäre.

Inzwiſchen wo, wie hier, Charybdis und Scylla ſo dicht an einander grenzen und wo es unmöglich iſt, dem Einen genug zu thun, ohne den Andern zu kränken — was mehr? ſo ſuchen wir gerade hindurch zu ſegeln, vertrauend darauf, daß eine jede poſitive, geſchichtliche Entwicklung nicht nur etwas Zwingendes, nein, auch etwas Verſöhnendes, Beſänftigendes hat und daß endlich Niemand eigenſinnig genug ſein wird, dem Kritiker als Bosheit in die Schuhe zu ſchieben, was ſich, ohne ſein Zuthun, vielmehr als Reſultat einer geſchichtlichen Entwicklung, eine Thatſache aus Thatſachen, ergiebt.

Sei uns dieſer Weg, der ſicherſte ohne Zweifel, ja der einzige, welchen die Kritik ehrlicher Weiſe zu wandeln hat, auch in Beurtheilung eines ſo beliebten, ſo hochverehrten — und eben darum ſo ſchwer zu beurtheilen-

den Dichters erlaubt, wie Lenau. Jedes Dinges Begriff iſt ſeine Geſchichte: und ſo, indem wir eine geſchichtliche Entwicklung und Begründung der Lenau'ſchen Dichtweiſe verſuchen, ſei es uns zunächſt vergönnt, mit wenigen Worten an den Charakter der Zeit zu erinnern, in welcher Nicolaus Lenau zuerſt als Dichter auftrat. —

Es war dies aber, um es mit Einem Worte auszuſprechen, die Zeit des erwachenden politiſchen Bewußtſeins. Die Juliusrevolution, — ein Ereigniß, ſo ſchien es, von einer ſo ſeltenen hiſtoriſchen Größe, ein (wir wiederholen: ſo ſchien es) ſo glänzender Sieg der Freiheit, nicht Ordnung und Geſetz auflöſend, von keinen Greueln befleckt, keiner Guillotine gefolgt, ſondern eben das Geſetz auf den Thron der Willkür ſetzend, in ſchöner Mäßigung nur ſich ſelbſt erfüllend, ein Sieg der Humanität, — die Julirevolution, ſage ich, unter dieſen Umſtänden, hatte ſich ſogar von den Bekennern der ſogenannten Legitimität wenn nicht Zuſtimmung, doch Anerkennung erzwungen. Die Freiheit war, ſo zu ſagen, ſo manierlich, ſo zierlich zur Welt gekommen, ja ſelbſt die blaue Blouſe des Arbeiters, an und für ſich allerdings eine bedenkliche, eine unangenehme Erſcheinung, war ſo raſch wieder in den Hintergrund getreten gegen den ſchwarzen Frack des Bürgerkönigs und die geſtickten Uniformen ſeiner Adjutanten, daß es in der That

das Rathſamſte ſchien, das fait accompli anzuerkennen, und gelten zu laſſen, was zu beſtreiten gefährlich, vielleicht ſogar verderblich geweſen wäre. Der Eine Louis Philippe, der da in Paris auf den Thron geſtiegen war, den Regenſchirm unterm Arm und — ich weiß nicht was unterm Herzen, brachte unter Machthabern und Regierenden mit einem Mal lauter kleine Louis Philippe's hervor: man fand ſich, mein' ich, mit der Freiheit ab, indem man ihr Raum zu geben ſchien, man ließ den Löwen Volk ein wenig brüllen — qu'ils chantent, tant qu'ils paient! „Brülle er! wenn er nur feſt ſitzt!“ —

Den Völkern dagegen (denn eine Täuſchung iſt der andern werth) war die Julirevolution gleichſam ein Unterpfand, ein Symbol deſſen geworden, was ein Volk vermag, das ſeiner ſelbſt bewußt wird und aus dieſem Bewußtſein die ſtolze, ruhige Kraft zum Handeln nimmt. Nicht für ſich allein, ſo hoffte man, hatten die Männer des Stadthauſes geſtritten, nicht die franzöſiſche Nation allein war es, „deren Charte fortan eine Wahrheit ſein ſollte“ —: vielmehr ein allgemeines Oſtern der Freiheit ſchienen dieſe drei Julitage werden, der Genius, der ſich damals in die kampferfüllten Gaſſen von Paris niedergelaſſen — mit ſieghaftem Flug fortan ſchien er die ganze Welt durchrauſchen zu wollen!

Daher die allgemeine und plötzliche Veränderung des Standpunktes, den die Politik bisher im Leben der Völker, besonders in unserm deutschen Leben eingenommen. Nicht mehr, wie seit den Befreiungskriegen, ist es die unklare Sphäre des Gemüths, in der eine romantische Politik mit mittelalterlichen Nachklängen ihre hohlen Blasen treibt; es ist nicht die träumerische Jugend mehr, die an Staat und Staatseinrichtungen ein unverstandenes Interesse nimmt: die politische Theilnahme ist mannbar geworden; Männer, Bürger, Gemeinden sehen wir zusammentreten zu gemeinsamer politischer Berathung; Volksvertretung, bisher nur lau geschätzt, ja von dem Volke selbst wenig gepflegt, gewinnt sich mit einem Male volle Anerkenntniß und kräftige Unterstützung; die Gesellschaft sogar in der alltäglichen Unterhaltung fühlt die Kraft, aus ihrer breiten, nichtsnutzigen Zerflossenheit in Zötchen und Anekdötchen sich zur Theilnahme an der Politik zusammenzuraffen.

Man hat wohl versucht, diese allgemeinere Theilnahme an politischen Fragen, die wir als die nächste Folge jener Juliustage erkennen müssen, als etwas Unwichtiges oder gar Läppisches zu verdächtigen: es sei doch eben nur politisches Geschwätz, mit welchem Nichts gefördert werde; die vielgerühmte Freiheit sei den plaudernden Stutzern nur eben wie jedes andere Dämchen, welchem

ſie den Hof machen, ohne Herzensrührung, nur um die Zeit zu tödten.

Allerdings mögen wir dies nicht beſtreiten: was man Geſellſchaft heißt, hat immer nur geſchwatzt und will nur ſchwatzen. Aber immerhin iſt es, meinen wir, ein Unterſchied, ob ſie den höchſten Intereſſen der Zeit ſo viel Neigung abgewinnen kann, daß dieſe der Gegenſtand ihres Geſchwätzes werden, oder ob ſie immer und ewig ſich nur an Hof- und Stadthiſtörchen ergötzen will. — Noch Andere haben jene allgemeine Theilnahme nicht auf die Juliusrevolution als ſolche, als politiſches Begebniß bezogen, ſondern inſofern dieſelbe überhaupt ein Ereigniß, ja ſeit den letzten funfzehn Jahren das einzige Ereigniß geweſen, welches, die Langeweile der Thatenloſigkeit unterbrechend, die müßige Menge zu Verwunderung und Neugier angeregt habe. Dieſe jedoch, indem ſie die Julirevolution herabſetzen wollen, ſprechen ihr ſelbſt die höchſte Bedeutung zu, die ihr beigelegt werden kann: denn alſo nur was in das politiſche Leben, in das Volksbewußtſein machtvoll eingreift, iſt überhaupt ein Ereigniß, und jenen Stimmen, die noch kurz zuvor die Kehle einer Sängerin oder die Wade einer Tänzerin als Ereigniß proclamirten, iſt damit ihr Urtheil geſprochen. —

Während so von Westen her das Erwachen des politischen Bewußtseins wie ein leis erwachender Frühlingshauch in die Herzen einzog, sollte im Osten (gleich als wollte die Vorsehung uns zu Ermuthigung und Warnung eine vollständige Lehre geben) fast zu derselben Zeit die Tragödie Polens sich vollenden. Glaubten wir drüben in Frankreich den heitern Beginn eines neuen, durch seine eigne Kraft siegreichen Volksthums zu erkennen, so sahen wir hier den unrettbaren Untergang eines edlen ritterlichen Stammes, der, weil er die sittliche Kraft verloren, zu seinem eigenen Bewußtsein und damit zu seiner Freiheit zu gelangen, von dem Uebergewicht fremder Gewalt zerbrochen ward. Und wie Mitleiden stets eindringlicher ist und stärker, als Mitfreude, so war es besonders das Schicksal Polens, welches die politische Theilnahme in immer weitern Kreisen entzündete, die schlummernde erweckte, die schwankende und zaghafte zu fröhlichem Bekenntniß ermuthigte.

Als sodann nach dem Falle Warschaus die flüchtigen Polen durch unsere Länder zogen, wie allgemein, die fernsten Herzen wie nah verknüpfend war da das fromme Mitleid, das die Unglückseligen empfing! Wie viel wahrer, wie viel herzlicher und energischer, als einige Jahre zuvor, da es die Sache der Griechen galt, war jetzt die Begeisterung, mit welcher Männer, Frauen,

Kinder in Unterſtützung und Pflege der Bedürftigen wetteiferten! Jeder einzelne Flüchtling, in der ſtolzen, ritterlichen Anmuth der polniſchen Nationalität, erſchien ſo edel, ſo liebenswerth, daß in den warmen Herzen der Menge keine Erinnerung an die Schuld der Geſammtheit aufkam, welcher ſie als Opfer gefallen waren, und die ſchwanken, faſt entwöhnten Ideen von Vaterland und Freiheit und Aufopferung, in dieſe edle Schmerzensgeſtalt der flüchtigen Polen verkörpert, eine neue und urkräftige Lebendigkeit gewannen.

Mit dieſem würdigen Gehalt aber, der durch das erwachende politiſche Bewußtſein in die Seelen unſrer Gebildeten gekommen war (denn der Natur unſerer Zuſtände gemäß blieb die große Maſſe des Volks, auf welche nur das Unmittelbare wirkt, unberührt von dieſen Reflexionen, dieſen Ahnungen und Vergleichen, zu denen die Gebildeteren ſich genöthigt fühlten), mußte auch die Poeſie eine andere werden. Die unbefangene Innigkeit der Uhland'ſchen Muſe mit ihrer Nachahmung verklungener Volksthümlichkeit, ihrem engen „würtemberger Recht" konnte der weithingreifenden Sehnſucht nicht genügen; Rückert hatte den machtvollen Klang ſeiner geharniſchten Sonnette gegen den morgenländiſchen Wuſt der Makhamen vertauſcht; Heine aber und der ganzen Genoſſenſchaft der jungen Romantiker, als den

letzten Sprößlingen jener Poesie der Willkür, des Romanticismus überhaupt, macht es das Negative ihres Princips, des Witzes in abstracto, unmöglich, noch da eine wahrhafte Geltung zu behaupten, wo mit den positiven Begriffen der Freiheit und der staatlichen Sittlichkeit eine Erfüllung ins Leben gekommen ist.

Nur im Vorbeigehn sei hier angedeutet, wie vor sechzig Jahren ähnliche Ereignisse, als welche jetzt im Gefolge der Juliusrevolution das politische Bewußtsein unsers Volks emancipirten, der Beginn nämlich der französischen Revolution und die Revolution des Geistes durch Kant, uns die großartige, dem damaligen deutschen Wesen durchaus angemessene, die höchsten Interessen jener Zeit mit leidenschaftlicher Liebe erfassende Dichtweise Schiller's hervorgebracht; wie dann die Romantiker es waren, welche Schiller seinen Lorbeer zu entreißen trachteten, und wie jetzt, durch keine der glänzenden Pointen befriedigt, in denen der Romanticismus in seiner raschen und überraschenden Entwicklung sich abgemüht, unser Volk, seiner sittlichen Tiefe gemäß, aufs Neue nach Dichtern begehrte, die, wie Schiller seine Zeit, so jetzt den geistigen Gehalt der Gegenwart poetisch verklären möchten. Ein solcher Dichter nun schien uns in Nicolaus Lenau zu werden.

Zwei Umstände waren es zunächst, welche, wiewohl sie äußerlicher und fast zufälliger Natur schienen, dennoch im Publikum sogleich ein günstiges Vorurtheil für ihn erweckten. Zuerst, daß diese Gedichte aus österreichischem Lande kamen. Hatte man sich doch gewöhnt, Oesterreich ausgeschlossen zu denken von der geistigen Fortbewegung unsrer Zeit: und freilich, was bis dahin zumeist von Erzeugnissen österreichischer Poesie zu uns gedrungen war, jene fettwangigen Späße eines Castelli und Anderer, ließ wohl viel leibliches Wohlbehagen, allein wenig geistige Cultur vermuthen. Solcherlei argwöhnische und abgeneigte Gedanken waren besonders in der jüngsten Zeit, da in Folge der politischen Anregung Werth, Aufgabe und Bedeutung der einzelnen deutschen Staaten und vornämlich der Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen mannigfach erwogen ward, gegen Oesterreich laut geworden. Und gerade aus diesem Utopien nun des Stillstands und der Geistesmüdigkeit waren uns die muthigen Klänge der Grün'schen Muse herübergekommen! von hier kam nun auch Lenau, der, wie Grün, die Freiheit offen im Banner trug! Ein freudiges Behagen, eine muthige Hoffnung ward dadurch in den Gemüthern wach: die geistige Bewegung hatte sich nicht Stillstand gebieten lassen von der schwarzgelben Mauthlinie; auch drüben hatte sie ihre Sprecher gefunden, die

voll und frei, ſogar nicht ohne alle Gefahr perſönlicher Widerwärtigkeiten, die neue Bildung bekannten: und ſo wurden dieſe friſchen Lieder wie ein munterer Lerchengeſang begrüßt, der den ſiegreichen Feind des alten trüben Winters, den jungen Frühling, verkündet. —

Sodann verlautete ſchon damals in ungewiſſem, gern vernommenem Gerüchte, daß hinter dem beſcheidenen Namen Nicolaus Lenau's ein Glied der öſterreichiſchen Ariſtokratie, ein Edelmann (Niembſch von Strehlenau) ſich verberge. Auch dies, daß eben die Hochgeſtellten der öſterreichiſchen Geſellſchaft die Organe der fortſchreitenden Bewegung wurden (denn auch Auersperg's Autorſchaft war nicht lange ein Geheimniß geblieben), dünkte ein neuer Triumph, eine neue frohe Bürgſchaft für die allmächtige Gewalt jenes gemeinſamen Bewußtſeins, das mit immer kräftigeren Pulsſchlägen die Herzen aller Guten und Beſten zu erweitern und zu erwärmen ſchien.

Ungleich wichtiger jedoch, als dieſe beiden Rückſichten auf Lenau's bürgerliche und geſellſchaftliche Stellung, däucht uns ein Drittes, welches nur denen, die im Aeußerlichen eben nur das Aeußerliche zu erkennen vermögen, unwichtig erſcheinen kann: das magyariſche Element, welchem, wie alle ungariſchen Edelleute, ſei es durch Abſtammung, ſei es durch Angewöhnung, Nicolaus Lenau angehört. Sogar in dieſem Magyariſchen ſeiner Natur

glauben wir den Schlüssel seines Verständnisses überhaupt zu finden: weshalb es uns gestattet sei, einige Augenblicke bei diesem Punkte zu verweilen.

Auf der Grenzmark des Morgen- und Abendlandes gelegen, bildet Ungarn gleichsam das Außenwerk, auf welchem die Kämpfe zwischen Cultur und Barbarei in blutigen Scharmützeln ausgefochten wurden. Hier sind Hunnen, Avaren, Mongolen, Türken in oft wiederholten Ueberschwemmungen eingedrungen; aber ihre Fluthen verliefen sich, wenn auch nicht ohne dem Boden, auf welchem ihre wilde Strömung sich getummelt, manche unverwischbare Spuren einzuprägen. Der Magyare allein hat sich als Herr behauptet: morgenländischen Stammes, doch vom wohlwollenden Schicksal früh aufgenommen in die Gemeinschaft christlichen Staatenlebens, hat er in jahrhundertlangem Kampfe diesen Boden, den er inne hat, mit seinen weiten grünen Ebenen, den umbuschten Rebenhügeln, den goldhaltigen Gründen gegen die ruhelosen Angriffe der Türken vertheidigt.

Die gewaltsame Anstrengung dieser Kämpfe nun, aus denen sie endlich, wenn auch nur durch den Beitritt deutscher Kraft, siegreich hervorgegangen sind, hat bei den Magyaren ein Bewußtsein polischer Geltung, einen Freiheitstolz möchten wir sagen, hinterlassen, der auch, nachdem Ungarn in den Verband der österreichischen Staa-

ten aufgenommen worden, ihnen eine freie Selbstständigkeit erhalten hat. So, von Haus aus ein Volk der Rosse, stolz, lebhaft, ritterlich, fühlt der Magyare mit keckem Bewußtsein sich zugleich als Eroberer, dann als sieghafter Vertheidiger des eroberten Landes, dessen er noch heut in dem stolzen Gefühl stets erneuerter Errungenschaft mit einer Art bräutlichen Ungestüms genießt.

Denn nur gering ist die Zahl geschlossener Dörfer und Städte, der wir in den magyarischen Strichen Ungarns begegnen: der größte Theil der korn- und weidereichen Ebenen liegt offen wie ein weiter Tummelplatz für den nomadischen Uebermuth ihrer Bewohner; Scheuern, Speicher und Ställe verschmähend, vertrauen sie der eigenen Obhut der Natur, dem freien Himmel ihre Ernten, ihre Vorräthe und den Reichthum ihrer Heerden an. Und wie der Magyare in dieser unverkümmerten Freiheit seines Landes genießt, so hat er sich auch in seinem lockern bürgerlichen Verband eine Freiheit bewahrt, die fast an den gesetzlosen Zustand der Willkür grenzt. Keine jener polizeilichen Einrichtungen, die uns nothwendig verbunden dünken mit der Sicherheit des Lebens, läßt der Magyare sich beschränken: selbst die Poesie des Räuberlebens hat bei ihm noch nicht nöthig gehabt, sich in die vergriffenen Bände der Leihbibliotheken zu flüchten, sie waltet frei im Lande, und erfüllt die finstern Schluch-

ten des Bakonywaldes und die ſagenreichen Ufer des Balaton mit immer neuen Abenteuern. Dem Räuber nachziehend, begegnet uns auf ſeiner ewigen Flucht der wandernde Zigeuner, mit dem morgenländiſchen Schnitt des Geſichtes, den brennenden Augen, den geheimnißvollen Tänzen den Magyaren an die gemeinſame Wiege im Orient erinnernd. In weiteren Kreiſen ſodann, das Centralgebiet der magyariſchen Sitze umgebend, wohnen Slawen, Slowaken, Wallachen und Serbier und die in täglichen Kämpfen auf Krieg und Sieg angewieſenen Bewohner der Militärgrenze. Alle dieſe, in buntem Völkergemiſch, geben dem geſammten ungariſchen Leben eine Farbe der Urſprünglichkeit, wie ſie in dieſem Maße außer Ungarn kein anderes Grenzland ſehen läßt. Unter ihnen Allen aber waltet der Magyare allein mit angeborenem ſtolzen Selbſtgefühl: denn er allein fühlt ſich als Eroberer, Vertheidiger, Gebieter. —

Aber mitten in dieſes magyariſche Leben hinein ſtreckt nun das germaniſche Princip ſeine weltumſchlingenden Arme. Nicht nur, daß ſchon ſeit Jahrhunderten deutſche Anſiedler ſich in Ungarn niedergelaſſen, und mit der dem deutſchen Weſen eigenthümlichen ſiegsgewiſſen Ausdauer feſten Fuß gefaßt haben in dem wilden Völkerſtrudel, ſo daß der Magyare ſchon ſeit Langem genöthigt war, in Allem, was Ackerbau und Landescultur überhaupt angeht, die

Sache, oft ſogar mit dem Namen, von dem fleißigen und erfindſamen Deutſchen zu entlehnen; nicht nur, daß durch Deutſche die Grundlage der neuen Zeit, der Proteſtantismus, in Ungarn wenn nicht die Herrſchaft, doch Anerkennung und geſetzmäßiges Walten erlangt hat; daß endlich ſelbſt in der magyariſchen Hauptſtadt Ungarns, unter den Edlen und Großen des Landes, deutſche Sprache und deutſche Literatur einheimiſch geworden ſind: auch der Staat, welcher Ungarn vor der Uebermacht der andrängenden Türken gerettet und es jetzt in ſeinen weiten Verband aufgenommen hat, iſt ein deutſcher. Und wenn der Magyare in Ungarn ſelbſt nur die großartigen und wohlthätigen Einflüſſe des deutſchen Princips (und auch dieſe, ſeiner Natur gemäß, nicht ohne Widerſtreben) auf ſich wirken läßt, ſo wird ihm drüben in Wien, wohin der reiche Glanz des kaiſerlichen Hofes den auf Kleiderpracht und buntes Geſchmeide ſtolzen Magyaren ruft, in den Kanzleien der Hofburg, in der Spießbürgerlichkeit der wiener Geſellſchaft auch das Befremdige und Beengende des deutſchen Weſens nicht entgehen. So, daheim wie draußen, fühlt er ſich innerlich beunruhigt und beängſtigt durch das deutſche Weſen, das ihm die farbenreiche Urſprünglichkeit ſeiner Zuſtände zu trüben ſcheint; er fühlt, daß er ſich ihm nicht entziehen kann und daß auch an ihm das wahrhaft Welterobernde des germani-

ſchen Geiſtes ſich bewähren wird: aber nur ungern und nur mit Widerſtreben wird er ſich von ihm bewältigen laſſen.

Alle dieſe Elemente nun, welche wir hier mit flüchtiger Hand zu umzeichnen verſucht haben, finden wir in Nicolaus Lenau wieder: und iſt es anziehend zu ſehen, wie mit ihnen die Anſprüche und Bedürfniſſe unſerer Zeit bis auf einen gewiſſen Punkt hin ſich glücklich begegnen, wie aber im weiteren Verlauf es eben Lenau's magyariſche Natur iſt, welche ihn in der vollkommenen Durchbildung zum Dichter ſeiner Zeit mannigfach aufzählt und behindert.

Wir haben oben die Zeit, in welche Lenau's erſtes Auftreten fällt, durch das Erwachen des politiſchen Bewußtſeins charakteriſirt. Dieſem gemäß iſt es die politiſche oder liberale Richtung ſeiner Muſe, die ihm zuerſt die Herzen des Publikums gewann. Dieſes Politiſche, dieſe Freiheitsfreude (wie wir es nennen dürfen) tritt bei ihm um ſo liebenswürdiger auf, als ſie ein ſeiner Natur Angeborenes, Selbſteigenes iſt, in nichts verkümmert durch die künſtliche und abſichtvolle Verſtimmung der ſogenannten jungen Schule. In ſeinen Anfängen freilich fehlt dem poetiſchen Ausdruck dieſer Begeiſterung auch nicht jenes hohle renommiſtiſche Weſen, das nun einmal das Erbtheil aller Jugend, alſo auch der jugend-

lichen Freiheit zu ſein ſcheint. Unter dieſe früheſten Jugendgedichte werden wir z. B. jene „Ode an einen Tyrannen" rechnen müſſen, die wir in der erſten Ausgabe der Gedichte finden (S. 214), und die durch die hohle Aeußerlichkeit ihrer geſpreizten Redensarten uns ſehr lebhaft an Schubart's Rodomontaden erinnert:

Tyrann! Des Blutes, welches in Schlachten Du
Vergoſſen kalt, das rauchte vom Henkerbeil,
Das, Deinen Qualen zu entrinnen,
Strömte Dein Sklave mit eigener Hand hin:

Des Blutes ſoll ein jeglicher Tropfen einſt
Vor Deinem Aug' in ſtrafender Ewigkeit
Aufſchäumen, ſchwellen zum Vulkane,
Der von den Seligen ſtreng Dich ſcheidet!

Aber die angeborene Geſundheit unſers Dichters ließ ihn nicht lange in dieſer nebelhaften Sphäre verweilen, und es iſt bedeutſam für die Entwicklung Lenau's, daß eben dieſe Ode aus den ſpäteren Ausgaben der Gedichte ausgemerzt ward: wiewohl auch hier noch Gedichte von ähnlicher Weſenloſigkeit begegnen (vgl. S. 222, 224).

Wir haben dem Dichter Glück zu wünſchen, daß gerade in ſeine Entwicklung jene polniſche Kataſtrophe fiel, die — den Untergang eines benachbarten, durch mannigfache Bezüge nahſtehenden Volkes herbeiführend — wie ein plötzlicher Sonnenſtrahl Lenau's poetiſche Reife gezeitigt hat. Hier fand die junge Begeiſterung Stoff

und Raum, ſich plaſtiſch zu geſtalten: wobei die nachbarliche Kenntniß der polniſchen Zuſtände, ihres Bodens und ihrer beſondern Färbung den Dichter kräftig unterſtützte, indem an der Wahrhaftigkeit dieſes Erlebten die ungewiſſe Stimmung der früheren Gedichte wie ein leichter Nebelhauch zerrann. Wie ſehr dieſe Polenlieder der erregten Stimmung der Zeit entgegenkamen, brauchen wir nicht mehr zu erwähnen; durch ſie beſonders wurde die Neigung des Publikums erworben und begründet. Ja wir möchten den Klang dieſer Lieder einem Zauberglöckchen vergleichen, das, wo es tönt, alle Herzen zu warmem Mitgefühl erweckt. Daß aber der Dichter auch ſpäter weder Kraft noch Luſt verlor, dieſen Ton anzuſchlagen, beweiſt uns jene „Nächtliche Fahrt," die wir noch in den neueſten Gedichten leſen: ein Schlitten, in wilder Haſt die beſchneiten Wälder Polens durchſtürmend, Roſſe und Führer von hungrigen Wölfen bedroht, angegriffen, faſt ihnen erliegend: nur der innen ſitzt, der Woyewode, bleibt regungslos in der drängenden Todesnoth: denn er iſt ſchon todt! eine Leiche, erſchoſſen im Duell von ſeinem Todfeind, dem Ruſſen! Und ſo geht die Fahrt ſtürmiſch weiter:

Der Wind erwacht und raſſelt an der Föhre,
Das Glöcklein ſchallt, es dunkelt vor den Roſſen,
Am Himmel zieht der bleiche Mond verdroſſen
Den Wolkenmantel zu, als ob er fröre. —

Das mahnt uns an die Träume eines Czaren,
Der gerne möcht' in winternächtgen Stunden,
Das Ruhmesglöcklein an sein Roß gebunden,
Das todte Polen durch die Haide fahren.

(S. 84.)

Dieſe meiſterhafte Wendung des Schluſſes, das Ereigniß des Gedichts aus dem Zufälligen und Anekdotenhaften erhebend, iſt von außerordentlicher Wirkung und höchſt charakteriſtiſch für Lenau's Talent und Auffaſſung im Allgemeinen.

Auch in dieſen Polenliedern iſt es intereſſant zu ſehen, wie die reifere Bildung des Dichters ihn in ſich immer klarer und fröhlicher macht und dem wahrhaft Poetiſchen immer näher befreundet. Jenes lebensvolle, in friſcheſtem Takt ſich frei bewegende „Lied in der Schenke" ſchloß in ſeiner urſprünglichen Geſtalt mit dem herben Mißton eines wilden und bittern Fluches:

Aber kommt die Rache nicht,
Mag der Vogel mit dem Halme,
Was da lebt im weiten Licht,
Sterben in des Fluches Qualme,
Und die Sonn' erſticke drin,
Daß die Erde ſcheide hin!

(Ged. S. 18.)

Dieſe Strophe fehlt in den neueſten Ausgaben, ſo daß jetzt nichts mehr die muthige, hoffnungsvolle Begeiſterung dieſes Liedes ſtört:

Rasch aus Schnee und Eis hervor
Werden dann die Gräber tauchen,
Aus den Gräbern wird empor
Himmelwärts die Schande rauchen,
Und dem schwarzen Hauch der Schmach
Sprüht der Rache Flamme nach!

(S. 144.)

Nicht so glücklich im Schluß und auch in seiner ganzen Form minder zusammengehalten und wohlgestaltet sind die „Zwei Polen" der späteren Sammlung (S. 51); immer indeß werden wir Lenau's Polenlieder zu dem Bedeutendsten und Besten zählen dürfen, was von poetischen Erzeugnissen jene Zeit hervorgebracht hat.

Gewannen nun diese Polenlieder unserm Dichter rasch und entschieden die Liebe zahlreicher Gleichgesinnten, und war auch die reflectirende, sinnige Weise, in welcher durch andere Gedichte der Hauch der Freiheit weht, wiewohl weniger poetisch, so doch der deutschen Weise nicht unangemessen: so half, in weiteren Kreisen ihm Gunst und Theilnahme zu erwecken, dem Dichter nicht wenig das Neue und Fremdartige in dem Landschaftlichen und Localen seiner Gedichte. Jene weiten ungarischen Steppen, die flüchtigen Rosse mit ihren schmucken, stolzen Reitern, der geheimnißvolle Zigeuner, der frohe, freie Räuber in seiner einsamen Waldesnacht — das Alles erregt uns ohne Weiteres einen ahnungsvollen, süßbehaglichen Schauer.

Indem daher Lenau, dem dies ein Selbſtgeſchautes, Selbſterlebtes iſt, dieſe reiche Scene als ſein Eigenthum, als einen Schatz gleichſam betrachten darf, deſſen poetiſcher Verweſer er iſt, ſo wird er ſchon durch das Pikante, das die Neugier ſtachelt, auf manche Leſer eingewirkt haben. Das Aeußerliche der Scene allein macht es freilich nicht, und wem die Natur das innere poetiſche Auge nicht erſchloſſen, den wird es ſo wenig fördern, in Ungarn oder Griechenland oder auf welchem poetiſchen Theater ſonſt geboren zu ſein, als es unſern Wüſtenſängern helfen kann, wenn ſie „gelehnt an eines Hengſtes Bug" oder gar auf ſchlankem Kameelhals ſich wiegend, ihre Luftreiſe nach beiden Indien unternehmen. — Auch hier hat Lenau, begünſtigt durch ſeine magyariſche Natur, ſich bald den leeren Anfängen des Aeußerlichen, wie wir ſie etwa in „Abendheimkehr" (1. Aufl. S. 19) finden, entziehen mögen. Wir haben oben angedeutet, mit welcher bräutlichen Liebesluſt der Magyare ſeines Landes genießt. Von dieſem innigen Zuſammenleben mit der Natur ſehen wir in Lenau die gereifte Frucht, inſofern es ihm auf eine neue und durchaus glückliche Weiſe gelungen iſt, ſich in die Natur hineinzuleben und die Innerlichkeit ſeines Gemüths ſo mit dem Aeußerlichen der Natur zu verweben und zu verwachſen, daß Beides nun ein gemeinſames Neues wird. Auf dieſe ſeine Weiſe dürfen wir eines ſei-

ner Gedichte anwenden, in welchem er das Unweſen unſrer jungen Bilderdiener verſpottet hat:

Was Ihr Bild nennt unverſtändig,
Iſt nur Gleichniß kalt und hohl,
Wo der Geiſt nicht ein Symbol
Mit der Sprache zeugt lebendig u. ſ. w.
(Neuere Ged. S. 329.)

Durch dieſes Ineinanderbilden des Innerlichen und Aeußerlichen erhalten Lenau's landſchaftliche Schilderungen ihre Würde und ihre Bedeutung: durch das Gemüth, mit dem er das Starre und Zufällige der Natur zu ſchmelzen und zu veredeln weiß, erfreuen uns ſeine Heidebilder, erfreuen uns Gedichte, die, wie die „Werbung" (1. Aufl. S. 22), vor Allem die prächtige „Heideſchenke" (S. 199), oder unter den neueren Gedichten der „Steyrer Tanz" (S. 66) und „die drei Zigeuner" (S. 67) uns ebenſo anmuthige, wie lebendige Bilder einer reichen, fremden Volksthümlichkeit geben.

Erwägen wir nun, daß das Publikum ſchon von den Romantikern her an Waldnacht, Blätterrauſchen, Jäger- und Zigeunerleben gewöhnt war, daß es aber an dieſer Abſichtlichkeit des romantiſchen Dämmerweſens kein geſundes Behagen hatte faſſen können, und daß es daher mit voller Freude Lenau's Waldeinſamkeiten begrüßte, in denen nicht ſpukhafte Einſiedler, heilige Bonifaze, ſteche Mägdlein ſich umtrieben, ſondern raſche, lebens-

kräftige Geſtalten, deren Wahrheit man fröhlich fühlte: — ſo ſehen wir auch hier wieder, wie Lenau's Mitgift magyariſcher Abſtammung den Bedürfniſſen und Wünſchen der Zeit entgegenkam.

Ueberhaupt wäre es intereſſant, zu unterſuchen, welche Rolle das Landſchaftliche oder vielmehr das Hineinlegen des Gemüths in die Natur als ein Symbol unſrer inneren Zuſtände in der Entwicklung der Poeſie ſpielt. Wie wenig dieſer Sinn bei den Alten erſchloſſen war, iſt mehrfach erwähnt worden; es genüge hier, damit wir aus der jüngſten Entwicklung der deutſchen Dichtung nur Eines hervorheben, an Schiller zu erinnern, der mit derſelben Energie, mit welcher unſere heutigen Dichter die Natur durchdringen, die Geſchichte durchdrang und aus der Geſchichte menſchlicher Zuſtände den Bilderſchmuck und die compactere Fülle nahm, deren ſeine reflectirende Lyrik bedurfte, — und wie, während die breiten Lehrgedichte geſchwätziger Naturbeſchreiber, denen die Natur eben nur ein Aeußerliches blieb, allgemach verklangen, ſchon damals Göthe ſein unvergleichliches Mondlied dichtete: „Fülleſt wieder Berg und Thal ſtill mit Nebelglanz!“ Erſt unſerer neueſten Zeit war es aufbehalten, die Natur vollſtändig durchdringend, ſie ſelbſt in den Geiſt aufzunehmen und ſolchergeſtalt in die Poeſie einzuführen. Von dieſem Geſichtspunkt aus darf man Lenau's Vertiefung

in die umgebende Natur eine hohe und in gewiſſem Sinne univerſale Bedeutung nicht verſagen. —

Wenn es nun hienach gelungen iſt, zwei vorzügliche Richtungen der Lenau'ſchen Poeſie, die politiſche nämlich oder liberale und jene andere, die wir mit kurzem, wenn auch falſchem Namen als die landſchaftliche bezeichnen wollen, aus der Anlage ſeiner magyariſchen Natur abzuleiten: ſo ſcheint es ſchwierig, eben daher ein drittes Element zu erklären, das mit merklichem Uebergewicht in Lenau hervortritt und das überhaupt in Frage zu ziehen nach den Aeußerungen unſers Dichters etwas Mißliches hat und faſt Gehäſſiges. Wir meinen jene Melancholie, jenes Verſunkenſein in Schmerz und Trauer, jene Klage, die ſich oftmals zu lautem Jammer ſteigert und die ſchon oberflächliche Beurtheiler als etwas Weſentliches der Lenau'ſchen Poeſie erkannt, durch das er allerdings bei einer gewiſſen Stimmung oder Verſtimmung unſrer Zeit mag Anklang gefunden haben.

Denn in die thränenreiche Willkür des Gefühls hatten ja die Romantiker ſich gerettet, und Heine, welcher nöthig war, um die Nichtigkeit dieſes Princips an ſich ſelbſt darzuthun, hatte in nothwendiger Conſequenz den Schmerz zum Witz gemacht. Das Publikum war daher bereits gewöhnt an dieſe jammervollen Verſtimmungen; ja hatten ſelbſt ältere Männer (wir denken dabei an den wei-

chen, weibischen Gentz, den Zögling des Romanticismus) sich durch die freche Energie der Heine'schen Art betäuben lassen, so war sie auf's Höchste willkommen der schwankenden Unklarheit der heranwachsenden Jugend, wie es denn auf lange hinaus das Loos unsrer jungen Leute sein wird, eine Zeit lang Heinisch zu denken und zu fühlen. — In Lenau sind es allerdings keine Wiederklänge Heine'scher Frivolität, die uns verletzen, und wir sind durchaus geneigt, ihm zuzugestehen, was er in schönen und würdigen Worten von dem Kritiker fordert:

Wenn gegen falschen Schmerz Du Dich ereiferst
Und Thränenkünstelei, so hast Du Recht.
Doch hast Du was von einem Henkersknecht,
Wenn Du mit Spott den wahren Schmerz begeiferst.

Verfolge rüstig, wo Du kannst, die Lügen,
Die Wahrheit ehre; ist Dir wohl zu Muth,
So sollst Du zügeln Dein vergnügtes Blut,
Und zur Gesundheit nicht die Roheit fügen.

Auch Freuden giebt es, die nur Freuden scheinen,
Und mehr vielleicht, als Schmerzen, die nicht wahr;
Wem Lust blüht, lache; traure, wem sie bar,
Und ist's ein Dichter, mag sein Lied auch weinen.

(Neuere Ged. S. 310.)

An die Wirklichkeit seiner schmerzlichen und trüben Stimmungen also glauben wir; woran wir aber nicht glauben, das ist, daß die Poesie wie eines jener Klageweiber sei, die mit zerrauftem Haar, die Brüste schlagend, ihr lautes Wehgeschrei als einen Schmuck feier-

licher Bestattungen darbringen. Aller Schmerz, meinen wir, ist nur ein Vereinzeltes, Vergängliches; die Macht der Poesie aber ist es, daß sie durch dies Vergängliche der Trauer das heitre und ewig wandellose Licht des Allgemeinen, das ist Gottes, hindurchscheinen läßt. Nur dieser verklärte, dieser schöne Schmerz, welcher durch Thränen lächelt, hat poetische Geltung. Wie möchten wir uns anders auch geneigt fühlen, die Thränen des Dichters mitzuweinen und unser Selbst zu schmerzlicher Erschütterung ihm hinzugeben, wenn es bei diesen Thränen, diesem Schmerz, dieser vergänglichen Trübung sein Bewenden haben sollte!

Lenau hat lange zu kämpfen gehabt, ehe er über diese abstracte Vergänglichkeit hinausgekommen:

Horch' ich hinab in meines Busens Tiefen,
„Vergänglichkeit!" klagt's hier auch meinem Ohr,
Wo längst der Kindheit Freudenklang' entschliefen,
Der Liebe Zauberlied sich still verlor;
Wo bald in jenen Seufzer bang
Hinstirbt der letzte frohe Klang.
(Ged. 2. Aufl. S. 217.)

Vergänglichkeit! wie rauschen deine Wellen
Durch's weite Labyrinth des Lebens fort!
In deine Wirbel flüchten alle Quellen,
Dir baut kein Damm entgegen sich, kein Hort!
— — — — — — —
Es braus't in meines Herzens wildem Takt,
Vergänglichkeit, dein lauter Katarakt!
(Ged. 1. Aufl. S. 169.)

Darum erscheint ihm das Leben auch als ein Eitles und Nichtiges, welches von sich zu werfen wohl ein wünschenswerthes Loos:

Eitles Trachten, eitles Ringen
Frißt dein Bischen Leben auf,
Bis die Abendglocken klingen,
Still dann steht der tolle Lauf.
(Ged. S. 20.)

Ist's nicht eitel und vergebens,
Lieben Freunde, saget an!
Durch den Wüstensand des Lebens
Sich zu wühlen eine Bahn?
Streut auch unser Fuß im Staube
Spuren aus von seinem Lauf,
Gleich, wie Geier nach dem Raube,
Kommt ein Sturm und frißt sie auf. (S. 47.)

In dieser Mißstimmung, doppelt gefährlich, weil sie sich nirgend bis zur Energie eines Widerstandes, und wär' es der eitle Widerstand der Verzweiflung, ermuthigt, verschmäht er denn auch die Hoffnung, die den bedrängten Dichter aus dem Trüben und Mißlichen des Augenblicks in eine hellere Zukunft verweisen will:

Hoffnung! laß allein mich wallen,
Gaukle nicht um meine Bahn!
Deine Sterne sind gefallen,
Und mich täuscht kein holder Wahn! — —
All' dein Wort ist Windesfächeln;
Hoffnung! dann nur trau' ich dir,
Weisest du mit Trostesläcbeln
Mir des Todes Nachtrevier! (S. 125. 127.)

Die Hoffnung, eine arge Dirne,
Verbuhlte mir den Augenblick,
Bestahl mit frecher Lügenstirne
Mein junges Leben um sein Glück.

Nun ist's vorüber; in den Tagen,
Als ihr Betrug in's Herz mir schnitt,
Hab' ich das süße Kind erschlagen,
Und mit dem Leben bin ich quitt.

(S. 80.)

Selbst die allgemeinste Hoffnung auf ein gerechtes und versöhnendes Jenseit, in dessen sehnsüchtige Erwartung der „Todesmüde" (S. 157.), meinten wir, sich um so williger retten wird, je weniger er hier bereits die endliche Versöhnung allen Zwiespaltes finden konnte, bietet ihm keinen Boden, in welchem er mit fröhlichem Muthe wurzeln mag:

Mir gilt es gleich,
Ob Leben — Tod — im Schattenreich!
Strahlt jenseits auch ein mildes Licht,
So fehlt gewiß der Donner nicht,
Der, was das Licht in Liebe hegt,
Mit seinem Zorne niederschlägt. — —
So lang dies Herz auf Erden schlug,
Hab' ich erlebt genug, genug,
Um ein Vergehen, ein Verschwinden,
Ein Loos der Sehnsucht werth zu finden. — —
Doch ist es anders mir beschlossen,
Wird drüben neu mein Leben sprossen:
Werd' ich gelassen, ohne Zagen
Auch meine Ewigkeit ertragen.

(S. 170. 171.)

So kann es denn auch nicht fehlen, daß unſer Dichter endlich in jenen melancholiſchen Eigenſinn, jene fataliſtiſche Caprice unſrer Weltſchmerzdichter hineingeräth, welche von vorn herein Schmerz und Qual als ein ihnen zuſtehendes Recht und Eigenthum mit eitler Abſichtlichkeit für ſich in Anſpruch nehmen:

Du geleiteſt mich durch's Leben,
Sinnende Melancholie!
Mag mein Stern ſich ſtrahlend heben,
Mag er ſinken — weicheſt nie! (S. 106.)

Herein, herein, du finſterer Geſelle!
Du biſt in meiner Bruſt kein neuer Gaſt,
Ich öffne dir die trümmervolle Zelle,
In welcher dein Geſchlecht ſchon oft geraſt.
(S. 84; vergl. 172.)

Deine Braut heißt Qual — den Segen
Spricht das Unglück über Euch! (S. 50.)

Aber wie hier der Dichter ſein Element, das Schöne, verlaſſen hat, ſo verläßt, in gerechter Vergeltung, auch ihn ſogleich jenes inſtinctartige Gefühl des Schönen, das dem Dichter eigen iſt, und ſelbſt ſein Ausdruck, ſonſt edel und rein, ſinkt hier bald in leere Phraſen,

(Am Strand des Lebens irr' ich, ſtarre düſter
In's Todesmeer, umhüllt von Nebelflor,
Und immer wird der Strand des Lebens wüſter,
Und höher ſchlägt die Fluth an ihm empor.
u. ſ. w. S. 78.)

bald zu widerwärtigen Bildern herab. (S. 92. 102. 110 112. 134.)

Auch dem unbefangensten Leser muß hier die Frage aufstoßen, was den Dichter zu diesen endlosen Klagen berechtigt und was Ungeheures Welt und Leben gegen ihn verbrochen. Sogar diesem wird es auffällig sein, daß aus den Lenau'schen Liedern selbst sich nichts nachweisen läßt, was man wie eine Berechtigung dieser trübsten Lebensansicht deuten dürfte. Der Tod eines Freundes, die Untreue einer Geliebten, Dinge überdies, an die sämmtliche Lyriker, von Urzeiten her, uns gewöhnt haben, werden wohl erwähnt; doch nicht einmal der Dichter selbst stellt sie als die Quelle dar, welcher seine Thränen entfließen.

Vielmehr es ist eine allgemeine abstracte Verstimmung, ein Schmerz, der keinen anderen Grund, keine andere Quelle zu haben scheint, als sich selbst; es ist ein tiefes, unheilbares Gefühl von der allgemeinen Vergänglichkeit aller Dinge, eine (möchten wir sagen) angeborene, prädestinirte Scharfsichtigkeit für die unvermeidlichen und allgemeinen Unvollkommenheiten der Erde, ein ewiges Bewußtsein des nahen, des unentrinnbaren Todes, der, während das Roß mit gierigem Maule noch die letzten Halme aufrafft, schon, ein unerbittlicher Reiter, dem Widerstrebenden die Sporen in die Flanke drückt! (S. 111.)

Aber zugegeben, daß es einen Standpunkt giebt, von dem aus die Erde sich in der That nur wie ein

Jammerthal anſieht, daß Stimmungen vorkommen, in denen uns aus allen Blumen, allen Blüthen nur ſchlecht verhüllte Gräber entgegenlauſchen, ja wo der Himmel ſelbſt, der lächelnde, blaue, uns nur ein allgemeines, weites Grabtuch dünkt: iſt dieſer Standpunkt deshalb auch künſtleriſch berechtigt? ſind dieſe Stimmungen wahrhaft poetiſch? Iſt es überhaupt die Aufgabe der Poeſie, das ewig klagende, das Leichenhuhn der Welt zu machen? Und welchen Antheil wird ein Dichter verdienen, der, ſtatt die Welt mit der Gewißheit des Göttlichen ſiegreich zu verklären, vielmehr, ſo weit ſein Blick reicht, überall nur die finſtern Schatten einer in ſich troſt- und haltungsloſen Weltanſchauung, recht eigentlich die Schatten des Todes, um ſich verbreitet?!

Und zumal in dieſen unſern Zeiten, wo die Poeſie der jungen Dichter, wie die Sangfähigkeit gewiſſer Vögel, ſich regelmäßig mit einer Art von Krankheit, gewiſſermaßen einem geiſtigen Pips entwickelt, in dieſen Zeiten der Zerriſſenheit, des Weltſchmerzes, der allgemeinen Verſtimmung: wird ſelbſt die künſtleriſche Schönheit, die Harmonie der Form, welche Lenau dieſen ſeinen Klagen mitunter zu geben weiß, uns verſöhnen dürfen mit ihrem düſtern, in ſich unharmoniſchen Inhalt? Ja werden wir nicht umgekehrt vielmehr mit dem Dichter zu rechten haben, der ſolch glückliches Talent, ſolch reiches

natürliches Vermögen an so unglücklich unfruchtbare Stoffe verschwendet?

Aber doch vielleicht giebt es eine Erklärung, welche dies an sich so unerfreuliche Phänomen nicht zwar entschuldigt: auf Entschuldigungen, gütliche Auslegungen, Bemäntelungen hat die Kritik sich nirgend einzulassen, eine Sache, die nur durch diese Mittel zu retten stände, wäre verloren durch sich selbst: nein, eine Erklärung meinen wir, welche diese Erscheinung sogar rechtfertigt, indem sie dieselbe als ein nothwendiges Product gewisser geschichtlicher Factoren, ein unvermeidliches, natürliches Ergebniß bestimmter thatsächlicher Ereignisse nachweist — eine Erklärung, mit Einem Worte, die wir dem Dichter nicht nach Belieben zugestehen oder verweigern dürfen, nein: die er, als sein Recht, sogar verlangen darf.

Erinnern wir uns zu diesem Ende an dasjenige, was im Eingang dieses Aufsatzes über die geheime Bedrängniß, das Mißbehagen, die Verstimmung gesagt wurde, in welche der Magyare im Allgemeinen dem deutschen Elemente gegenüber geräth: eine Verstimmung, die sich aus den Verhältnissen eines ursprünglichen, eines Naturvolkes, im Gegensatz zu den complicirten Zuständen reich entwickelter Culturvölker, sehr leicht begreifen läßt.

Was nun dort im Großen einer ganzen Nation, das ist hier dem Einzelnen widerfahren: Lenau, mit der

Urſprünglichkeit, der Wahrheit und Tiefe ſeiner Empfindungen, mit ſeinem angeborenen Freiheitſinn, mit dieſer ganzen ſtolzen Ritterlichkeit des Charakters — wie wäre es ihm möglich, ja wie wäre es ihm nur erlaubt — erlaubt vor ihm ſelbſt! ſich glücklich, wohl, friedfertig zu fühlen in unſrer cultivirten Welt, der Welt des Scheines, der Lüge, der Verſtellung! Dieſe Bilder ſeiner Heimath, die ſeine Bruſt durchziehen, dies Rauſchen der Wälder' dieſer Duft der Steppen, dieſe wildklagenden Lieder der Zigeuner — wie könnten ſie ſich ohne Kampf, in Frieden zugeſellen dieſen ſo ganz andern, ſo ganz fremdartigen, vielfarbigen, blendenden Eindrücken des modernen Lebens!

Und doch weiß der Dichter ſelbſt, daß es im Grunde doch dieſes Leben iſt, welches Recht behält! Doch fühlt er ſelbſt, daß die großen Fragen, deren Löſung ſeine Seele ungeduldig entgegenlechzt, die Fragen der Freiheit, der Bildung, der Menſchenwohlfahrt, niemals gelöſt — ja nicht einmal aufgeworfen, nicht einmal gedacht können ſie werden auf ſeinem heimathlichen Boden! Doch fühlt er ſelbſt, daß die Romantik des Naturlebens, wie ſüß, wie bezaubernd ſie auch ſei, dennoch die Grenze der Menſchheit nicht iſt, nicht ſein darf! Doch ahnt er, in ſchmerzlich bewegtem, qualzeriſſenem Herzen ſelbſt, daß nur aus dem Strudel dieſer widerſpruchsvollen, zerriſſe-

nen, gährenden modernen Welt, nur aus dieſen Kämpfen, Widerſprüchen, Räthſeln des modernen Bewußtſeins die wahre Perle der Bildung, der wahre Preis des Lebens errungen werden kann!

Dies, wenn wir nicht irren, die Quelle jener allgemeinen, anſcheinend ſo grundloſen Verſtimmung, dies der Einſchlag, der geſchichtliche, thatſächliche, zu jenem finſtern, mißfarbigen Schleier, der das Auge der Lenau'ſchen Muſe umflort: die Sehnſucht nach einer Urſprünglichkeit, die er doch ſelbſt nicht mehr als berechtigt anerkennen kann, die Scheu vor einer Bildung, der er doch zugeſtehen muß, der wahre Herr der Welt zu ſein.

Wohlan denn: ſo gilt es die Wahl! es gilt den Kampf! es gilt die tapfre, männliche Entſcheidung!

Aber ehe er noch dieſen Kampf eingeht, macht der Dichter noch einen letzten Verſuch, den beiden Parteien, die ſich um ihn ſtreiten, die gleichſam ringen um ſeine Seele, ſich überhaupt zu entziehen und für neue, naive Beſtrebungen einen neuen, naiven Boden zu gewinnen: er kehrt der alten Welt und ihren Kämpfen den Rücken, er wandert aus nach Amerika — nicht dem Amerika der Rieſenſtädte, der Eiſenbahnen, Dampfſchiffe, Banken, Bankerotte: nein! in das rohe, uncultivirte, in die Einſamkeit des Urwalds flüchtet, an dieſen offnen, nackten Buſen der Natur wirft er ſich, er will nicht mehr ge-

nießen, nicht mehr kämpfen — bloß noch ruhen, bloß noch vergeſſen!

Vergebliches Bemühen! — Wer einmal von dem Apfel der Erkenntniß gekoſtet, der muß ihn, wie ſauer er ihm ſchmecke, verzehren und verdauen — oder daran ſterben; wer der Helena unſrer Tage, der Bildung, der Erkenntniß, einmal ins Auge geſehen, der muß ſie erringen oder das Leben laſſen für ſie: fliehen kann er nicht mehr! — Kaum daß der Kiel, von Europa gewandt, die erſten Wogen durchfurcht, da ſchon fühlt das Herz des Dichters ſich von Sehnſucht bewältigt: klagende Lieder fliegen rückwärts an den kaum verlaſſenen Strand, ja die Rückkehr iſt beſchloſſen, ehe noch die Hinfahrt vollendet iſt.

Er kehrt zurück: mit geringer Ausbeute an poetiſchen Erzeugniſſen, geringer ſogar, als man ſie von einem ſolchen Dichter unter ſolchen Umgebungen, in ſolchen Lagen erwarten möchte; die wenigen Schilderungen amerikaniſcher Waldeinſamkeit, welche die Neuen Gedichte enthalten, wie reflectirt, wie blaß, wie kränklich ſind ſie gegen jene anmuthvolle Wahrheit der Schilderung, jene Friſche der Farben, jene Fülle des Lebens, welche uns an den „Haidebildern“ entzückte!

Aber dennoch iſt die Ausbeute eine glückliche, der Gewinn ein großer: bringt er nicht Lieder und Geſänge, poetiſche Skizzen und Entwürfe mit, ſo doch die Ueber-

zeugung, daß der Friede, den er ſucht, in keinem Amerika, keinem Urwald, keiner einſamen Blockhütte zu finden — ja daß er überhaupt nicht anders zu finden, als allein im Kampf und daß jene Inſel der Seligen, nach der er trachtet, jene göttlich ruhige Atlantis der Dichtung und der Kunſt von Niemand betreten wird, es ſei denn allein von dem, — der ſie erobert!

Die Kämpfe des Soldaten ſind gewonnene und verlorene Schlachten, eroberte Städte, verheerte Länder; die Kämpfe des Denkers umgeſtürzte Syſteme, zerſprengte Kategorieen, umgewälzte Begriffe: der Künſtler allein, indem er kämpft, ſchafft er zugleich; Dichtungen, Kunſtwerke bezeichnen das Schlachtfeld ſeiner Gedanken, die Wahlſtatt ſeiner Empfindungen.

So auch Lenau, dieſe ächteſte Dichternatur, hat den ſchweren Kampf ſeines Innern, das qualvolle Ringen ſeines Geiſtes durch drei große Dichtungen bezeichnet: Dichtungen, welche, was immer im Einzelnen an ihnen auszuſetzen ſei, doch ſchon darum der aufmerkſamſten Betrachtung würdig ſind, weil ſie mit außerordentlicher Klarheit die Stufen bezeichnen, welche ſeine Entwicklung allmälig eingenommen. Wie ein ſiegreicher Feldherr auf jedes eroberte Schloß, jede bezwungene Stadt ſeine Fahne pflanzt, ſo jedes eroberte geiſtige Terrain hat Lenau mit dem Ban-

ner ſeiner Dichtungen bezeichnet: Fauſt, Savonarola, die Albingenſer.

Betrachten wir zuerſt den Fauſt. Es war das erſte größere Werk, mit welchem Lenau vor das Publikum trat, zugleich das erſte, das er nach ſeiner Heimkehr veröffentlichte: Veranlaſſung genug, ihm von vorn herein die freundlichſte Aufnahme von Seiten des Publikums zu ſichern.

Und außerdem auch die Zeit, in welcher es erſchien, war dem Gedichte günſtig. Erinnern wir uns nur, wie eben damals (1836), angeregt zunächſt durch den vor Kurzem erſchienenen zweiten Theil des Götheſchen Fauſt und deſſen wunderliche Räthſelhaftigkeit, die Durchgrübelung der Fauſtſage im Schwange war, wie ein Commentar den andern ablöſte, und wie es einige Zeit hindurch ſchien, als wolle die ganze Welt ſich einzig in den Fauſt verſenken, als ſei Fauſt das geheimnißvolle Zauberwort, deſſen Löſung die Aufgabe und zugleich das Ziel aller Kunſt und aller Weisheit.

Nichts deſto weniger wagen wir zu behaupten, (was übrigens auch das raſche Verklingen dieſes noch vor Kurzem ſo lauten und lebhaften Intereſſes beſtätigt hat), daß die Sage vom Fauſt vor dem jetzigen Bewußtſein nicht mehr Stand halten, noch einen Träger für daſſelbe abgeben kann. Zurückdeutend auf eine Zeit, wo das Prin-

cip der modernen Entwicklung, der Proteſtantismus, ſich noch die erſte ſchüchterne Anerkennung erringen mußte, und wo, angemeſſen dem Prieſterzwange, unter welchem das Denken damals gefeſſelt lag, dieſes ſelbſt noch als ein Auflehnen gegen die Autorität des Glaubens gehalten und ſomit die koſtbare Frucht der Erkenntniß als der Apfel der Sünde mit ſcheelen Blicken verdächtigt ward, iſt dieſe Sage heut, wo wir den frühern Zwieſpalt zwiſchen Glauben und Wiſſen überwunden und das Denken, die Erkenntniß als die höchſte Befriedigung allen menſchlichen Strebens verehren gelernt haben, für dies großartig erweiterte Bewußtſein nicht mehr ausreichend. Ein Fauſt der Gegenwart müßte durch die Erkenntniß, die er durch den Teufel erlangt, Herr des Teufels werden; nicht die erbarmende Gnade des Himmels, noch gar die brutale Lüſternheit Mephiſto's oder die Dummheit einiger Dick- oder Dünnteufel, ſondern die Gewalt der Erkenntniß, in welche er gekommen, müßte ihn unmittelbar erlöſen, kurzum: nicht Fauſt, ſondern der Teufel wäre es, der die tragiſche Rolle des Stücks zu ſpielen hätte. —

Allein wie bedenklich die Wahl dieſes Stoffes hienach auch war und wie wenig im Grunde, mit Hinblick auf die Menge verfehlter Nachahmungen, Fortſetzungen, Erweiterungen, welche das Götheſche Gedicht erfahren, von dieſem neuen Fauſt ein irgend bedeutenderes Reſultat

zu erwarten ſtand: ſo gerechtfertigt dennoch, ſo treffend, ſo nothwendig war dieſe Wahl, wenn wir uns in Lenau's eigene Perſon verſetzen. War doch er ſelbſt eine Art moderner Fauſt, ringend, gleich Jenem, zwiſchen alter und neuer Zeit, zwiſchen Natur und Bildung, Glauben und Erkennen!

Aber bekanntlich iſt die unmittelbare Epoche der Leidenſchaft ſelbſt nicht diejenige, wo der Dichter dieſe Leidenſchaft zugleich künſtleriſch verklären kann; erſt wenn die Wogen ſich beſänftigt, aus ruhigem Meer, erhebt ſich die lächelnde, die Göttin der Schönheit. Und wenn ja noch in der Lyrik der unmittelbare Schrei der Leidenſchaft, das unmittelbare Aufſtöhnen des empörten Herzens uns ſympathetiſch bewegt, ſo dagegen wird zu größeren poetiſchen Schöpfungen, zum Epos oder Drama, nothwendig die breite Grundlage einer bereits abgeklärten, in ſich ſelbſt bereits zum Abſchluß gelangten, befriedigten Stimmung verlangt. Lenau ſelbſt *war* noch zu ſehr Fauſt, als daß er einen Fauſt hätte *dichten* können; die ſubjective Wahrheit, welche der Stoff für ihn hatte, hielt ihn von der objectiven zurück. Daher in dem Lenau'ſchen Fauſt ein durchgängiger Mangel an Plaſtik, an ſinnlicher Darſtellung, an eigentlicher Handlung; die Motive bleiben alle innerlich, es iſt Alles bloße Reflexion, bloße Rhetorik, ſelbſt die äußere Form des Gedichtes, auf un-

erquickliche Weise zwischen Epos und Drama schwankend, bezeichnet in ihrer Halbheit und Unentschiedenheit den in sich selbst halben, unentschiedenen Standpunkt des Dichters.

Und was das Schlimmste von Allem: weil der Dichter selbst in sich noch keine Lösung gefunden, so vermochte er auch seinem Kunstwerk keine Lösung zu geben. Wir wollen wahrlich die Art und Weise, wie Göthe (im zweiten Theil) den Knoten zerhauen, nicht billigen: es ist ein Pfiff, ein Kunststückchen, mehr eine Altersschwäche des Dichters, als (was sie sein soll) ein Beweis von der Schwäche des Teufels, das heißt des bösen Princips, das, als solches, immer nur sich selbst vernichten und verderben muß. Auch haben wir bereits im Obigen angedeutet, wie, nach unserm Dafürhalten, dieser Mythus, soll er einmal auf modernen Boden verpflanzt werden, aufgelöst und zu Ende geführt werden müßte. Bei alledem indessen erscheint uns der Göthe'sche Schluß, wie unwahr, ja kindisch er übrigens auch sei, doch als ein wahres Meisterstück, verglichen mit der crassen, unkünstlerischen Herbigkeit, dem jähen, widerlichen Mißklang, mit welchem das Lenau'sche Stück zu Ende geht. Nach unsrer Ansicht ist es Faust selbst, der sich retten muß: Göthe (scheint uns) trifft das Richtige doch wenigstens insoweit, als Faust bei ihm doch zum Mindesten nicht untergeht: er läßt ihn retten — allerdings auf

eine sehr skurrile, sehr seltsame Weise: aber genug, er wird gerettet. Bei Lenau dagegen ist es vielmehr Mephistopheles, welcher triumphirt; Faust, wie er endlich (wennschon ohne Uebergang und ohne Begründung) Gott in sich, sich in Gott erkennt, ihm inniglich verbunden, in ihm waltend, lebend, seiend: so erhält er durch diese Erkenntniß nicht allein nicht (wie es allerdings geschehen sollte) die Obmacht über das böse Princip — im Gegentheil: diese Erkenntniß selbst, statt ihn zu befriedigen und zu retten, erscheint ihm wiederum nur als etwas Fragliches, Nichtiges, als der wirre Traum eines fieberkranken Hirnes, in welchem er die Wurzel seines Wesens, sich selber aufgiebt:

Ich bin ein Traum mit Lust und Schuld und Schmerz,
Und träume mir das Messer in das Herz.
(S. 196.)

Mephistopheles aber bekommt als Schlußredner das Recht, Faust's Seele für sich zu reclamiren:

Nicht Du und ich und unsere Verkettung,
Nur Deine Flucht ist Traum und Deine Rettung! — —
Du warst von der Versöhnung nie so weit,
Als da Du wolltest mit der fieberheißen
Verzweiflungsglut vertilgen allen Streit,
Dich, Welt und Gott in Eins zusammenschweißen.
Da bist Du in die Arme mir gesprungen,
Nun hab' ich Dich und halte Dich umschlungen!
(S. 196. 197.)

Iſt es demnach der Standpunkt des abſoluten Zweifels, der Skepſis als ſolcher, auf welcher wir den Dichter im „Fauſt“ antreffen, ſo dagegen in dem nächſtfolgenden Gedicht, dem „Savonarola,“ hat er allerdings bereits einen Schritt weiter in der Entwicklung gethan — weiter, ſagen wir mit Abſicht, da vorwärts kaum paſſen würde. Im Fauſt war die Wahl noch völlig unentſchieden, ſogar daß ſie überhaupt geſtellt, daß die Frage nach Erkenntniß überhaupt aufgeworfen wurde, ſchon dies galt als ein Unrecht, ein unerlaubter, ſündiger Trieb, an den der Teufel, als an ſeine Lockſpeiſe, ſich begierig anklammern mochte. Im „Savonarola“ iſt die Wahl vollzogen: der Dichter, ſtatt vor den Fragen der Bildung ſcheu zurückzutreten, hat ſich vielmehr auf ſie eingelaſſen, er hat ſich bekannt gemacht inzwiſchen mit der eigentlichen, treibenden Macht der neuen Zeit, mit der vorzüglichſten Waffe des gegenwärtigen deutſchen Geiſtes: der Philoſophie.

Können wir zweifeln, was der erſte Eindruck dieſer Bekanntſchaft geweſen ſein wird? Verdeutlichen wir uns nur die Lage der Dinge! Ein naturfriſcher, urſprünglicher, freiheitsſtolzer Geiſt, unter dem Zwange mit einem Mal des Syſtems, in den Feſſeln der Kategorieen, unter dem eiſernen Gewicht logiſcher Nothwendigkeit — ein Dichterherz, warmfühlend, voll Illuſionen und zarter,

kindlicher Gewöhnungen, bloßgelegt auf einmal auf dem Secirtiſch der philoſophiſchen Forſchung, preisgegeben dem unerbittlichen Meſſer der Kritik, zerrieben gleichſam und zerfetzt zwiſchen dem gewaltigen Umſchwung des Begriffs —: wie wäre es anders möglich geweſen, als daß dieſer zartbeſaitete, empfindliche Geiſt ſich ſcheu in ſich ſelbſt zurückzog, dieſes weiche, fühlende Herz ſich verwundet, unwillig verſchloß! — Die Oppoſition, in welcher Lenau ſich im Savonarola gegen die moderne Philoſophie, die Kritik, die Aufklärung befindet (denn dies eigentlich bildet den Kern und Inhalt des Gedichtes, die Geſchichte Savonarola's ſelbſt iſt nicht viel mehr als ein Deckmantel, eine Einfaſſung für die antiphiloſophiſchen Invectiven des Poeten), wie unzulänglich und unberechtigt dieſelbe in der That auch ſei, ſo natürlich und erklärlich dennoch iſt ſie für den eigenen Bildungsgang des Dichters. Der Poet ſollte und wollte Philoſoph werden: aber ſein poetiſches Herz ſträubt ſich gegen die Herbigkeit des Syſtems, mit Wehmuth, mehr noch: mit Entſetzen ſieht er, wie die kalte, eiſerne Hand logiſcher Nothwendigkeit ihm eine Illuſion nach der andern, einen Glauben um den andern löſcht — nimmermehr! Eine ſchlaffere, verlebtere Natur hätte ſich begnügt, den entſchwundenen geliebten Träumen ſehnſüchtige Seufzer, melancholiſche Klagen nachzuſenden: Lenau dagegen ergrimmt, der Zorn

des Naturſohns wird wach! Dieſe Syſteme, die ihn feſſeln wollen, was ſind ſie? Lügen! Dieſe Begriffe, die ſeine Illuſionen löſchen wollen, was bedeuten ſie? Erfindungen frecher, ſchamloſer Menſchen, die durch derartige Phantasmagorieen die Oede ihrer eignen Bruſt zu verdecken ſtreben, die zu bekämpfen ein Verdienſt, ja eine Freude iſt!

Einſt werden ſagen ſpätre Thoren:
Wenn ſein Bewußtſein Gott gewinnt,
— Das er im Schöpfungsrauſch verloren, —
Sich auf ſich ſelbſt zurückbeſinnt,

Wenn die Idee ſich findet wieder:
Das iſt der Menſch, ſoweit er denkt,
Und Gott zugleich, der in die Glieder
Des Menſchen ſich lebendig ſenkt.

(S. 72.)

Dieſe barocke Anwendung, die Lenau von der hiſtoriſch bekannten Prophetie des Savonarola gemacht hat, charakteriſirt die Art und Weiſe ſeiner Polemik, zugleich die Weiſe, in welcher in dieſem Gedichte die Geſchichte ihm hat dienſtbar werden müſſen, und mit der er ſich wohl fühlt in der asketiſchen Seite, dem herben, wortreichen Predigertone ſeines Helden. Ja ſo weit reißt dieſer Eifer ihn hin, daß er ſogar die Grundlage ſeines Weſens, die Wurzel ſeines natürlichen wie ſittlichen Daſeins, die Freiheit, wenn nicht läugnet, ſo doch wenigſtens in Zweifel zieht und bekrittelt:

Freiheit iſt nicht die höchſte Gabe,
Die hier der Menſch zum Heil bedarf,
Doch trägt ihm all' ſein Glück zu Grabe,
Wer ihm die Freiheit niederwarf.

(S. 94.)

Daß unter dieſen Umſtänden der poetiſche Werth des Gedichtes kein bedeutender, namhafter ſein konnte, liegt auf der Hand. Zwar fehlen auch in dem „Savonarola," namentlich in der erſten Hälfte, wo Savonarola's Jugend und erſte Entwicklung geſchildert wird, einzelne ergreifende Schilderungen, der umgebenden Natur ſowohl wie namentlich innerer, gemüthlicher Zuſtände, keineswegs. Dennoch über dem Ganzen ruht ein gewiſſer ſchwerer, trüber Hauch, eine gewiſſe — das Wort muß heraus: Langweiligkeit, die keine rechte Theilnahme aufkommen läßt und ſelbſt die gelungneren Stellen um ihre Wirkung bringt. Die Form, im Fauſt noch zerriſſen und in Widerſpruch mit ſich ſelbſt, iſt hier allerdings ſtreng geſchloſſen: aber leider auch einförmig, eintönig! Jener muſikaliſche Takt, welcher Lenau ſonſt ſo eigenthümlich iſt, ſcheint ihn hier völlig verlaſſen zu haben; das übel gewählte Metrum, viel zu eng, zu knapp, zu ärmlich gleichſam für den Reichthum epiſcher Darſtellung, in ermüdender Monotonie, militäriſch, in kurzem Schritt, aber deſto längerer Reihe dahinziehend, macht das Monotone, Düſtre, Karge des Inhalts nur um ſo empfindlicher.

Sogar die Sprache selbst, auf der einen Seite durch gehäufte Künsteleien, Vergleiche, Bilder schwerfällig und geschroben, sinkt andrerseits in zahlreichen Stellen völlig zur nackten, platten Prosa herab, bis zu Trivialitäten, wie z. B. folgende, die man bei dem Dichter der „nächtlichen Fahrt," der „Werbung," des „Faust" ꝛc. wohl schwerlich vermuthet hätte:

„Savonarola ist gefäh lich
Der Papst- und Mediceer-Macht,
Weil er das Licht der Wahrheit ehrlich
Der Sünde streckt in ihre Nacht."

„Des Papstes Commissarien künden
Den beiden Brüdern hier zusammt,
Daß wegen ihrer schwarzen Sünden
Der Papst als Ketzer sie verdammt."

(S. 252.)

Das ist nicht mehr epischer, ist nur Chronikenstyl; das ist nicht mehr gedichtet, nur gereimt. —

Und so war denn auch der Eindruck, den das Gedicht beim Publikum hervorbrachte, kein günstiger. Die Kritik verhielt sich spröde, wenn nicht feindlich; herbe Beschuldigungen, Beschuldigungen der Mystik, des Pietismus, des Abfalls von der Freiheit wurden laut; unverständige Freunde, durch übertriebene, übel angebrachte Lobeserhebungen, noch mehr durch den zudringlichen Eifer, mit welchem sie, als Partei, Lenau als den Ih-

rigen reclamirten, goſſen Oel in das Feuer; das Publikum ſelbſt, die naive Menge der Leſer, wurde ſtutzig und fragte ſich verwundert, ob dieſer Dichter des Savonarola, dieſer ingrimmig redſelige Ascet, dieſer herbe, ſchwarzgallige Eiferer wirklich derſelbe, der es ehedem durch ſeine Polenlieder, ſeine Haidebilder entzückt.

Es iſt eine ſchöne Bethätigung ſeines innerſten poeſchen Berufes, zugleich eine großartige, erhabene Lehre für alle Mit- und Nachſtrebenden, daß Lenau ſich durch all dieſes Hin- und Widerreden, dieſe falſchen Feinde, falſcheren Freunde weder entmuthigen noch verwirren ließ. Er ging ſeine Bahn vorwärts, wie ein Dichter: dichtend; ſtatt ſich in den Streit der Koterien, das Gewühl des Tages zu verlieren, arbeitete er, in edler, ſtolzer Einſamkeit, weiter an dem Werke ſeiner inneren Entwicklung und Läuterung.

Poeſie und Freiheit ſind Eines. Ein Poet kann abfallen von der Freiheit, ja: aber nur indem er zugleich abfällt von der Kunſt; der Winter hat keine Nachtigallen, die Unfreiheit keine Dichter.

Auch für Lenau war der halbe, unfreie Standpunkt des Savonarola nur ein Durchgang, eine Kriſis geweſen, deren Entſtehung und ſogar Nothwendigkeit wir im Obigen hinlänglich auseinandergeſetzt zu haben meinen. Auf demſelben für die Dauer verharren, ſich völlig ein-

leben in die dumpfen, lichtloſen Regionen der Myſtik, den augenblicklichen Zorn gegen die Mächte der Gegenwart, die Philoſophie, die Bildung, die Freiheit zum dauernden Haß ausbilden — wie hätte er es gekonnt, da er ein Dichter war! —

Vier Jahre vergingen, während deren Lenau's Muſe verſtummt zu ſein ſchien: Jahre ohne Zweifel des Kampfes, des Ringens, der Schmerzen, aber auch Jahre ernſter Prüfung, redlicher Arbeit, glücklicher Sammlung. Endlich (1842), von dem Publikum, das ſich ſeiner alten Liebe noch lange nicht entwöhnt hatte, mit Ungeduld erwartet, erſchien das lang verheißene, vielfach erſehnte Werk: die Albigenſer — ein glänzender Widerruf des Savonarola, ein voll hinſtrömender, jubelnder Siegsgeſang der Freiheit!

Auf dem öden Gebiet der Theorie, in den Irrgängen abſtracter Speculationen hatte es dem Dichter begegnen können, ſich ſelber zu verlieren und irre zu werden an dem Stern, an dem er bisher ſo inbrünſtig gehangen, ja der ihm wiederſtrahlte im eignen Buſen: er tritt heraus auf das Gebiet der Geſchichte, in die Welt der Thatſachen: und ſiehe da, das Auge, das eben noch blinzelte, in ungewiſſer Dämmerung — frei und weit jetzt öffnet es ſich dem willkommnen, dem Lichte des Tages! Die er verkannt hatte, ſo lange ſie ihm entgegen-

getreten waren als philoſophiſche Kategorieen, in der ſtrengen, weſenloſen Form gelehrter Abſtractionen — wie fliegt ſein Herz ihnen jetzt entgegen, wie innig verſteht, wie glühend liebt er ſie, da ſie ſich ihm darſtellen auf der bewegten Bühne der Geſchichte, als erfüllte, hiſtoriſche Geſtalten, die ewigen, die Begriffe der Freiheit, der Aufklärung, der modernen Bildung! — Es iſt auch hier wieder die tapfre urſprüngliche magyariſche Natur, welche ihren Sieg feiert: im Speculiren und Abſtrahiren kann ſie fehl greifen; aber gebt ihr Anſchauungen, gebt ihr Beiſpiele — und jauchzend, von ſympathetiſchem Zuge geführt, ſtürzt ſie ſich den raſch erkannten Freunden in die Arme! — Als hätte an dem großen Beiſpiel der Albigenſer, dieſer tapfern, glorreichen Kämpfer für die Sache der Freiheit und des Lichtes, Lenau's eigener Geiſt (ſein Herz war gewiß alle Zeit bei ihnen geweſen) ſich geſtärkt und aufgerichtet, ſo ſehen wir jetzt auf derſelben Bahn der freien Forſchung, die er vor Kurzem noch als einen ſo gefährlichen Irrweg darſtellte, ihn ſelbſt ſtolz aufrechten Hauptes wandeln; dieſelben Looſungsworte der modernen Bildung, die er vor Kurzem noch als Sirenenrufe der Lüge und der Frechheit bezeichnete — jetzt, da ſie ihm wiedertönen aus dem Munde der Albigenſer, erhebt er ſie zu ſeinem eigenen Wahlſpruch; der ſo eben noch den Bann ausſprach über die Beſtrebungen der mo-

dernen Philoſophie und gegen ſie ankämpfte in fanatiſchen Controverspredigten, liefert jetzt ſelbſt den Katechismus gleichſam, die Bekenntnißſchrift dieſes neueſten Bewußtſeins:

Nach langem Schlafe regt ſich forſchend der Gedanke,
Doch trübt ihn noch und hemmt die Zeit und ihre Schranke.

Mag, was wir meinen, auch ſich ſpalten noch und trennen,
Die freie Forſchung iſt's, wozu wir uns bekennen.

Wir laſſen uns den Geiſt nicht hemmen mehr und knechten;
Es gilt, das höchſte Recht auf Erden zu verfechten.

Auf! wecken wir vom Tod die heilige Geſchichte,
Die erſt lebendig wird im Geiſt und ſeinem Lichte;

Mit dieſer Leuchte ſoll der Menſch den wunderbaren
Und heilig tiefen Schacht, des Heilands Herz, befahren.

Der volle Chriſtus iſt erſchienen nicht auf Erden,
Sein göttlich Menſchenbild muß noch vollendet werden.

Einſt wird das Heil der Welt, Erlöſung, ſich vollbringen,
Wenn Gott und Menſch im Geiſt lebendig ſich durchdringen.

Mag auch das Jeſusbild, der Wiederſchein den Sinnen
Im regen Strom der Zeit verzittern und zerrinnen,

Wenn alle Zeugniſſe von Jeſus auch zerſchellten,
Der Gottmenſch iſt der Kern, das Herzlicht aller Welten.

So nehmet mich nun auf in euren Bund, ihr Freien!
Ich laſſe mich von euch, ſei's auch zum Tode weihen! —
(S. 83—85.)

Dieſer Geiſt einer freien männlichen Ueberzeugung, dieſer friſche warme Hauch der Freiheit durchſtrömt und belebt

das ganze herrliche Gedicht. Freilich hat das strengere Urtheil auch an ihm noch Manches auszusetzen; freilich fehlt auch hier noch die volle, kräftige Plastik epischer Darstellung; freilich stört auch hier noch der Wechsel der Versarten, die Zersplitterung in einzelne Scenen und Situationen die strengere Haltung des eigentlichen epischen Gedichtes und zieht das ganze Werk mehr in das Genreartige, in die deskriptive, didaktische Poesie herab. Aber wenn auch noch kein vollendetes Epos, keine reine ungemischte Form, wohlan, so ist es zum Wenigsten der Anfang, die Skizze eines epischen Gedichtes, so ist es zum Wenigsten eine Form, ausgestattet mit allen reichsten Mitteln der Sprache, in ihrer Ungleichheit selbst dem Zustande der gegenwärtigen Zeit entsprechend, angefüllt überdies mit ihrem edelsten, köstlichsten Inhalt!

Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen,
Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
Mit Purpurmänteln oder dunklen Kutten;
Den Albigensern folgen die Hussiten
Und zahlen blutig heim, was jene litten;
Nach Huß und Ziska kommen Luther, Hutten,
Die dreißig Jahre, die Cevennenstreiter,
Die Stürmer der Bastille, und so weiter.

(S. 253.)

So sehen wir den Dichter denn am Ziele angelangt, das wir, beim Beginne seiner hoffnungsreichen Fahrt, ihm wünschten und das ihn nun auf ewig sichert vor allen Irrwe-

gen und vergeblichen Wanderungen: Fauſt's Zweifel ſind gelöſt, Savonarola's Dämmerung iſt gelichtet, kein Amerika mehr gebraucht es, dem Dichter eine Heimath zu gewähren: der Mann des Zweifels hat ſich entwickelt zum Mann der That, die volle Sonne iſt aufgegangen, er hat ſich angeſiedelt im Lande der Freiheit!

— — — —

Aber der Neid der Götter iſt unſterblich wie ſie. Tireſias, für die Gabe der Weiſſagung, büßte mit dem Verluſt des Augenlichtes; auch das Haupt unſers Dichters, nachdem er ſich gebadet in heitern, reinen Fluthen des Lichtes, umhüllen ſie mit Nacht.

Hoffen wir, daß dieſe Krankheit, welche den theuren Dichter umfangen hält, nur eine vorübergehende ſei und daß, wie ſein Genius aus der geiſtigen, ſo auch ſein Leib aus dieſer körperlichen Kriſis ſich glücklich, in erhöhter Geſundheit, herausringen wird. Die Nachricht ſeiner Krankheit hat Unzählige betrübt: die Nachricht ſeiner Geneſung würde ein allgemeiner Feſttag für Deutſchland ſein, das, mitten unter dem Geräuſch des Tages, in der Hitze eines ſo gerechten wie drängenden Kampfes, niemals doch aufhören wird, wie ein Schwert für ſeine Feinde, ſo auch ein Herz zu haben für ſeine Dichter. —

Und wär' es anders beſchloſſen und ſollte dieſe Nacht, die ihn umhüllt, nicht weichen: es ſei! ſo erhebe ſich

über seinem Grabe wenigstens, für den auch er gerungen und gestrebt, den er verkündigt und verheißen hat, der Stern der Freiheit, die Sonne eines freien volksthümlichen Lebens! so machen wir den köstlichen Epilog seiner Albigenser zur Wahrheit und erfüllen durch Thaten jenes inhaltschwere „Und so weiter," mit welchem seine Dichtung schließt!

Es wäre dies ohne Vergleich das schönste Denkmal, das die Nation ihrem Dichter errichten könnte. — —

III.

Die Sage vom Mädelſtein.

(Geſchrieben 1835.)

Die Sage vom Mädelſtein.

Es war ein friſch kalter Wintertag. Die Sonne glitzerte luſtig durch die nackten Zweige, der Himmel war blau und hell; nur weit im Norden lagen Schneewolken aufgethürmt, weiß und blank, daß man ſie kaum unterſcheiden mochte von den fernen Bergſpitzen, die, wie ein Rieſenvolk, trotzig emporſtarrten in die unbegrenzte Luft. Aus dem Thale herauf winkten goldene Kirchthurmfahnen, rothe Dächer, ehrwürdig bemooſte Giebel: und der Rauch, der, in langen, geraden Säulen, bläulich emporwirbelte, ſchien den einſamen Wanderer gaſtlich hinabladen zu wollen in die ſichere Umfriedung des Dörfchen, an den warmen Heerd, ehe noch die Sonne ſich zum Abſchied neigte.

Ueber den Kamm des Gebirges, das hier die Grenzmark zweier Länder bildet, ſchritt ein wunderliches Paar:

ein hoher ſtämmiger Mann, in der einfachen Tracht der Bergbewohner; um den Leib trug er einen ſchwarzen ſilbergeſtickten Gurt; wie er mitunter hart auftrat, war es, als ob es darin klapperte und klimperte, lieblichſten Klang, Silberklang! — und mit der Hand mußte er ihn ſtützen, ſo ſchwer war der Gurt.

Aber der Mann ſelbſt ſah keck und finſter aus; um den hagern Mund ſchwebte ein Zug des Unmuths, und die von ſchlichten ſchwarzen Haaren faſt überdeckte Stirn war wie von Groll gerunzelt.

Neben ihm ging, haſtigen Schrittes, ein junges Weib. Die Eile hatte das bleiche Antlitz geröthet; Ungeduld, Erwartung, Sorge ſprachen aus dem tiefſchwarzen Auge, das ſie mit einem unſäglichen Ausdrucke von Zärtlichkeit bald auf den Gatten neben ihr, bald ſorgſam und mütterlich auf ein Kindlein heftete, das, die vollen, rothen Wangen feſt anſchmiegend an die Bruſt der Mutter, in ihren Armen lag und ſchlummerte. —

Lange gingen die beiden Wanderer ernſt und ſchweigend neben einander: es war, als laſte auf ihnen ein Gram, eine Bangigkeit, eine Furcht, die Beiden die Zunge feſſelte.

Endlich — der Weg wandte ſich hier tiefer ins Gebirg, ſo daß die Ausſicht rückwärts dem Auge entſchwand — blieb der Mann ſtehen, und, an einen Fels-

block gelehnt, das Haupt nachdenklich auf den hohen Wanderſtab geſtützt, ließ er den finſtern Blick, wie prüfend, bald zurück nach jenſeit ſchweifen, bald oſtwärts in das Land vor ihm: und die gewaltige Bewegung der ſtarken Muskeln ſeines Angeſichtes ließ einen harten Kampf ahnen, den er innen kämpfte: bis endlich jeder andere Ausdruck einem faſt hämiſchen Lächeln wich, mit dem er gedankenlos vor ſich hinſtarrte. —

Das junge Weib trat vor ihn: das Auge ſchien ihr feucht zu ſein, mit gepreßten Lippen, zurückgehaltenem Athem lauſchte ſie auf die Mienen ihres Mannes. Kein Wort ward laut zwiſchen Beiden.

Da ſchlug ſie das Tuch zurück, darunter der Knabe lag, und mit dem einen Arme den Nacken ihres Mannes umſchlingend, reichte ſie ihm mit dem andern das Kind dar, das, im Schlummer lächelnd, nichts wußte von all den großen und kleinen Sorgen, die ſeiner Aeltern Herz umdüſterten. Der Mann fuhr auf: wie Sonnenſchein glitt es über ſein Angeſicht; über das Kind hingebeugt, küßt' er es ſanft und ergriff raſch die Hand ſeines Weibes. Sie aber konnte nicht mehr ſchweigen.

„Wie Du nur biſt, Joſeph!" ſprach ſie flüſternd: „Gehſt neben mir her, ganz ſtumm, ſiehſt mich nicht an, murmelſt für Dich allein und zählſt an den Fingern — iſt das eine Heimkehr, Joſeph? Sieht man ſo aus, wenn

man zurückkommt in die liebe Heimath, ein rechtſchaffnes Ehepaar, Geld im Sack und ein Gotts liebes Büble auf dem Arm? Wie? oder ſehn wir nicht aus, als hätt uns der Landjäger über die Grenze gebracht und wüßten nicht, wo wir unſer Haupt hinlegen ſollen? O Joſeph, das war einſt ſo! aber anders war es doch — denn Du, Joſeph, liebteſt mich — Du liebſt mich nicht mehr!" rief ſie, und ein heißer Thränenſtrom ſtürzte ihr aus den lieben Augen: „Das Geld hat Dir das Herz abgeſtoßen, haſt den Mammon lieber als mich, biſt ein grauſam reicher Mann geworden — aber auch ein grauſamer!" —

Unmuthig ſprang der Mann empor. „Wohl, wohl!" rief er: „dies hab ich um Dich verdient; mir geſchieht ſchon recht. Ich bin ja nun einmal der Thor geweſen, der um Weiberthränen ſeine ſchöne Zukunft opferte. Es ging uns gut da drüben, unſer Wohlſtand gedieh, ich konnte das Jahr ſchon abzählen, wo ich hätte Geld auf Zins geben können, jedes Jahr mehr. Und nun wie kam es? Nun weinteſt Du, nun grämteſt Du Dich, nun behaupteteſt Du, Du müßteſt ſterben im fremden Lande, nun ſehnteſt Du Dich heimwärts zu Deinen Aeltern — o wahrhaftig, wenn in dieſem Augenblick alles Geld, das ich im Gürtel trage, ſich für mich in eitel ſchwarze Kohlen verwandelte, es geſchähe mir Recht, völlig Recht,

ſo dumm bin ich geweſen! Auszuwandern, wo es Einem ſo gut ging! das ſchöne Geſchäft zu verkaufen, eben da es ſo recht in den Flor kam — Je nun," unterbrach er ſich ſelbſt und ein behagliches Lächeln ſpielte flüchtig um ſeinen Mund: „der Kaufſchilling war nicht ſchlecht: aber ward mir auch die Zukunft mit bezahlt, der mögliche, der gewiſſe Erwerb? Nun ziehen wir heimwärts, wie die Bußfahrer, aus dem weiten luſtigen Land in die finſtre Thalſchlucht, und ich, der ich aufrecht geſtanden vor Kaufherren und Edelleuten, ſoll mich nun bücken vor Deinen Aeltern, und meine Zeit hinbringen, ſie zu warten und etwa in den Schlaf zu ſchwätzen. — Indeß wer weiß —"

„Mann, Mann!" rief das Weib entſetzt, „vollende nicht! Ich weiß, was Du ſagen willſt — vollende nicht! O es iſt wahr: wenn ſie nicht mehr lebten! wenn ſie hingegangen wären, unverſöhnt, ohne Hoffnung, ohne Tochter, die ihnen die Augen zugedrückt, ohne daß ſie unſer Kind geherzt haben in Großältern-Freude" — Sie verſtummte zitternd.

Joſeph erſchrak, er beugte ſich nieder zu dem geliebten Weibe, und je länger er ihr ins Auge ſah, je milder wurden ſeine Züge; er umſchlang ſie heftig, zog ſie zu ſich herauf, küßte ihr die Thränen vom Geſicht —

er war ängſtlich und ſchmeichleriſch, wie Einer, der ſein Unrecht will vergeſſen machen.

„Liebes Weib!“ bat er: „Du weißt, ich bin oft ein eitler, wirrer Kauz; habe Geduld mit mir. Das Hocken im Thal, Jahre lang bei der Arbeit, hat mir das Blut dick gemacht in den Adern, — vergieb mir, liebes Weib!“ —

Aber ſie konnte den Thränen keinen Einhalt thun. „Nein, nein!“ ſeufzte ſie: „das hab' ich ſtets gefürchtet und nun kommt es, wie mein Herz es mir geſagt. Wir ſind ſündhafte Menſchen, Joſeph: — meinſt Du, Gott habe keine Züchtigung für uns? — Schau!“ fuhr ſie fort und ſah ſinnend um ſich: „es iſt dieſelbe Gegend, derſelbe Pfad, derſelbe Stein, auf dem wir ſitzen, wie damals. Fünf Jahre ſind es: — Du warſt ein ſchlanker Burſche, lieb und gut und rüſtig; wir liebten uns, aber Du warſt arm und meine Aeltern ſind es auch. Unſere Liebe war ihnen eine Thorheit; ſie drohten mir mit ihrem Fluche — bedenk' es wohl: mit ihrem Fluche, meine Aeltern! — Aber Du bateſt ſo ſüß, lockteſt ſo zärtlich — und ich ließ mich ja ſo gern verlocken! 's war ein luſtiger Maienmorgen, die Luft warm und lind, die Thäler grün; — ich ſtand auf vor der Frühmette und ſchlich mich durch die Pforte: da ſtandeſt Du und nahmſt mich in Deinen Arm, und wir herzten uns und

küßten uns. Die Aeltern hatt' ich nicht geküßt, — ohne Abſchiedkuß, ohne Händedruck fort, weit in die Welt! Und da rannten wir im Fluge, und ich hörte die Glocke läuten und dachte: Nun ſtehen die Aeltern auf und ſuchen dich und finden dich nicht und jammern! — dacht' es und fühlte — nichts. Ach, ich war ein ſündhaftes Ding! Die Glocke tönte mir nach: Kehr' um! kehr' um! Ich verſtand ſie nicht, ich hing mich in Deinen Arm — und ſo wanderten wir hinein ins fremde Land, arm und bloß, nur im Herzen unſere Liebe und unſern leichten Muth! Ein reicher Mann hatte Mitleid mit Dir, Du wurdeſt Arbeiter in der Glasfabrik — ach, es war wohl eine trübe, ſchwere Zeit! Aber Du biſt ein anſtelliger Mann, die künſtlichen Schleifereien, die aus Deiner Hand hervorgingen, wurden beliebt weit und breit; ich ließ es auch nicht fehlen, Tag und Nacht ſaß ich am Spinnrade. Und wie wir ſo treu aushielten und warteten in Geduld und ließen Muth und Arm nicht ſinken, ſiehſt Du, da wurd' es, da kam das Glück! da ſchenkte uns Gott dies Kind, da ſegnete er Deine Arbeit, da wurden wir wohlhabend" —

„Wohlhabend!" unterbrach ſie Joſeph, und ein ſeltſam unheimliches Feuer glühte in ſeinen Augen: „Ja, das ſind wir, Anna! und es iſt gut ſo, wie es nun gekommen iſt. Ich habe Deinen Bitten nachgegeben, das

Geſchäft drüben hab' ich verkauft, und nun ziehen wir nach Hauſe, Deine Aeltern mit uns auszuſöhnen. Es iſt ſehr gut ſo. Sie ſollen ſich wundern, die alten Leute, und die Muhmen und Vettern, die ewig klugen, und all das Volk im Dorfe, wenn nun der verlaufene Joſeph wiederkommt, reicher denn all die armen Schlucker und gewandt und witzig, wie ſie hinter ihren Pfählen niemals werden. Sie ſollen aufhorchen und Augen machen, was wir erzählen können von fremden Städten, wo wir geweſen ſind, und von Kaufherren und Edelleuten, die alle meine Arbeit gekauft haben und gelobt. Ich will auch nicht die Hände in den Schooß legen," ſetzte er eifrig hinzu: „ich fange den Kram hier von Neuem an, — wir wollen noch reich werden, Anna! ſehr reich!" —

„Nicht doch, Lieber!" bat Anna. „War denn Reichthum das Ziel, wonach wir ſtrebten? war er die Hoffnung, für die ich lebte, liebte, litt, daß wir nun prunken wollen und Hoffart treiben mit dieſen Gaben, die uns der Himmel ohne unſere Würdigkeit geliehen? War's nicht vielmehr das Bild meiner Aeltern, das mich wach erhielt am Spinnrocken weit über die Mitternacht hinaus, das mich vom Lager ſcheuchte früh mit dem erſten Hahnenſchrei? Das war *meine* Hoffnung — o Joſeph!" rief ſie mit Entzücken, alle Trauer war verſchwunden, ihr Antlitz glänzte lieblich vor Freude: „komm! komm!

Wenige Stunden noch und ich liege in meines Vaters, in meiner Mutter Armen; ihre Hände, die ſich abwandten in Fluch, ſollen auf unſerm Haupte ruhen in Segen — komm und laß uns eilen, Joſeph!"

Das Kind war erwacht, und die kleinen Händchen aus dem Tuche hervorſtreckend, ſchaute es die Mutter mit klaren, klugen Augen an. „Gelt, Schelmchen!" rief Anna und herzte den Knaben; „merkſt den Großvater, mein Närrchen?" — Und hurtig, in der muntern Eile, mit der die Gewißheit eines nahen Glückes unſern Fuß beſchwingt, zogen die Wanderer ihres Weges weiter. —

Aber ſchon war die Sonne geſunken und das Schneegewölk hatte ſich von Norden her wie ein weiter, grauer Mantel über den ganzen Himmel hingelagert und fiel langſam in großen dichten Flocken nieder.

„Ein garſtiges Wetter!" ſagte Joſeph. „Es thut nicht gut, bei ſolchem Schneetreiben Nachts im Gebirge ſein; mach' geſchwind, meine Liebe!" —

Aemſig ſchritten ſie vorwärts. Aber immer dichter und dichter wirbelte der Schnee, ringsum war die Gegend weiß verhüllt, und ein erſtarrend kalter Wind fuhr durch die Schlucht. Anna zitterte vor Froſt, ihr Kind feſt an ſich ziehend, fragte ſie oftmals: „Wie weit noch, Joſeph?" —

Aber der ging tiefſinnig vor ihr und antwortete nur mit unverſtändlichem Gemurmel; das Herz war ihm beklommen. — Denn zu gut kannte der erfahrene Mann das Gefährliche eines Schneetreibens, die Tücke des Weges, das Gräßliche des Fehltritts zur Nachtzeit, mitten im Gebirge, zwiſchen Klippen und Klüften, von aller menſchlichen Hilfe vereinſamt. „Eile Dich, eile Dich!“ trieb er und ſchaute rechts und ſchaute links, daß er auch nicht den Weg verfehle, und horchte bang umher, ob keines Menſchen Stimme zu vernehmen.

Aber der Schnee wirbelte und der Sturmwind ſauſte ohne Raſt. —

Plötzlich ſtand Anna ſtill: „Nun geht es nicht weiter,“ ſtöhnte ſie: „Nun halt an, ein wenig nur, mein Fuß verſagt“ — „Um Jeſus!“ rief der Mann: „nur jetzt nicht, Anna! nur jetzt halte Dich aufrecht! Jede Minute vergrößert die Gefahr, jede Zögerung beſchleunigt unſer Verderben. Reich' her den Arm, komm!“ —

Und rieſenkräftig, mit raſchem Schwunge, hob er die holde Laſt auf ſeine Schultern; ſie ſchwankte wie eine welke Blume, mit beiden Händen hielt ſie das Kind umklammert, ihre Locken flatterten im Sturm. Er aber, mit dem Stabe vor ſich hertappend, ſchon bis ans Knie in den loſen, feuchten Schnee verſinkend, ging mühſam vorwärts.

Kein Sternchen ſchien; in weiter Ferne hörten ſie Glocken ſchlagen.

Das Kind wimmerte und ſchrie; Anna war ſtarr vor Kälte und Bangigkeit. „O, Lieber!“ ſeufzte ſie: „ich bin ſo müde; ſind wir denn noch nicht heim?“ — „Bald, bald!“ tröſtete Joſeph und mußte erſchöpft ſtille ſtehen. „nur noch eine Stunde Geduld!“ — „Ach,“ ſagte ſie, „ich will ja gern geduldig ſein; — denn ſiehſt Du, nun ſitzen die Aeltern vor dem großen ſchwarzen Ofen und blinzeln in die Glut und denken an ihre lang verlorene Tochter und grämen ſich. Und ſiehſt Du, Joſeph? wenn ſie ſich dann ſatt geweint und ſchon den Abendſegen leſen und nun ins Bett ſteigen wollen, — dann geht die Thür auf, nicht wahr? und wir treten ein und ſie küſſen uns und küſſen ihren Enkel, und dann iſt es Friede und Freude ewiglich.“ Und ſo lallte ſie fort, halb ſchon vom Schlummer überwältigt. —

Aber dem Mann erbebte das innerſte Herz; eine furchtbare Ahnung quälte ihn, und er vermochte es nicht, ſie los zu werden. Plötzlich ſtand er ſtill und ſetzte ſein Weib leiſe neben ſich. „Nun,“ ſagte ſie, „ſind wir zu Haus?“ — „Bald!“ antwortete er mit gepreßter Stimme: „Aber jetzt, Anna, warte hier — ich muß voran — wir haben uns verirrt.“ —

Anna fuhr empor: „Verirrt!“ kreiſchte ſie furchtbar: „verirrt! einſam! todt!“ —

Es brach dem Manne das Herz; mit ſchwimmenden Augen ſchaute er um ſich. — Sie ſtanden bei einem Felsblock, deſſen hohe Wölbung eine Höhle bildete, welche nothdürftigen Schutz gegen den Grimm des Unwetters zu verſprechen ſchien. Dorthin wollte er ſein Weib geleiten. Aber ſich feſt an ihn klammernd, widerſtand ſie. „Wohin willſt Du?“ rief ſie: „O, und der Tod iſt ſo bitter! Nun hat meine Ahnung nicht gelogen, nun iſt es gekommen, wie ich Dir ſagte: das iſt Gottes Hand! — Nicht von der Stelle darfſt Du, Du bleibſt hier, — hier!“ rief ſie mit ſchmelzender Stimme und ihre Thränen ſtrömten: „bei mir, bei Deinem Weibe — wir ſterben zuſammen, Joſeph!“ —

Joſeph rang die Hände und blickte flehend gen Himmel; aber nur die kalten Schneeflocken fielen auf ſein Angeſicht und miſchten ſich zerſchmelzend mit den Thränen des ſtarken Mannes.

„Und unſer Kind?“ ſagte er bebend.

„Ach, unſer Kind!“ lallte das unglückſelige Weib: „unſer ſchuldlos armes Kind!“ —

Sie riß das Tuch auf: der Kleine lag und ſchlief; aber die Händchen waren ſtarr: „Er iſt todt!“ ſagte ſie langſam und ſchlug das Tuch zuſammen. „Nicht doch,“

ſprach Joſeph: „er athmet, er lebt. Um dieſes Kindes willen, komm! Es wird ja noch Alles, Alles gut.“ — „Nimmer!“ murmelte Anna und wankte, von Joſeph geführt, auf den nahen Felſen zu.

Es war eine hohe enge Schlucht; ein Granitblock erſchwerte und vertheidigte zugleich den Eingang. Aber mit gewaltiger Anſtrengung, die letzten Kräfte ſammelnd, hob Joſeph Weib und Kind hinüber. Die Höhle war warm und trocken. Sanft legte er ſeine ſüße Bürde nieder. „Hier bleib, meine Liebſte!“ bat er: „hülle das Kind und Dich wohl ein; in wenigen Minuten, will's Gott, bin ich zurück. Bleibe wach, Anna! ſchlafe nicht, um Gott! Denk' an die Aeltern, an Dein Kind, an mich, Anna! und bete, bete zu den Heiligen!“ Glühend preßte er ſie an ſich: „Fort! fort!“ rief er und ſprang zurück aus der Höhle.

Aber noch ein Mal kehrte er um: mit beiden Händen faßte er Anna's Haupt, und niedergebeugt, ſtarrte er ſie mit verzehrendem Auge an.

Lautlos ruhten ſie Stirn an Stirn.

Und er riß ſich los. Draußen wehte der Wind ihn kalt und grauſig an. Er wußte nicht, wohin er ſich wenden ſollte. „Lebe wohl, lebe wohl!“ tönte Anna's Klageruf aus der Höhle nach. „Lebe wohl!“ rief er und rannte fort, gerad' hinein ins Schneegeſtöber und

den Sturm: es war ihm, als ſäh' er ſeine Lieben nimmer wieder. —

In Thränen zerſchmelzend, kniete Anna nieder: ihr Kopfband war aufgelöſt, und die von Schnee und Thränen feuchten Locken hüllten niederwallend das Kind an ihrem Buſen. Ihre ganze Seele war ein einzig glühendes Gebet: ſie flehte zur Himmelskönigin — nicht um ſich, nur um ihr Kind und ihren Mann! Und ſie wurde fröhlich und voll Zuverſicht, als müßte ſie erhört werden. —

Erſchöpft ſank ſie nieder, ihre Sinne ſchwanden — und ſiehe! es war ihr, als ſäße ſie in ihrer Aeltern Haus, und ihr Haupt ruhte auf ihres Vaters Schooß und die Mutter tändelte mit dem Kleinen und Joſeph ſtand daneben und lächelte: und es däuchte ihnen Allen, als wären ſie nie getrennt geweſen. —

Sie erwachte aus dem Traum; ſie hörte den Schnee vom Felſendach rieſeln, und horch! fernher aus dem Thale klang eine Glocke ſchaurig durch die Nacht — ſie lauſchte, der Athem ſtockte ihr: — es war die Todtenglocke. Sie faßte nach ihrem Kind — es athmete nicht mehr. Sie dachte an Joſeph, und es dünkte ſie, als wäre der ja auch ſchon lange, lange todt. Und ſie bog ſich langſam zurück und zog den Leichnam ihres Kindes an ſich und

faltete die Hände. Und der Schnee rieſelte fort und die Todtenglocke klang, und in der Höhle war es ganz ſtill. —

Wenige Tage darauf, da ein plötzlicher Regen den Schnee wegſpülte, fanden die Gebirgsleute Anna's und ihres Kindes Leichen. Joſeph's Leichnam ward eine Viertelſtunde davon, nahe beim Dorf, gefunden; er war in eine Kluft geſtürzt und zerſchmettert: — der ſchwarze ſilbergeſtickte Gurt war zerriſſen, die blanken Geldſtücke lagen ausgeſtreut über der Leiche.

In jener ſelben Nacht waren Anna's Aeltern im Dorf begraben worden. —

Der Felſen, wo Anna ſtarb, heißt noch heute der Mädelſtein.

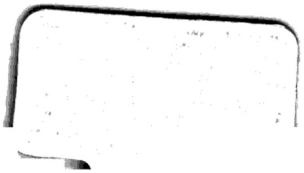
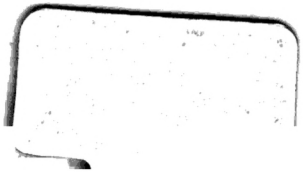
Halle,
Druck von Fr. W. v. Colbatzky

Norddeutsches Jahrbuch
für
Poesie und Prosa.

Mit Beiträgen
von
K. Beck, J. Blau, J. P. Eckermann, Em. Geibel, Ad. Harnisch, A. Hesse, Hoffmann von Fallersleben, Fr. L. Jahn, K. Julius, J. Kerner, Theod. Kerner, G. Kinkel, Krug v. Nidda, K. A. Mayer, E. Mörike, H. Ottenheimer, A. Peters, H. Pröhle, R. E. Prutz, H. Rollett, Fr. Saß, H. Schiff, G. Schwetschke, L. Storch, T. Ullrich und O. L. B. Wolff.

Herausgegeben
von
Heinrich Pröhle.

1847. 8. 1⅔ Thlr.

Der Verleger hat hierbei nur zu wiederholen, was ein Correspondent aus Berlin im Danziger Dampfboot Nr. 101 unter Anderm über das Erscheinen obigen Jahrbuches sagt: „Das Taschenbuch wird übrigens weder nach dem Ruhme unserer Volks- noch nach dem unserer socialen Literatur streben, sondern bei seinen Lesern und zu seiner Beurtheilung ein ganz freies poetisches Interesse in Anspruch nehmen. — Es ist zu hoffen und zu wünschen, daß das Publikum diesem neuen Vertreter der freien, productiven Literatur eine warme, lebendige Theilnahme zuwenden werde.“ —

59605808